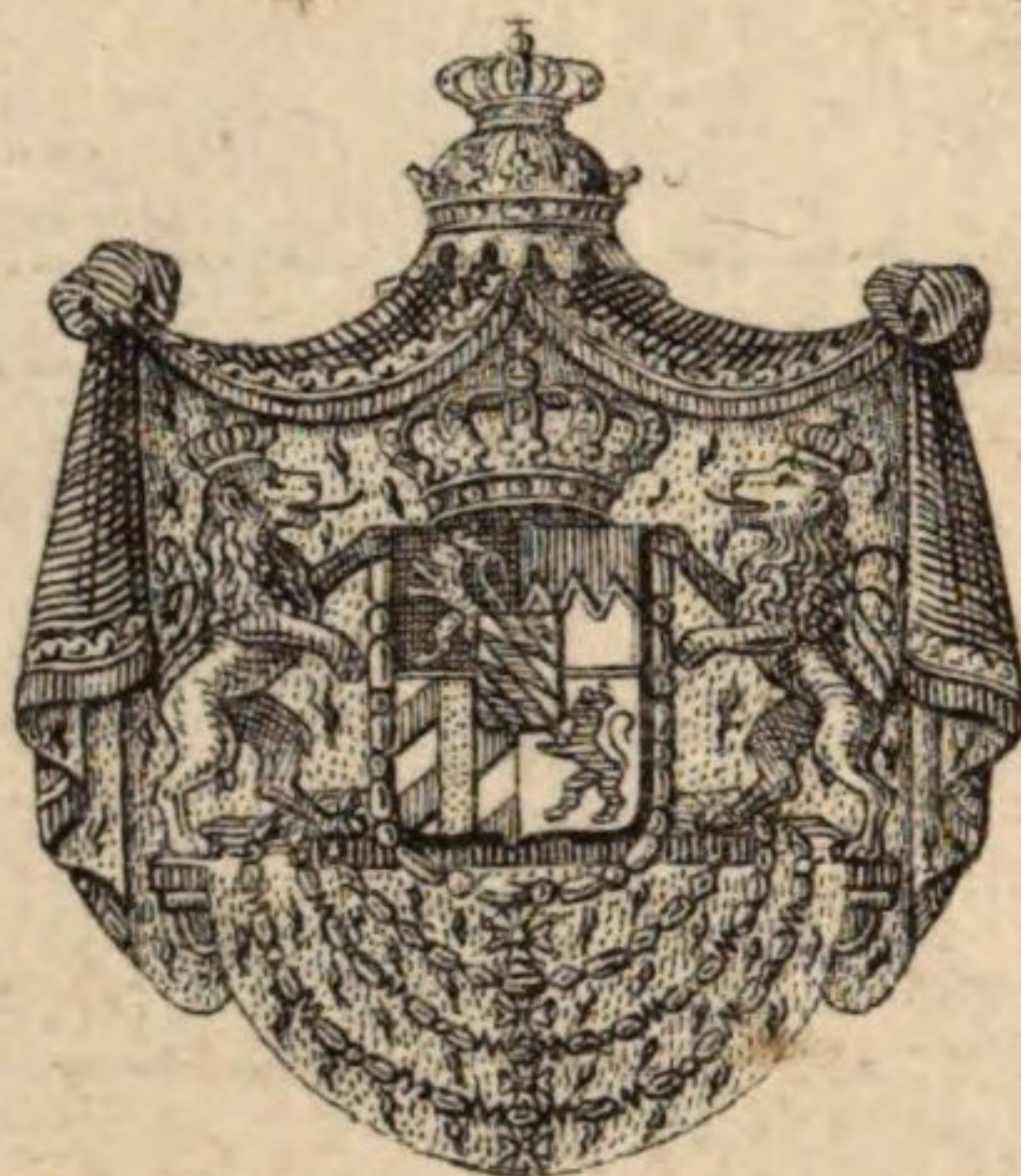


Anthr.

84^o

Lauvergne.



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die
letzten Stunden und der Tod
in
allen Classen der Gesellschaft
Die
letzten Stunden
der Menschheit, der Physiologie und der Religion
und
der Tod

in allen Classen der Gesellschaft.

Frei nach dem Französischen bearbeitet.

Leipzig.

Ernst Fleischer.

1842.

Die

letzten Stunden

und

der Tod

in allen Classen der Gesellschaft.

Die
letzten Stunden und der Tod

in
allen Classen der Gesellschaft

aus den Gesichtspunkten
der Humanität, der Physiologie und der Religion

betrachtet

von

H. Lauvergne,

Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon.

Frei nach dem Französischen bearbeitet.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Fleischer.

1843.

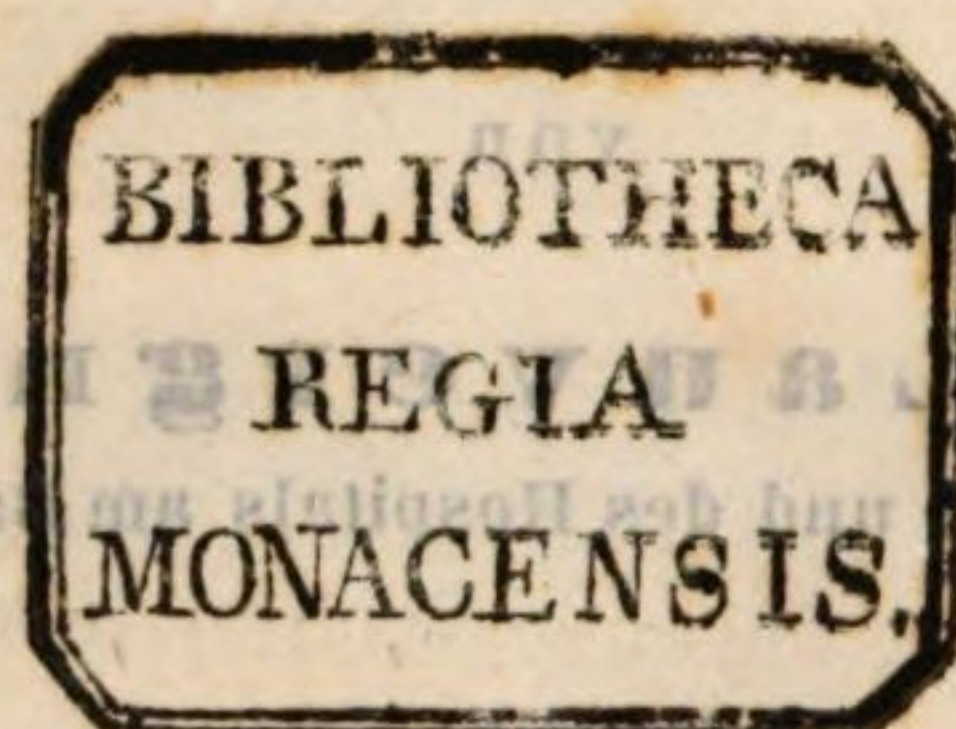
S. D.

Die
letzten Stunden und der Tod

in
allen Classen der Gesellschaft

aus den Gesichtspunkten
der Humanität, der Physiologie und der Religion

betrachtet



Frei nach dem Französischen bearbeitet.

Erster Band.

Leipzig.
Ernst Fleischer.
1843.

Vorwort des deutschen Herausgebers.

Vielleicht mag es in Deutschland noch viel überflüssiger erscheinen, dieses Werk in unsre Sprache zu übertragen, als es den Landsleuten des Verfassers unerhört vorkommen dürfte, dass ein Franzose seinem Volke einen Spiegel vorzuhalten wagt, in welchem es, wenn er seine Gegenstände treu wiedergiebt, sich unmöglich gefallen kann. In der That, wenn Jemand die religiöse Gesinnung seiner Zeitgenossen, ihren sittlichen Werth, ihre politischen Institutionen, ihre Wissenschaft und Kunst, ihre industriellen Bestrebungen, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft so herb beurtheilt, und dies aus Gesichtspunkten, die nur Wenige mit ihm theilen werden, auf welche sich noch Wenigere ver-

setzen können, dann darf er darauf gefasst sein, dass unter dem allgemeinen Schrei der Entrüstung seine Stimme erstickt wird. Wenn er aber dennoch den Muth hat, sie zu erheben, sich dabei von einer Eigenliebe und Ueberschätzung des Einheimischen, die man den Franzosen mehr nachsagt als jedem andern Volke, loszumachen, und, obgleich vielleicht nicht ohne Befangenheit in einer gewissen, jetzt am wenigsten beliebten Denk- und Gefühlsweise, dennoch bis tief auf den Grund der Uebel zu schauen, an denen das heissgeliebte Vaterland leidet; dann scheint es doch wohl der Mühe werth zu prüfen, ob er recht gesehen, dem nachzudenken, was er so offenherzig ausgesprochen, zu überlegen, ob, wenn er die Krankheit richtig erkannte, er auch die rechten Heilmittel anzugeben wusste.

Jedoch, wird man sagen, das hat der Verfasser mit seinen Landsleuten, und diese mit ihm auszumachen; uns in Deutschland berührt das nicht. „Sollen wir über den Verfall eines grossen Volks, wie er hier unverhohlen geschildert ist, triumphiren oder ihn beklagen? Beides geziemt weder einer grossen und selbstständigen Gesammtheit, als welche wir begonnen haben den Fremden gegenüberzustehen, noch dem Einzelnen, der solche Erscheinungen nicht in den

engen Gesichtskreis des Nebenbuhlers ziehen, sondern als Weltbürger beurtheilen soll. Oder sollen wir uns gar mitgetroffen fühlen? Die wir uns alles dessen erfreuen und rühmen, was der Verfasser an seinen Landsleuten vermisst, und nicht mehr zurückstehen wollen in dem, was jene besitzen und was wir längst an uns vermisst haben? Wozu also uns sagen, was nicht für uns gehört? —

Und wenn dem so wäre; seit wann hat der Deutsche verlernt, über seine Grenzen hinauszuschauen, um Gutes und Schlechtes, Nützliches und Unnützes, Neues und ihm längst besser Bekanntes sich anzueignen zu seinem Gebrauch? Wenn nun gerade jetzt die Zeit ist, wo wir, nicht mehr wie sonst die Kleidung und die geradebrechten Worte und die Sitten anderer Völker kindisch nachäffen, nicht mehr den Abhub der Fremden als Erzieher unsrer Kinder bei uns füttern, nicht mehr ihre Sendlinge Zwietracht unter uns säen lassen wollen, sondern wo wir, in ernsterer Absicht, in gewaltigerer Bewegung, im Begriff stehen, die langgewohnten Gleise zu verlassen, der Geisteskraft unseres Volkes, die nur dem Uebersinnlichen gewidmet, seiner Betriebsamkeit, die ein Jahrtausend nur auf seinen Boden gewendet war, eine ganz neue Richtung

nach aussen hin und ein in unbekannter Ferne und in ungemessener Grösse gedachtes Ziel zu geben; wo wir die Begünstigung dieser Bestrebungen von Formen des öffentlichen Lebens erwarten, unter denen wir sie anderwärts haben gedeihen sehen; wo wir, mit einem Worte, das, was andre Völker gross gemacht hat, wie eine nur weiter zu verwaltende Erbschaft antreten wollen; — dürfte da nicht ein Blick auf diese Erbschaft zu werfen sein, nicht nur um zu erfahren, in wie langsamer, wie sehr durch Zeiten und Orte, Volkscharakter und einzelne Persönlichkeiten bedingter Entwicklung sie heranreifte — daran werden wir durch die Geschichte genug erinnert — sondern auch um zuzusehen, welcher Art sie sei, ob sie ihre bisherigen Besitzer, die wir darum beneideten, auch so glücklich wie gross gemacht hat; ob sie denn, da wir meinen, nur durch sie ein Volk zu werden, für jene wirklich das einzige Bindemittel war, das wir in ihr vermuthen; oder ob wir nicht mit ihr das Gewand des Nessus an uns reissen, das uns vergiftet?

Wer nun unter uns, ein aufmerksamer Beobachter seiner Zeit, solche Betrachtungen und Zweifel in verschwiegener Brust trägt, oder auch, dem allgemeinen Zujachzen zu dem über uns

gekommenen „Erwachen“ entgegen, sie laut zu äussern wagt; wer nicht von der Vergangenheit, die uns die Geschichte erzählt, sondern von der Gegenwart, die unmittelbar zu uns spricht, lernen will; endlich wer zwischen den Zeilen dieses Buches zu lesen versteht, und sich weder durch den Punkt, von dem der Verfasser bei seinen Betrachtungen ausgeht, noch den, auf welchen er sie alle zurückführt, irre machen lässt über das wirklich Lehrreiche und Bedeutungsvolle dieses Werks, und gern ihm folgt in die Tiefen, in die nur ein so eigenthümlicher Geist hinabsteigen konnte; bei dem hofft sich auch der Uebersetzer einigen Dank für die Mühe erworben zu haben, mit der er manche Härten, manche Mängel verwischte, die kraftvollen Gedanken und die feurigen Schilderungen aber, die auch einen unbekümmerten Leser ansprechen werden, so treu, so lebendig und oft so derb wiederzugeben suchte, als ihn die markige Sprache des Originals, mit der ganz anders zu ringen war als mit einem pariser Tagesproducte, dazu reizte.

Was in den vorstehenden Bemerkungen angedeutet ist, liegt freilich in der Vorrede des Verfassers und in seinem ersten Capitel nicht so gleich auf der Hand, dass man nach Lesung derselben mit dem Urtheile über dieses Buch

fertig sein könnte. Die schwachen Seiten desselben sind nicht nur in diesen Partien, sondern allenthalben zu finden; in deren Verfolgung wird man aber auch den eigentlichen Kern desselben aus der Schale lösen; nur nach diesem ersucht der Uebersetzer, nicht für sich, sondern für den Verfasser, das Buch zu würdigen.

Wem übrigens die neueste französische Literatur bekannt ist, wird den Verfasser als denselben wiederfinden, der durch sein im vorigen Jahre herausgegebenes Werk: „*Les forçats considérés sous le rapport physiologique, moral et intellectuel, observés au bagne de Toulon*“, welches auch in dem gegenwärtigen häufig angezogen ist, sich in Deutschland bereits einige Anerkennung erworben hat.

Im December 1842.

Vorrede des Verfassers.

Nichts ist so fruchtbar an moralischen Belehrungen als die letzten Stunden und der Tod des Menschen.

Bevor ich mich hierüber weiter verbreite, und ehe ich meine Leser auf den Schauplatz selbst führe, der ihnen so viel Bedeutungsvolles und Erschütterndes zur Betrachtung darbietet, muss ich daran erinnern, dass die menschliche Seele hier nur als solche auftritt, die im Stande ist, über die Nichtigkeit der Dinge nachzudenken, und der es nicht an Zeit gefehlt hat, sich zu sammeln. Das nur eben erst in seinen Anfängen sich versuchende Denken des noch ganz jungen Kindes, das nur in unzusammenhängenden Spuren sich äussernde oder ganz zerrüttete des Blödsinnigen und des Wahnsinnigen, das umdämmerte des neunzigjährigen Greises schliessen sich natürlich von unserer Aufgabe aus. Der Tod lehrt uns hier weiter nichts als das gleiche geistige Unvermögen der beiden Extreme des Lebens und die logische Unmöglichkeit einer Ueberlegung dessen, was unsere Bestimmung sei.

Diese Ausnahmen also abgerechnet, wird es im Allgemeinen, bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft, wohl kaum einen Menschen geben, den der Gedanke des Todes nicht irgend einmal ernsthaft beschäftigt hätte. Wenigstens ohne sich diesen Gedanken recht deutlich zu machen, hat sich wohl jeder einmal an sein Ende erinnert; Wesen, die über diese schwierige Frage in vollkommener Gleichgültigkeit geblieben

sind, sind regelwidrige Erscheinungen; wir haben ihrer als Gehirnkrüpel gedacht oder als der armen Vernachlässigten, denen in der Jugend die erste mütterliche und religiöse Anleitung gefehlt hat.

Die Ansichten aber, welche Jeder über das Ende des Menschen sich bilden mag, würden, wenn man sie von jedem Einzelnen genau und bestimmt erfahren und darlegen könnte, sicherlich den richtigsten Massstab für seine Geistesbildung abgeben. Von der treuerherzigen Zuversicht auf das Wort des Geistlichen, bis zu den höchsten Einsichten herauf, die einen Schimmer von Offenbarung durchblicken lassen, giebt es mancherlei Abstufungen von Glauben und Ueberzeugung, welche zusammen die vollständige Geschichte der Menschheit, aus dem moralischen, intellectuellen und religiösen Gesichtspunkte ausmachen. Aber auch über den politischen Zustand eines Landes giebt die Ansicht, welche dort über unser Loos jenseit des Grabes vorherrscht, Aufschluss. Denn die Religion eines jeden Volks, oder, was manchmal ihre Stelle einnimmt, seine herrschende Denkweise, die uns die Bestrebungen und die Hoffnungen der Einzelnen darlegt, lässt uns zugleich mit einem Blick übersehen, welcher Art seine Moralität sei.

Jedoch wir haben es hier weit weniger mit den Völkern als mit den Individuen, und mehr mit Frankreich insbesondere als mit andern Ländern zu thun. Wenn wir bei der Frage über die Art, wie man stirbt, uns manchmal auch an diese letztern gewendet haben, so geschah es nur, um daraus den Schluss zu begründen, dass die letzten Stunden und der Tod des Menschen nirgends unter so abweichender Gestalt eintreten

als in Frankreich. Unsre unzählbaren Meinungsverschiedenheiten über das Sein in einem zweiten Leben, die Vielheit unsrer Lehren, unsre Gleichgültigkeit über das Loos der Seele, sind in den allermeisten Fällen die Ursachen, welche ein übel geführtes Leben und einen unnatürlichen Tod verschulden.

Das religiöse Gefühl wird mit uns geboren, und seit Anbeginn der Welt hat man das Bedürfniss empfunden einen Gott zu glauben und anzubeten; unsre Seele strebt zu ihrem Schöpfer empor und deshalb leuchtet ihr die Hoffnung ihn eines Tags zu erblicken. Diese Sehnsucht facht unsre Liebe für unsers Gleichen an; sie wird uns der Antrieb das Gute zu thun, um Gott gefällig zu werden und für unsern Hingang das Glück zu erwerben, zu seinen Auserwählten zu gehören. Man denke sich eine heutige Gesellschaft, wo diese von reinen Geistern verkündeten Glaubenssätze noch, wie in uranfänglichen Zeiten, von Allen geachtet, geliebt und befolgt werden, würde da nicht jeder Einzelne für die Art seines Lebens und Sterbens sicher eintreten können? Wenn aber dagegen diese grossen Wahrheiten vergessen, vielleicht von den falschen Propheten des Volks entstellt werden; wenn dieses den Ruf seines Gewissens, von welchem es an Gott und Tugend gemahnt wurde, endlich erstickt; wenn es seine Seele ganz von seinen Leidenschaften unterjochen lässt, wenn es von Golddurst verzehrt wird, und diesen zu befriedigen jedes Mittel ergreift; welches wird die Sittlichkeit dieses Volks sein und auf wie viel der gottgeschaffenen Natur des Menschen unwürdigen Wegen wird es seinem Grabe zueilen? Die Antwort ergiebt sich von selbst, wird man sagen;

dieses Volk stirbt in der Anbetung seiner falschen Götter; noch sein letzter Seufzer wird dem Cultus der Materie gelten. Dennoch ist dem nicht immer so; hundertmal gegen eins lehrt uns die Erfahrung das Gegentheil. Die Erklärung dafür ist folgende. Kein Mensch, er sei welcher er wolle, wird als Atheist oder Materialist geboren; er bringt die Ahnung eines höchsten Wesens und das Gefühl für Recht und Unrecht mit auf die Welt. Gott, der durch den Mund der Sterblichen redet, ist schon durch die angeborenen Ideen unser erster Gesetzgeber. Wer sich zum Materialismus bekennt, verleugnet die Stimme seines Gewissens; er entäussert sich seines moralischen Erbtheils und tauscht dafür eine Lehre ein, die er von seiner innern Neigung zum Bösen hernimmt und die ihn mit demselben vertrant macht. So wird er der Sklave seiner selbst, er opfert die Güter seiner Seele den beschränkten Versprechungen einer Bequemlichkeitstheorie, die seinen Leidenschaften keinen Zwang anthut. Aber niemals verliert Gott sein Recht auf seine Creatur. Mag der neue Adept im Genusse der Gegenwart leben; mag er selbstsüchtig, habgierig, ohne Treu und Glauben, unzüchtig, und was sonst noch alles sein; mag er jede sittliche Schranke überspringen bis zur Stunde des Todes. Dann aber werde man, wenn es möglich, sein Freund, oder sein Arzt, oder sein Beichtvater, und dann höre man auf jedes Wort, das seiner Seele entschlüpft. Wenn diese, wie meistens, ihr Bewusstsein behält, so wird man die unwiderleglichsten Beweise, dass der früher seiner so sichere Freigeist den Glauben an Gott und an Unsterblichkeit der Seele niemals hat von sich werfen können, nur in den aller-

seltensten Fällen vermissen. Daraus folgt: ein Atheist auf dem Sterbebett ist unmöglich.

Wenn der Tod einen Menschen nicht ganz plötzlich hinwegrafft, so geben die Erscheinungen und Vorgänge des Sterbens dem unbefangenen Beobachter ein so unerbittlich treues Bild des Menschen, dass es nicht übertroffen werden kann; die entfliehende Seele zeigt sich ganz so wie sie war; ein paar Stunden braucht sie nur, um den Inhalt des längsten Lebens in seiner ganzen Nacktheit überschauen zu lassen.

Niemals ist der Mensch seines freien Willens mächtiger, und sind ihm die zahllosen Vorstellungen seines Geistes gegenwärtiger, als während der feierlichen Stunde, wo Leben und Tod um seinen Besitz streiten, oder vielmehr, wo die Seele mit der Materie ringt. In dieser Stunde der Prüfung und Entscheidung kommen seine sittlichen Eigenschaften und seine geistigen Fähigkeiten zum Vorschein, wie er sie erhielt und wie er sie ausbildete; er ist schlicht, alltäglich, erhaben, unwürdig oder gottähnlich, je nach dem was er aus seiner Seele gemacht hat.

Es giebt ursprüngliche Verschiedenheiten unter den Seelen; und damit ist auch die grösste Verschiedenheit der letzten Stunden und des Todes gegeben.

Wie das zu erklären sei, soll dieses Buch, wenn es aufmerksam gelesen wird, lehren. Für jetzt mag die Andeutung genügen, dass, da die Menschen nicht mit gleichen Eigenschaften und Fähigkeiten der Seele geboren werden, sie das, was in wichtigen und entscheidenden Stunden, hauptsächlich aber in der wichtigsten von allen, auf dem Sterbebette, in ihrer Seele vorgeht, unmöglich auf dieselbe Weise und mit derselben Stärke deutlich machen können.

Im Allgemeinen stirbt man wie man geboren ist und wie man gelebt hat, das heisst, je nach dem Gebrauche der angeborenen Anlagen und den Mitteln, die uns zu Gebote standen. Die Idee eines Gottes aber durchläuft alle Abstufungen von dem schlichtesten Glauben an bis zur höchsten und klarsten Anschauung. Den einen dieser äussersten Grenzpunkte finden wir in dem armen Landmann, dessen verwirrte Bruchstücke von Glaubensartikeln der Dorfgeistliche zurechtlegen muss; den andern in einem heiligen Bruno, dem Gott und Unsterblichkeit der Seele in einer Klarheit vorschweben, als habe er im Rathe des Ewigen mitgesessen. So lange die Völker noch in der Kindheit sind, erhalten sie ihren Glauben von den Gesetzgebern und Weisen überliefert und diese erbauen ihn auf die unerschütterliche Grundlage des Daseins eines höchsten Wesens; wie sehr auch sonst alles Uebrige von einander abweiche und damit die Verschiedenheit der Religionen entstehe. Also nur in den Perioden, wo die Menschen anfangen in eine gesellschaftliche Vereinigung zusammenzutreten, haben sie wahrhaft einen gemeinschaftlichen Glauben, sterben sie mehr oder weniger vertrauend auf eine und dieselbe Hoffnung der Fortdauer. In dem Masse aber wie die Cultur eines Volks steigt, wie es erwächst in der Vervollkommnung seiner Beziehungen zu den Dingen des Weltalls, ändern sich seine Vorstellungen durch die Eindrücke, die es von den neuen ihm geläufig gewordenen Gegenständen empfängt; es stellt Betrachtungen darüber an, und, gerade herausgesagt, es macht sie zu den Gottheiten, die es verehrt. Diese Zeit gänzlicher Umgestaltung ist genau dieselbe, welche an Hervorbringungen der Künste, des

Luxus so reich ist, die die Quellen tausendfacher in dem Weltall verborgen liegender Genüsse eröffnet, und, was dasselbe ist, die Seele von dem Borne der Urwahrheiten ablenkt. Wo einmal diese Abwege eingeschlagen sind, da giebt es keinen Stillstand mehr, bis die äusserste Höhe aller denkbaren Civilisation, das Chaos der Intelligenz erreicht ist. Jeder nach seinem Vermögen zieht an dem Triumphwagen der neuen Lehren; dieser beweist der Masse, dass die Lüge Wahrheit sei, jener ringt nach Macht und Ansehen, ein Dritter sucht die Kunst zur Vollkommenheit zu steigern; und da zuletzt Gold es ist, das jeden Genuss gewährt, so drängen sich Alle, von dem glänzendsten Genie bis zum beschränktesten Kopfe, auf den Weg, der sie zum Besitz führen soll. In dem durch und durch künstlichen Dasein, welches das Erzeugniss einer übertriebenen Civilisation ist, muss der Grundgedanke, auf welchem zu allen Zeiten der sittliche Werth eines gleichförmig religiösen Lebenswandels geruht hat, der an den Tod, nothwendig seinen ursprünglichen Sinn einbüssen. Denn Geniessen kann nicht das Handeln sein, welches zum rechten Sterben vorbereitet; die Lehren aber, welche Lohn und Strafe in einem künftigen Leben leugnen, sind nur die Zugabe einer Epoche, wo das materielle Wohlbefinden bis auf die der Menschheit mögliche äusserste Schranke ausgedehnt worden ist. Soll der Tod mit seinen Geheimnissen verstanden werden, so bedarf er dazu einer sehr reiflich überlegenden und auf dem Glauben ruhenden Betrachtung; dann leuchtet er weithin, wie ein Pharus der Hoffnung und Liebe. Aber dieser Pharus, den der religiöse Mensch in seiner heissen Sehnsucht erblickt, ist für den,

der mit vollen Segeln auf dem Ocean irdischer Wollüste dahin schifft, nur ein leeres herkömmlich gebrauchtes Bild. In einem Jahrhundert des Egoismus, wo die Befriedigung des eignen Selbst einem Jeden die wichtigste Angelegenheit ist, macht sich auch ein Jeder seine Religion und seine Sitte nach einer Reihe von Vorstellungen, die zu seinen Leidenschaften passen; überall sind Menschen, nirgends die Menschheit; jeder geht auf sein offen bekanntes Ziel los, und da dies allenthalben, nur nicht im Gebiete des Uebersinnlichen ist, so gelangt man zum Tode wie zu einem unvorhergesehenen Ende, für welches jedoch immer noch Zeit sei sich einzurichten. An dem Ziel des Laufes verschwindet die Einbildung des Lebens: jetzt steht die Gefahr dieser Stelle ganz unverhüllt da; und nun, wer den Menschen kennen lernen und begreifen will, betrachte ihn jetzt; er wird ihn hässlich oder bewundernswürdig finden, je nach dem Gebrauche, den er von den Geistesgaben gemacht haben mag, welche Gott in ihn legte, um ihn seiner Bestimmung würdig zu machen. Wahrlich es ist keine leere Sage aus alter Zeit, es ist eine Wahrheit, die sich jeden Augenblick wiederholt: die Todesstunde macht den Einen gottähnlich, den Andern zum erbärmlichsten Geschöpf. Wer Menschen aller Classen sterben gesehen hat, kann sich unmöglich der Ueberzeugung erwehren, dass mit dem Herannahen des Todes für Jeden eine neue Weise zu denken und zu hoffen beginnt. Dieses „zweite Gesicht“ ist mehr oder weniger scharf, es reicht mehr oder weniger weit, je nach den sittlichen Kräften eines Jeden; aber tröstlich ist es sagen zu können, dass der anscheinend Geringste oft erblickt, was der Stolze nicht für sich zu fordern

gewagt hätte. Wie oft hat uns nicht das Bild des Steuermanns, der gegen den Sturm gerüstet ist und ihm glücklich entkommt, an einem Sterbebette vorschwebt, wo wir das triumphirende Ende des Gerechten bewunderten!

Der Tod giebt aber auch schreckliche Lehren; und wenn es jemals gelingt die Menschen auf die Stimme der Weisheit horchen zu machen, so geschieht es ohne Zweifel nur durch die Schilderung der Kämpfe, welche eine von ihrem Gewissen gefolterte Seele mit den Dämonen ihrer Gedanken zu bestehen hat, sobald ihr irdisches Dasein zu Ende geht.

Der Tod ist ein gerade eben so natürlicher und eben so unerklärlicher Vorgang wie das Leben; die wahren oder eingebildeten Schrecknisse, mit denen man ihn umgeben hat, verbergen uns die Wahrheiten, welche er darbietet. Dem Menschen von sittlicher Gesinnung und unverkünsteltem Denken naht er mit solchem Frieden und so wahrhaft erhebend, dass es nur der verschrobenen Cultur mit allem ihren Gefolge gelingen konnte, die so natürliche Kunst recht zu sterben zu den Seltenheiten und Unmöglichkeiten zu machen. Doch unter den guten Menschen, die von den Wandern des Geistes und den Sophismen der Vernunft nichts wissen, deren von den Vätern überkommene Moral und Religion auch für sie das unverbrüchliche Gesetz geblieben sind, und die von der grossen Stadt nichts weiter kennen als den alten Dom und den Marktplatz, unter ihnen ist jene Kunst noch nicht verloren gegangen; und ihr Sterben ist ein beneidenswerthes.

Noch stehen die untern Classen des Volks den einfachen Wahrheiten der Natur nahe genug, um in allen

wichtigen Angelegenheiten ihres Lebens in einem gleichförmigen gesunden Sinne zu handeln. Geburt, andächtiger Lebenswandel, Ehe und Tod sind für den Einen wie für den Andern Anfang, Verlauf und Ende ihres Daseins, in welches keine dramatischen Ereignisse Mannichfaltigkeit bringen, das sie in hergebrachter Uebereinstimmung durchlaufen. Wo sich, und zwar in der Nähe volkreicher Städte, Abweichungen hiervon einschleichen, wo wirklich das Leben auch des Landmanns bunter wird, da darf man dies der Berührung mit der in ihrem Umsichgreifen nie ruhenden Civilisation zuschreiben. Diese verwandelt freilich durch die unwiderstehliche Macht des Hanges zum Wohlleben die ärmliche Hütte in eine Villa, und sie erzwingt es, auch dem Naturmenschen die vergoldeten Laster einzuimpfen; doch das wahre Glück bringt sie ihm nicht. Und so giebt es, wenn nicht mehr unter den schlichten Gemüthern und zufriedenen Herzen, unter der gesunden und rüstigen Bevölkerung, die in dem Glauben ihrer Väter lebt und stirbt, keine naturgemässe Einheit und Gleichförmigkeit des Sterbens und des Todes weiter. Denn über jene hinaus fängt die moderne Menschheit, das neue sociale Leben an, das nach eingeschulten Formeln geführt wird, wo überall die Kunst die Natur übertüncht, wo selten das Herz die Rede führt, wo alle böse Leidenschaften, unter mehr oder weniger prächtigen Namen die Welt regieren, und den Menschen über seine wahre Bestimmung täuschen. Gleichwohl ist die Ansteckung nicht allgemein und, was die Hauptsache ist, nicht unvermeidlich; kein unabwendbares Verhängniss heftet das Laster an die verschiedenen Lagen des Lebens; wenn wir jedoch das Geschehene nicht ungeschehen machen, wenn wir den Lauf der Dinge, wie er einmal ist, nicht aufhalten können, so

ist es ein Glück, dass es keiner Classe der Gesellschaft an Weisen, wie Gott und die Natur sie wollen, fehlt, die als Beispiel und Muster dienen können.

Ein wunderliches, buntscheckiges, alle Gegensätze und Widersprüche in der Menschheit in sich begreifendes Gemälde also rollt sie vor uns auf, diese Schilderung der letzten Augenblicke unsers armen, von der Civilisation so gehetzten Geschlechts. Wenn diese Civilisation, wie die Lobredner der heutigen Zeit meinen, wirklich durch ihre Erwerbungen in den Künsten des Lebens so ausserordentlich glücklich und vortrefflich ist, wie kommt es, dass alle ihre Künste sie verlassen, dass sie so gar nicht zu rathen weiss in der Stunde, für welche der Einfältige am Geiste so viel Stärke und Muth übrig behält? Woher denn die mannichfaltigen tragischen Arten, aus dem Leben zu gehen? Vermag die neue Kunst so gar nichts, denen, die sie mit ihren Gaben überschüttet hat, die Qual des Gewissens zu ersparen oder zu erleichtern? Wie, die Intelligenz, die unter ihren Händen einen solchen Aufschwung genommen hat, die die Erde und den Himmel ermisst, diese kann den Tod nicht verstehen, noch seine Schrecken beschwören?

Doch, unter den ausgezeichneten und vielgepriesenen, unter den wahrhaft frommen und unter den erfolgreich thätigen Menschen, unter den tiefsten Denkern und den naivsten Gemüthern giebt es einige, deren Sterbestunden (ich habe sie öfter in diesem Werke „offenbarende“ genannt) wohl geeignet sind, über das wahre, nie aufzuhebende Verhältniss zwischen der Seele und der Materie aufzuklären. Diese Menschen sind als ganze Menschen gestorben; und da sie sich hin-

länglich in der Gewalt hatten, um, nach dem Beispiel eines Alten, wahrzunehmen, wie ihre Seele entwich, so war die schönste Seite im Buche ihres Lebens die letzte, ihr nachahmungswürdiger Tod. Oder wäre der Tod des Sokrates nicht eins der erhabensten Muster in dieser Art?

Niemand wird bestreiten, dass der richtigste Gesichtspunkt, das Geheimniss unsrer Bestimmung zu durchschauen, der sei, der dem Ende des Lebens am nächsten ist. Die letzte Stunde, wo, fast entledigt der Fesseln der Materie, eine Seele einmal sagen kann: „Ich gehöre mir“, muss wohl eine offenbarende sein. Wir haben dabei noch keineswegs jene höhern Intelligenzen im Sinne, deren ganzes Leben eine Vorbereitung auf ihren Tod war; sie sind zu selten, diese fast übermenschlichen Naturen, die die Vorsehung nur immer dann in die Welt sandte, wenn die von grossen Uebeln gebeugte Menschheit ihrer bedurfte, um an ihnen hinaufzusehen, von ihnen den Himmel anflehen zu lernen.

Zwischen diesen und ihnen Aehnlichen, und zwischen dem schlichten Menschen, der in dem naiven Glauben an Gott lebt und stirbt, steht nun die ungeheure Masse des Menschengeschlechts, die ganz eigentlich den Gegenstand unserer Betrachtungen über letzte Stunden und Tod abgiebt. Wie wir sie für diese Betrachtungen vertheilt haben, das nehme man nicht etwa für eine Classification, zu der wir uns weder fähig noch aufgelegt fühlten. Wir hoffen dennoch an der, welche das Inhaltsverzeichniss darlegt, alles das angeordnet zu haben, was uns lange Beobachtung und unerchütterliche Ueberzeugung auszusprechen drängte.

Einfluss der Religion und der Regierungen auf die letzten Stunden und den Tod . . . S. 73

Ueber die Hellsichten. — Allgemeine Ansichten über ihren Einfluss auf die letzten Stunden. — Zweck jedes Cultus. — Ueber den Lebensmuth und seinen Geist. — Charakter des wahren Menschthums. — Der Falschheit. — Die Milder von den Hellsichten. — Der Koran. — Letzte Stunden und Tod der Kinder des Altes. — Das Christenthum. — Der Protestantismus. — Sein Einfluss auf die Stillekeit der Völker. — Keine Moral und keine Dornen. — Das Ende des Protestantismus. — Der Katholicismus. — Betrachtungen über die verschiedenen Glaubensformen. — Ueber den Schutz, welchen die Regierungen dem Cultus angedeihen lassen. — Der Katholicismus in Italien. — Einfluss auf Geist und Gemüth. — Ueber den Einfluss des Christenthums. — Cultus, Cerimonien, Glauben und Sitten in Mittelitalien. — Letzte Stunden und Tod der Helden. — Das Sterben der Päpste. — Christenthum und letzte Stunden in Toscana, Corsica, Frankreich. — Einiges über das Ende der Araber in Algerien.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Phrenologische und moralischen Vorbetrachtungen . . S. 1

Bestimmung des Begriffs der Sterbestunde. — Moralische Betrachtungen über diesen letzten Abschnitt des menschlichen Daseins. — Ueber die Seele. — Mittel zur Würdigung ihrer Kraft, ihres Aufwärtstrebens und ihres Umfassungsvermögens. — Diese Mittel sind physische und metaphysische. — Unter den erstern ist das Studium des Gehirns der natürliche Schlüssel zu jeder begriffsmässigen Auffassung. — Die Formbildung des Gehirns war den Aegyptern und Griechen bekannt als Unterscheidungsmerkmal von Charakteren und Volksstämmen. — Die vergleichende Phrenologie ist die Fackel der Psychologie. — Beweise für diese Behauptung aus dem Studium des Alterthums. — Ueber die weibliche Schönheit, und das vollkommenste Oval des Kopfes. — Das Gehirn ist der Mensch im Kleinen, der homunculus der Alchemisten. — Seine Hervorragungen sind die Punkte der Verbindung mit der Welt. — Phrenologie der höhern Seelen. — Ueber die Offenbarung. — Zustand der Seele während der Sterbestunde oder in Gegenwart einer grossen Gefahr. — Ueber das Schauen des Uebersinnlichen oder den Sinn für Offenbarung. — Beispiele vom zweiten Gesicht. — Das Organ des religiösen Sinns erhebt die Seele bis zum Schauen höherer Dinge. — Fromme Verzückungen und offenbarende Sterbestunden. — Phrenologie der niedern Seelen. — Abweichungen von der Form des classischen Kopfs. — Letzte Stunden grosser Verbrecher. — Marat's Strickerin. — Trieb zur Grausamkeit und zur Zerstörung in den Zeiten der Anarchie. — Verschiedenes Ende des Menschen. — Hellwerden des Geistes in der Sterbestunde.

Zweites Capitel.

Einfluss der Religionen und der Regierungen auf die
letzten Stunden und den Tod S. 73

Ueber die Religionen. — Allgemeine Ansichten über ihren Einfluss auf die letzten Stunden. — Zweck jedes Cultus. — Ueber den Islamismus und seinen Geist. — Charakter des wahren Muselmanns. — Der Fatalismus. — Die Mythe von den Houris. — Der Koran. — Letzte Stunden und Tod der Kinder des Allah. — Das Christenthum. — Der Protestantismus. — Sein Einfluss auf die Sittlichkeit der Völker. — Seine Moral und seine Dogmen. — Das Ende des Protestanten. — Der Katholicismus. — Betrachtungen über die verschiedenen Glaubensformen. — Ueber den Schutz, welchen die Regierungen dem Cultus angedeihen lassen. — Der Katholicismus in Italien. — Sein Einfluss auf Geist und Gemüth. — Ueber den Aberglauben im Christenthum. — Cultus, Ceremonien, Glauben und Sitten in Mittelitalien. — Letzte Stunden und Tod der Römer. — Das Sterben der Päpste. — Christenthum und letzte Stunden in Toscana, Corsica, Frankreich. — Einiges über das Ende der Araber in Algier.

Drittes Capitel.

Die Trunksucht S. 122

Allgemeine Betrachtungen. — Einfluss des Missbrauchs geistiger Getränke auf Sitten und körperliche Beschaffenheit der Völker. — Pathologische Ergebnisse. — Beispiele. — Die Matrosen aus dem nördlichen und die aus dem südlichen Frankreich. — Die Trunksucht führt den Geist zur Knechtschaft. — Sterben und Tod der Trunkenbolde.

Viertes Capitel.

Die Verirrungen des Geschlechtstriebes S. 146

Functionen des kleinen Gehirns. — Ueber die Ehe und ihren Einfluss auf Familie und Staat. — Die hoch gesteigerte Civilisation hat den Sinn für diese Einrichtung ausarten lassen. — Der alte Bräutigam. — Der siebenzigjährige Ehegatte. — Ueber die Eifersucht und das Ende, wozu sie führt. — Merkwürdiges Beispiel eines Todes aus Eifersucht. — Hysterie von Erlöschen und Verirrung des Geschlechtstriebes. — Widersprüche in der Erziehung der jungen Mädchen. — Eine Sappho. — Der hysterische Scorbut. — Die Polygamie. — Die Männer von wüster Lebensart. — Ihr Sterben und Tod. — Bemerkungen über die Möglichkeit, den Einfluss des kleinen Gehirns durch Erziehung zu regeln. — Schluss.

Fünftes Capitel.

Die Spielwuth S. 184

Ueber die **sittliche Freiheit des Menschen.** — **Der Königsmörder.** — **Ursache der Monomanien.** — **Die Spielhäuser.** — **Charakter des Spielers.** — **Die Spieler auf den Galeeren.** — **Die charakteristischen Köpfe unter ihnen.** — **Beispiele.** — **Selbstmord wegen Verlustes im Spiel.** — **Der ruinirte Spieler.** — **Geschichte einer Leidenschaft für das Spiel.** — **Das verschiedene Ende der Spieler.** — **Die Frauen als Spielerinnen,** und das **Lotto.** — **Noch ein Galeerensträfling.** — **Schluss.**

Sechstes Capitel.

Der Wucher S. 211

Psychologie des Wucherers. — **Charakter, Sitten, Ungeselligkeit, Sterbestunde und Tod desselben.** — **Beispiele und Schilderungen.** — **Gewaltsame Todesarten des Wuchers.**

Siebentes Capitel.

Der Geiz S. 224

Psychologie des Geizigen. — **Der travestirte Geiz.** — **Der Kirchenvorsteher.** — **Der Gefängnißvater.** — **Die Sucht zusammenzuscharren noch über der Liebe zum Leben.** — **Der Geizige in der Klemme.** — **Tod eines Harpagons.** — **Phrenologisches.** — **Arznei des Geizigen.** — **Eine Krankheit.** — **Verkehrte Erziehung der studirten Geizigen.** — **Der Geizige glaubt nie zu sterben.** — **Sein Mangel an Religiosität.** — **Sterbestunde und Tod.** — **Ein letztes Wort über seinen letzten Seufzer.**

Achtes Capitel.

Der Selbstmord S. 243

Ursachen des Selbstmordes in der Jugend. — **Phrenologisches.** — **Das achtzehnjährige Paris.** — **Ueberdruss am Leben und Leerheit der Seele.** — **Selbstmord aus Mangel an sittlicher Haltung.** — **Die sogenannte liberale Erziehung.** — **Der junge Mediciner.** — **Das Opium.** — **Mangel an Religiosität eine Ursache des Selbstmords.** — **Thörichte Ansicht von der Vernichtung.** — **Falsche Philosophie und Freigeisterei.** — **Phrenologisches.** — **Selbstmord aus ohnmächtigem Ehrgeiz.** — **Der Kaufmann zu Pisa.** — **Der Golddurst und das feilschende Frankreich.** — **Statistik des Selbstmords.** — **Muth ohne Glück, der den Tod sucht.** — **Die Liebe als Ursache des Selbstmords.** — **Romantismus und Sentimentalität.** —

Verzweifelnde Liebe. — Die Kinderbälle. — Betrogene Liebe. — Religiöser Fanatismus. — Lypemanie. — Falsche Ruhmsucht — Poetischer Tod. — Die Hautkrankheiten als Ursachen des Selbstmords. — Das Heimweh. — Duell auf Tod und Leben. — Schluss

Neuntes Capitel.

Letzte Stunden und Tod beim weiblichen Geschlecht S. 309

Die ächte Frau. — Ihr Leben und ihr Tod. — Die Rangsüchtige. — Die für die Liebe Geschaffene. — Ihr Ende. — Todesfurcht. — Die Dame nach der Mode. — Die Emporgekommene. — Der Unterricht in der Sinnlichkeit und die Hysterie. — Einfluss derselben auf das weibliche Geschlecht. — Die niederen Stände und ihre tugendhaften Töchter. — Nachahmung schlechter Beispiele. — Verkehrte Erziehung der Töchter. — Die drei Classen junger Mädchen: 1. Die in Mystik versunkenen. — 2. Die Emancipirten, deren Leben und Tod. — 3. Die Dirnen. — Deren Physiologie. — Statistik der Dirnen im südlichen Frankreich. — Phrenologie. — Eine ägyptische Marie in der Provence. — Der Matrose und das Freudenmädchen. — Dreierlei Todesarten der Dirnen. — Lebenslauf einer solchen. — Die Dirne im Hospital. — Die Gebesserte. — Die Dirne als Vermächtniss für die Anatomie. — Die Bordellwirthin. — Ihr Tod. — Schluss.

Achtes Capitel.

Der Selbstmord S. 243

Ursachen des Selbstmordes in der Jugend. — Phrenologisches. — Das achtzehnjährige Paris. — Ueberdross am Leben und Leereheit der Seele. — Selbstmord aus Mangel an sittlicher Haltung. — Die sogenannte liberale Erziehung. — Der junge Mediciner. — Das Opium. — Mangel an Religion. — Thörichte Ansicht von der Wichtigkeit eines Ursache des Selbstmordes. — Falsche Philosophie und Freireiserei. — Phrenologie. — Selbstmord aus ohnmächtigen Eindrücken. — Der Kaufmann zu Paris. — Der Goldhändler und das leischende Frankreich. — Statistik des Selbstmordes. — Muth ohne Glück. — Der Tod nach. — Die Liebe als Ursache des Selbstmordes. — Romantismus und Sentimentalität.

Erstes Capitel.

Phrenologische und moralische Vorbetrach- tungen.

Bestimmung des Begriffs der Sterbestunde. — Moralische Betrachtungen über diesen letzten Abschnitt des menschlichen Daseins. — Ueber die Seele. — Mittel zur Würdigung ihrer Kraft, ihres Aufwärtstrebens und ihres Umfassungsvermögens. — Diese Mittel sind physische und metaphysische. — Unter den erstern ist das Studium des Gehirns der natürliche Schlüssel zu jeder begriffsmässigen Auffassung. — Die Formbildung des Gehirns war den Aegyptern und Griechen bekannt als Unterscheidungsmerkmal von Charakteren und Volksstämmen. — Die vergleichende Phrenologie ist die Fackel der Psychologie. — Beweise für diese Behauptung aus dem Studium des Alterthums. — Ueber die weibliche Schönheit, und das vollkommenste Oval des Kopfes. — Das Gehirn ist der Mensch im Kleinen, der homunculus der Alchemisten. — Seine Hervorragungen sind die Punkte der Verbindung mit der Welt. — Phrenologie der höhern Seelen. — Ueber die Offenbarung. — Zustand der Seele während der Sterbestunde oder in Gegenwart einer grossen Gefahr. — Ueber das Schauen des Uebersinnlichen oder den Sinn für Offenbarung. — Beispiele vom zweiten Gesicht. — Das Organ des religiösen Sinns erhebt die Seele bis zum Schauen höherer Dinge. — Fromme Verzückungen und offenbarende Sterbestunden. — Phrenologie der niedern Seelen. — Abweichungen von der Form des classischen Kopfs. — Letzte Stunden grosser Verbrecher. — Marat's Strickerin. — Trieb zur Grausamkeit und zur Zerstörung in den Zeiten der Anarchie. — Verschiedenes Ende des Menschen. — Hellwerden des Geistes in der Sterbestunde.

Was die Menschen gewöhnlich „Sterbestunde“ nennen, bezeichnet den Eintritt der materiellen Zerstörung, bei welcher sich die Seele vom Körper trennt. Der Atheist, der das Dasein einer Seele leugnet, sieht

nicht einmal so viel in den Vorgängen der Sterbestunde; für ihn ist sie nur der Beginn des völligen Aufhörens dessen, was belebt war, und dieses Aufhören ist Vernichtung.

Um das Ungenügende und Leere dieser Bestimmungen einzusehen, braucht man nur einen alternden Menschen ins Auge zu fassen, dem die Gabe geistvollen Denkens oder hochfliegenden Gefühls zu Theil ward: während das Alter die Thätigkeit seiner Organe immer mehr beschränkt, während er jeden Tag mehr hinwelkt, nehmen seine Seelenkräfte eine ganz entgegengesetzte Richtung, sie erheben sich um so höher zu dem Anschauen Gottes, zu diesem höchsten Ziel aller menschlichen Betrachtung, je näher der Körper dem Grabe zuwankt. Dem schönen Tode ist es vorbehalten, der Seele das Geheimniss des Lebens zu enthüllen.

Wir legen den letzten Stunden eine höhere und umfassendere Bedeutung bei. Für die ethische Betrachtung sind die Umstände, die den Menschen, an welchem Orte der Welt er sich befinden mag, dem Tode verfallen lassen, rein zufällig, sie lassen sich nicht vorhersehen und sind unzählbar. Ueberall kämpft das Leben mit dem Tode, aber nur die Seele kennt den Kampfplatz, der sich ihr öffnet, wenn die Zeit sie aus den Banden der Materie befreit. Nur der, dessen geistige Organisation sich kaum über den Instinct des Thieres erhebt, wird im Laufe seines Lebens niemals die geheimen Erschütterungen der Seele, die dem Tode ins Auge blickte, niemals ihre innere Stimme, wenn ihr eine Gelegenheit zum höheren Schauen ward, vernommen haben.

Diese Gelegenheiten bietet jede Zeit, jeder Ort, jeder Augenblick des Tages dar; aber sie wirken auf Jeden nur so viel, als er davon zu empfinden vermag. Der hochbegabte Geist findet schon an den kleinsten Theilchen des Universums Stoff zur Sammlung und stillen Betrachtung. Der rohsinnliche Mensch mit beschränktem Gesichtskreis empfindet bei den Zuckungen des Erdballs, die eine Stadt in ihren Grundfesten erschüttern, nichts als die einfachen Schauer eines Instincts, dem plötzlich das unvermeidliche Loos der Sterblichen klar wird.

Die Geschichte letzter Stunden von ihrer moralischen Seite betrachtet, umfasst alle Stufen des Erhabenen, der Leidenschaften, der Gemeinheit. Jeder Stand, jeder Charakter, jeder Grad von Bildung ist mehr oder weniger oft von den verklärenden Rührungen oder den jammervollen Beängstigungen einer Seele, die den Tod herannahen sieht, betroffen worden. Fragt den Geizigen, der bei dem Gedanken zittert, dass seine Schätze den Vergeudern in die Hände fallen sollen; fragt den Vater, der sich über die Wiege seines vom Fieberdelirium ergriffenen Erstgeborenen beugt; fragt sie nach ihren Gedanken und ihren Gefühlen! Das tägliche Leben ist nichts mehr für sie; sie vergessen den Schlaf, die Anstrengung, den Hunger; sie wissen nichts von ihrem Thun; nur die Seele schweift in der Unendlichkeit umher und holt sich da die Hoffnung oder die Vernichtung dessen, was ihr Gemüth erfüllt.

Diese Vorgefühle, welche man auch die übersinnlichen Wahrnehmungen der Seele nennen könnte, hängen mit tausenderlei individuellen Verhältnissen zusammen. Die Natur der Krankheiten, niederdrückende

oder erhebende Gemüthszustände, eine mehr oder weniger vollkommene Organisation des Gehirns, Erziehung und Beruf, Alter und Geschlecht, die Art des zufälligen oder natürlichen Todes, endlich die Stelle, die Jemand in der Gesellschaft einnimmt, alles das hat auf die letzten Stunden und das Sterben Einfluss, der sie zu einer eigenthümlichen Katastrophe, zu einer mehr oder weniger philosophischen und moralischen Entwicklung gestaltet. Alles muss sterben; das ist das allgemeine Gesetz der Schöpfung. Soll aber diese unerbittliche Forderung so erfüllt werden, dass sie auch die Bestimmung der Menschheit vernichtet? Giebt es in dem Vorgange des Sterbens gar nichts, was den Beweis lieferte, dass jenseits des Grabes nicht Alles vergehe?

Der Tod als das blosse Zerfallen bisher verbundener Elemente der Materie, ist eine Vorstellung, die anderen Vorstellungen weichen muss; und die Bedeutung, welche ihr der Fatalismus und die Verzweiflung beigelegt haben, ist nur der von Unwissenheit und Rohheit zeugende Ausdruck der Geistesbeschränktheit und des Hochmuthes.

Stellen wir also als Grundlehre auf: Sterben ist kein Aufhören, es ist blosse Veränderung. Das Leben ist für Alles, was sich in ihm bewegt, ein Ocean ohne Ufer und ohne Hafen; die Wesen, die ihn durchschiffen, legen nimmer vor Anker, sondern sie wechseln nur Stoff und Form, sie beginnen immer wieder ein Sein, welches nie endet. Nur der Geist überdauert die Form; und wenn diese an den Schranken des Zeitlichen zerbricht, so verfolgt jener seine unendliche Bahn. Was aus ihm wird, wenn das Schwei-

gen auf der todten Hülle ruht, wer mag davon etwas verkünden? Gewissheit haben wir nur für das, was wir in der Tiefe des eignen Bewusstseins erfassen. Dem Uebersinnlichen und der Gottheit geben wir nur unser eignes Gepräge, und keiner Intelligenz, selbst wenn sie den Himmel umspannt, ist es gegeben, ihr Werk mit der Unfehlbarkeit einer Seele, der die Offenbarung zu Theil wurde, hervorzubringen.

Alles nimmt ein Ende, und beginnt wieder von Neuem; das ist die grosse Lehre, die uns das Leben giebt. Die Welt von heute ist nicht mehr die von Anbeginn; das lebende Geschlecht ist umgewandelt; der Form nach ist es untergegangen und in einer andern Form wiedererschienen; im Ganzen oder im Einzelnen sind ganze Thiergeschlechter verschwunden, um nie wieder gesehen zu werden. Die antediluvianische Welt ist, wenn man sie richtig versteht, der Tod einer Welt; das Leben, welches in dieser waltete, ging von der Erde in den Himmel, und ist von da nach Gottes unerforschlichem Willen wieder herabgestiegen.

Der Mensch, der zuletzt kam, erscheint uns als das Meisterstück der Schöpfung, aber nur deswegen, weil er in den Mittelpunkt fertiger Dinge hineintrat, um ihre Harmonie zu vollenden, zu begreifen, und sich mehr oder weniger zu ihrem Urheber emporzuschwingen. Mehr oder weniger, sagen wir; wir könnten es ganz negativ ausdrücken, weil es ganz unzweifelhaft ist, dass die Menschen in dieser Beziehung nicht nach einem und demselben Typus organisirt sind. Wenn der Bau des Menschen und seine geistige Auffassung der Dinge ihm einen unleugbaren Vorzug vor

den übrigen Geschöpfen verleihen, so giebt es doch auch eine Aristokratie des Denkens, die für immer zwischen zwei scheinbar gleichgeschaffenen Wesen einen eben so unmessbaren Abstand unterhält, wie zwischen Zeit und Ewigkeit. Was wir nun hier und anderwärts von der geistigen Ausstattung des Menschen, die vom Alltäglichen und Gemeinen durch das Mittelmässige bis zum Erhabenen mannichfaltig abgestuft ist, sagen werden, das wollen wir nur soweit verfolgen, als sich die Ursachen davon innerhalb der socialen Verhältnisse der Welt auffinden lassen, ohne Gottes Rathschlusse vorzugreifen, der nicht gewollt hat, dass jedes Gehirn zu dem uneingeschränkten Genusse des Denkens gelangte.

Uebrigens ist der Mensch geboren, um die Erde sich anzueignen und oberflächlich nach den dunkeln Ahnungen seiner Seele oder nach fremder Belehrung ihren Schöpfer zu erkennen; oder ist es seine Bestimmung, aus den Beängstigungen, der Traurigkeit oder der ruhigen Betrachtung, denen seine Seele hingegeben ist, zu errathen, was sie war, bevor sie den Körper belebte, und rastlos in dem Gebiete der Unendlichkeit einen Gedanken der Seligkeit zu verfolgen? Wir, die wir die letzten Stunden und den Tod schildern wollen, wir haben diese Frage nicht zu entscheiden. Der Eine ist ein Mensch, der Andere ist ein Halbgott, das ist Alles; diesem ward persönliche Beruhigung zu Theil; jenen treibt das unersättliche Bedürfniss ausser sich zu leben. Uns beschäftigt an dem Räthsel des Lebens nur seine sociale Seite; diese soll uns Aufschluss geben, warum der Mensch mehr seinen Trieben nachgiebt, als der Einsicht gehorcht;

warum er den Weg zum Schlechten einschlägt, wo ihm der gerade Weg zum Guten offen steht; durch welche Verirrung seines Wesens er auf tausendfache Weise sieht, hört, vergleicht und handelt, leidet oder stirbt, und zwar alles dieses im Widerspruche mit Anlagen seiner Natur, die der Vervollkommnung fähig sind.

Das Geheimniss des sittlichen Lebens ist nur durch unablässige und ruhige Erforschung der Thätigkeit des Denkens zu erschliessen. Wie ein Arbeiter in seiner Werkstätte, so empfängt die Seele in dem Gehirn von aussenher den Stoff zu Vorstellungen; diese arbeitet sie aus, verbindet sie und äussert sie so, wie sie dieselben zu Stande gebracht hat. Unserer Ansicht nach war die Seele und hatte ihre Stelle ausserhalb der Materie im Gebiete des Unerschaffenen; denn wie anders soll man sich den Offenbarungsglauben erklären und auf was sonst wollen wir unsere Rückkehr zur Gottheit stützen? Nur indem wir die Seele als Ausfluss des höchsten Wesens und als Bildnerin des Menschengedankens auffassen, nur unter Annahme dieses zwiefachen Verhältnisses begreifen wir sie, gerade wie das allgemeine Leben dem organisirten oder mit Materie umkleideten Leben gehört. Ohne im Mindesten uns anzumassen, die Ursachen zu ergründen, erkennen wir doch, dass unter den Seelen ein verschiedenes Mass von Anschauungsvermögen vertheilt ist, dass es Abstufungen desselben vom niedrigsten bis zum höchsten giebt. Die Beobachtung wird die Belege dazu liefern. Endlich, was wir nur leise andeuten möchten, könnte es wohl sein, dass die Seelen dem Gesetz der Geschlechter gehorchten.

Bis auf einen gewissen Punkt kann man sich durch folgerechte Beobachtung den moralischen Menschen vortrefflich aus dem physischen, dem blossen Organismus, herauslesen. Dennoch würde es eben so kühn als unnütz sein, wenn man ihn erklären wollte wie ein geschriebenes Werk, dessen Inhalt man um so besser versteht, je mehr man mit dem Geiste der Sprache vertraut ist, aus der man ihn entnimmt. So ist es nicht; Denk- und Handlungsweise eines Jeden hängen von tausenderlei Umständen ab, die eben so verschieden sind, wie die Erscheinungen in der Welt. Das Ich ist ungebunden und selbstisch; stets entscheidet es sich nach gewissen Arten zu sein, die ihm angeboren sind, und die durch Gewohnheit ihm vertraut und zum Bedürfniss werden. Aus der Natur schöpft das Ich die Eindrücke, die es erhält. Diese sind ausser ihm, die Sinne suchen dieselben auf, wie die Hand sich auf die Tasten einer ungeheuren Orgel setzt, um ihr den Ton abzulocken. Die Seele empfängt ihre Eindrücke durch Vermittelung der Sinne, nimmt sie in sich auf und macht sie zu ihrem Eigenthum. So gründet und vermehrt Jeder sein Besitzthum, Gedanken genannt, je nach den Mitteln, die ihm wurden, es anzubauen und zu verschönern. Wissen wir auch nicht mit völliger Sicherheit anzugeben, worin die Kraft der Seele besteht, so erkennen wir doch, wie viel sie vermag, aus dem Guten, Nützlichen, Rechten, Erhabenen, was sie aus sich hervorbringt. In diesem Bezug giebt nun der gesellschaftliche Verband, welcher besteht, so lange das menschliche Denken für gemeinschaftliche Bedürfnisse, Neigungen und Fortschritte thätig gewesen ist, ein Mittel zur Beurtheilung

des Einzelnen, indem man seinen innern Werth nach dem abschätzen kann, was er für die Wohlfahrt des Ganzen gethan hat. Ein dieser widerstrebendes und freiheitsmörderisches Denken schliesst sich von der gesittigten Welt ab. Nur ein von der Erfahrung gebilligtes System der Erziehung vermag die Masse zur Einheit zu verknüpfen, und die Mutter, von der wir abstammen, führt uns ganz natürlich zuerst in das sociale Leben ein. Eine Mutter reicht uns die erste Nahrung, und die erste Regung der Seele des Säuglings glänzt in dem ersten Lächeln, welches er der Mutter zusendet; sie ist es, die ihm die Welt öffnet, und sie nennt ihm auch zuerst den Namen ihres Urhebers. Alle sociale Gesinnung eines Menschen lässt sich also zuletzt ihrem Ursprunge nach von einer guten Mutter ableiten. Unglücklich der, dem keine gute Mutter zu Theil ward! Das werden wir späterhin beweisen.

Den Menschen aus etwas anderem als aus seinen Werken zu erkennen und zu beurtheilen ist immer das Ziel derjenigen gewesen, die nach den ersten Ursachen forschten. Sie haben dieses Ziel beharrlich verfolgt bis in das Organ, ohne welches die Erscheinungen des Denkens unbegreiflich bleiben: dieses Organ ist das Gehirn. Seit Thales und Anaximander, und ohne Zweifel schon vor ihnen, in Aegypten und Indien, hatte man sich bemüht, die Thätigkeiten dieses Organs zu entdecken. Aber alle frühern und spätern Anstrengungen bis auf den heutigen Tag haben es nur bis zum Zweifel und zu leeren Annahmen gebracht. Alles was man seit zweitausend Jahren weiss, beschränkt sich auf höchst schwankende Folgerungen

aus der Vergleichung der Form des menschlichen Gehirns mit der des Gehirns der verschiedenen Thiere. Alles läuft auf die einfache Frage hinaus: Wodurch unterscheidet sich der Kopf des Thieres von dem des Menschen? Und die Antwort ist: Dadurch, dass bei jenem das Gehirn nach einem einzigen, besondern Muster gebaut ist, dessen Bildung die höchste Stufe in der Reihe der Geschöpfe erreicht, und einen, wo nicht vollkommenen, doch wenigstens den vollendetsten Typus darbietet.

Wenn man indessen sieht, wie das Leben der Empfindung und willkürlichen Thätigkeit in seinen Aeusserungen einen zunehmenden Fortschritt verfolgt in dem Verhältniss, wie die Formen des Gehirns in der Thierreihe bis zum Menschen hinauf immer verwickelter und zusammengesetzter werden: so liegt der Gedanke nahe, den moralischen Menschen in den physischen Merkmalen seines Schädels, dieser knöchernen Bedeckung, welche das Gehirn schützt, indem es seine Umrisse wiedergiebt, aufzusuchen. Von vornherein betrachtet, ist dieses Unternehmen der Gipfel des Hochmuthes; es heisst die Würde des Menschen, vorausgesetzt, dass alle Menschen das Gefühl dieser Würde haben, es heisst sie in den Staub herabziehen, wenn man sich vermisst, nach einer zufälligen bei der ersten Entwicklung entstandenen Hervorragung des Kopfes Tugenden oder Laster des Menschen bestimmen zu wollen.

Handelte es sich um eine Katze oder einen Affen, deren Instinct sich gleichmässig und ohne Unterlass in demselben Kreise herumdreht, so wäre die Annahme und die darauf gegründete Folgerung nicht so unnä-

türlich; eine Katze bleibt immer eine Katze, und welcher Beobachter, selbst mit verschlossenen Augen, wäre so unachtsam, dass er, wenn er den Kopf eines bekannten Thieres betastet, nicht dieses Thier zu beschreiben wüsste? Wenn aber das Gehirn des Menschen in seiner Bildung alle niedern Formen durchlaufen musste, um zu seiner endlichen Form zu gelangen, wäre es da nicht möglich, dass es in seiner aufsteigenden Entwicklung irgend etwas von einem Thiergehirn behalten hätte, was den Aeusserungen des Instinctes dieses Thieres entspricht? Diese so wahrscheinliche Annahme ist nicht erst von heute; sie ist so alt, wie Aegypten und Griechenland, und denjenigen, welche die Kunst aus philosophischen Gesichtspunkten studirten, musste die Vollendung der Formen in jenen beiden Geburtsstätten aller Poesie auf Erden wohl auffallen. Ist ein Satyr etwas anders als ein Bock in menschlicher Gestalt? Sind nicht alle niederen Gottheiten unter der gemilderten, vermenschlichten Gestalt der Thierwesen dargestellt, welche jene Völker verehren wollten? Man mische bei Bildung der Hauptzüge, welche den menschlichen Kopf auszeichnen, irgend ein Merkmal eines Thieres ein, und man wird an alle Gottheiten zweiten und dritten Ranges erinnert werden. Und findet man nicht in Aegypten die verdeckten Formen des Stieres Apis und unzähliger anderer jenem Lande heimischer Gottheiten an den Köpfen der Bildwerke heraus, die zu Hunderten dort ausgegraben werden? Sowie irgend ein Thier Gegenstand der Anbetung wurde, stutzten die heidnischen Völker das menschliche Gehirn, die Form des Kopfes so lange zu, nahmen so viel davon

weg, bis der Bock, der Stier, das Krokodil aus den Wölbungen des Schädels und den Gesichtslinien des vergötterten Thieres hervortraten.

So wurde es bewerkstelligt, dass der Mensch blieb, was er war, und doch einem tieferstehenden Geschöpf gleichen, dessen Triebe versinnlichen konnte. Man wusste mithin schon im grauen Alterthume, dass die Kenntniss der menschlichen Seele von der Auffassung der Umrisse des menschlichen Schädels beginne, und dass, um aus dem Menschen ein geringeres Geschöpf zu machen, man dem menschlichen Kopfe die schroffsten Hervorragungen des Vorbildes aufzwingen müsse. Nach den Abweichungen in den Formen des Gehirns richteten sich aber auch die Gesichtszüge auf eine Weise, die die Eitelkeit des Menschen aufs Aeusserste verletzen musste. Das hatten die Alten ebenfalls bemerkt; in ihrer getreuen Auffassung der Natur war es ihnen keineswegs entgangen, welche überraschende Aehnlichkeit manche Menschen mit gewissen Thieren haben, und welche wunderbare Uebereinstimmung alsdann zwischen dem Geistesvermögen jener und den Instincten dieser herrscht. Das war genug, um die praktische Bestätigung jener Entdeckung zu erkennen. Auch ist die Anwendung des Grundsatzes überaus leicht, sobald man seine Bestätigung an den Massen von Individuen im Naturzustande sieht, auf welche die Civilisation nicht gewirkt hat. Die einfache Aeusserung eines Hanges führt uns dann abwärts bis zu dem Thiere, dessen ganze Seelenthätigkeit in jenem Hange aufgeht, und wir überzeugen uns, dass die Form des Kopfes oder die Gesichtszüge des Subjects, welches wir betrachten, eine Unzahl physischer und

moralischer Aehnlichkeiten mit dem Typus, der zur Vergleichung dient, darboten. Wir kannten im Leben einen Menschen, und bewahren seinen Schädel in unserer Sammlung auf, der sein Lebelang völlig einem Schöpse glich. Er glich ihm im Betragen, in der Folgsamkeit, und man kann sagen in den Neigungen. Er war eigentlich Matrose, aber wegen seiner Schwäche und Blödsinnigkeit wurde er zum Hüter des Schlachtviehes an Bord eines Schiffes gemacht. Nun, dieser lebte ganz mit seinen Pfleglingen zusammen, liess sich von ihnen liebkosen, und wenn er einen davon zum Schlachten abliefern musste, so gab es einen fast brüderlichen Austausch gegenseitigen Kummers. Dieser Mensch lag lange krank, ohne dass es ihm einfiel, dass er sterben könne. In seinen letzten Stunden war er unglaublich ruhig, in einer stupiden Gleichgültigkeit; er sagte, ihm sei wohl, als ihn die Schmerzen nicht mehr verhinderten, auf einer Stelle liegen zu bleiben. Ohne Leidenschaften und ohne Verlangen hatte er nie kennen gelernt, was lieben oder hassen sei. Der Beichtvater, der ihm seine bewusstlos hergebetete Beichte halb vorsagen musste, fand ihm kein Vergehen zu vergeben. Er lallte die vorgesagten Namen Jesus, Maria, Joseph nach, wie er eben so unbefangen den Teufel und den Antichrist angerufen hätte. Kurz, er wäre als Christ gestorben, wenn er Mensch genug gewesen wäre, um sich bis zu religiösen Vorstellungen erheben zu können.

Solche Beobachtungen macht man jedoch nur an Naturmenschen. Diejenigen, die mit irgend einer niedern Stufe der Schädelbildung zugleich die Forderungen der Civilisation in sich aufnehmen, eignen sich

schon nicht so gut zu dergleichen Studien. Das kann uns auch nicht wundern; sehen wir doch, dass schon die Hausthiere, die wir um uns haben, etwas von den angeborenen Zügen ihres Instincts verlieren; sie empfinden unsere Gemüthsbewegungen und unsere Schmerzen mit; und wahrscheinlich würden sie, flöhen sie aus Menschenhass einmal in die Wälder, von ihren Verwandten nicht als ihres Gleichen anerkannt werden.

Die Aehnlichkeit eines Menschen mit einem geringern Geschöpf ist also der erste Schlüssel zu dem dunkeln Labyrinth, welches man Psychologie des Menschen nennt, und welches man nicht besser vergleichen kann, als mit den geheimnissvollen Schleiern der Isis, deren einer nach dem andern vor den Eingeweihten fiel, je nachdem sie auf der Bahn der Weisheit weiter vorwärts schritten. Auch die am tiefsten Eingeweihten suchten vergebens das ganz unverhüllte Symbol; glaubten sie das Wesen der Dinge zu erfassen, die reine Wahrheit zu schauen, so verbarg doch noch ein letzter Schleier der Isis ihnen zum letzten Male und für immer die Göttin, welche emblematisch die Grundursache des Weltganzen versinnlichte.

Um jedoch auf die einfachsten Elemente dessen zu kommen, was die Neuern Phrenologie genannt haben, müssen wir uns nochmals die plastischen Muster des alten Griechenlands vergegenwärtigen. Hier drängt sich uns nun die Bemerkung auf, dass, wenn ihre niedern Gottheiten Symbole der Richtung des Menschen nach dem Thiere hin darstellten, sie doch ganz anders verfahren, wenn es galt, die Erhabenheit eines Zeus oder einer andern Gottheit ersten Ranges zu veranschaulichen. Mit welcher wunderbaren Kunst

wussten sie da der Natur das Geheimniss der Wahrheit, das unveränderlich mit dem Geheimniss der Schönheit verbunden ist, zu entlocken! Um das classische Haupt des Vaters der Götter, des Schöpfers der Welten zu bilden, gehen sie zuerst von gegebenen Verhältnissen aus, und wählen die reinste und zur höchsten Vollkommenheit ausgeprägte Form des menschlichen Gehirns zum Typus; dann aber thun sie noch mehr, sie veredeln diese menschliche Vollkommenheit, sie steigern sie vorsätzlich und so erfinden sie die übermenschliche Stirn und die erhabene Braue des olympischen Zeus.

Was hier die plastischen Künstler Griechenlands geschaffen hatten, verkörperte so vollkommen die ideale Vollendung, dass lange Zeit nach ihnen Raphael und Michel Angelo in ihren unsterblichen Werken sie nur als ihre Meister erkannten und nachahmten. Das Schöne und Wahre lässt sich auch nur auf Eine Art darstellen. Nenne man eine jener erhabenen Personificationen, auf welchen die Züge der moralischen und physischen Macht zugleich thronen, Jupiter oder Jehovah, es bleibt immer dasselbe; noch mehr, man verstosse gegen die Natur, man umgebe sie mit Wolken wie zu Olympia, oder man lasse sie in der Luft schweben, umringt von Erzengeln, wie auf Michel Angelo's jüngstem Gericht — immer sieht man nur das Wahre und das Schöne, denn es sind übermenschliche Bildungen, die man nur vom Himmel holen kann.

Es liegt auf der Hand, dass der Faun oder Satyr einerseits, und der olympische Zeus andererseits die beiden weit auseinanderliegenden äussersten Typen sind, zwischen welchen in aufsteigender Reihe die

Kopfbildungen liegen, durch welche der griechische Künstler die verschiedenen sittlichen Ideen, Neigungen und Leidenschaften ausdrücken wollte. Wahrlich, jene alten Bildner waren die ersten Phrenologen der Welt, und nie haben wir geglaubt, dass die Neuern ihnen nur gleichkommen, geschweige denn sie je verdunkeln könnten.

Es gehört nur einige Kenntniss der vergleichenden Anatomie dazu, um einen menschlichen Kopf, den man aus allen zu ihm gehörigen Knochen wieder zusammenfügt, nach einem niedern Typus umzubilden, wenn man von den einzelnen hier und da etwas wegnimmt, oder ihnen zusetzt, sie in die Länge auszieht oder abstutzt, je nach der Absicht. Diese Umänderungen treffen nicht viel von der Knochensubstanz, und doch ist die allgemeine Form des Schädels umgewandelt, und dem Thiere ähnlich geworden, welches als Vorbild diente. Die Höhlen des Mundes, der Nase, der Augen, Breite und Länge des Gesichts, die verschiedenen Vorsprünge und Vertiefungen der Physiognomie stimmen zusammen, um den Uebergang in das ungewisse und nur entfernt ähnliche Antlitz eines Thieres darzustellen. Das Schädelgewölbe aber vollendet die Umwandlung, und hat man die Sache gut ausgeführt, so kann man die Sinnesweise und die Gemüthsart des Menschen bestimmen, mit welchem ein solcher Kopf Aehnlichkeit hat.

Ohne einen so schwierigen Weg einzuschlagen, wird ein mit dem Bau und der Vertheilung des Nervensystems vertrauter Anatom uns bei Betrachtung eines schmalen und abgeplatteten Schädels sagen können, warum das Gehirn, welches in jenen Schädel

eingeschlossen ist, gerade diese Form angenommen hat, warum diese Hervorragung einen grössern Umfang einnimmt als jene, und wenn er zugleich Phrenolog ist, so weiss er uns über die Seelenfähigkeit des Individuums, dem dieser Schädel gehört, hinreichende Auskunft zu geben. Umgekehrt wird er uns auf dem nämlichen Wege auch einen schönen Kopf, einen wohlgeformten Schädel construiren können, indem er das Schädelgewölbe nach allen Seiten erweitert, die Höhlen für die Sinnesorgane aber verengert und zurücktreten lässt, um dem Organe des Denkens einen geräumigen Platz zu verschaffen. Nun, die Griechen waren keine Anatomen; wenn man aber die hohe sittliche Bedeutsamkeit ihrer Werke erwägt, so muss man behaupten, dass sie analytisch und synthetisch wie Phrenologen verfahren. Sie hatten das Psychologische des Menschen bis in seine verwickeltesten Beziehungen durchschaut. Nie wird man an dem Kopfe einer ihrer niedern Gottheiten eine hohe und breite Stirn, oder die Schädelwölbung des Zeus antreffen; damit hätten sie der Wahrheit ihrer Darstellung Eintrag gethan. Der Satyr sollte den Begriff der Ueppigkeit versinnlichen; wie brauchte er dazu den Kopf eines Zeus? Er hat seine schmale und niedrige Stirn, den dicken kurzen Hals, breites bewegliches Gebiss, platte Nase und weit aufgeschlitzte Nasenlöcher, die das einschlürfen, was etwa den feuchten geilen Lippen entgehen möchte.

Sollte die blosse physische Stärke im Gegensatz zur sittlichen dargestellt werden, so bildeten sie einen breiten Kopf mit weit von einander abstehenden Augenhöhlen, kräftigen Kinnladen, stark hervorspringenden

Gesichtslinien, eine niedrige breite Stirn, mit übermässig stark gewölbtem Stirnhöcker auf jeder Seite, um die Stelle anzudeuten, wo der Stier seine Waffen trägt. Und wahrlich, niemals ist der Farnesische Hercules mit dem Kopfe eines Wiederkäuers und dem plattgedrückten Schädelgewölbe für einen der obern Götter, die den Weltkreis beherrschen, genommen worden. Sieht man, wie er sich schüttelt unter seiner marmornen Haut, so begreift man, dass er in dem convulsivischen Zustande seiner Muskeln mit einem Löwen kämpfen könnte; aber es wird auch, wenn man das geringe Hervortreten der edlern Erhabenheiten an seinem Kopfe betrachtet, keine Verwunderung erregen, dass er sich von einem Kinde leiten liess, oder zu den Füßen der Omphale spann.

Die Griechen haben uns aber noch andere unerreichbare Muster hinterlassen. Man sehe, wie sie gemischte Naturen, wo das reine Profil die reine Seele abspiegelt, darstellen; man betrachte die Niobe, und man wird die Entstehung der Phrenologie begreifen. Mehr als es scheint, hat diese Wissenschaft ihre contemplative Seite. Würden die griechischen Künstler, ohne ihr Entzücken über die Vollkommenheiten der Natur, die Idee einer Venus oder Minerva haben verwirklichen können? Die weibliche Schönheit konnte aber auch nirgends getreuer Verkörperungen finden als in Griechenland. Ihr Kopf ist ein harmonischer Verein aller seiner einzelnen Theile, ohne schroffe Vorsprünge, ohne entstellendes Missverhältniss der verschiedenen Ovale auf seiner Rundung. Hier athmet Alles den tiefen Frieden des Gemüths, die Mässigung des sinnlichen Verlangens neben der Süssigkeit der

Liebe, die den jungfräulichen Busen schwellt, neben der seligen Berausung, die ein Kuss auf den feingeschnittenen Mund verspricht.

Wo die gröbern Sinne des Geschmacks und Geruchs zu sehr entwickelt sind, dienen sie mehr niedern Gelüsten als der Seele, die blos nach dem sittlichen Schönen strebt; diese würde in ihrem Gehirn, dessen einzelne Theile sich sämmtlich gegenseitig das Gleichgewicht halten wie die Gestirne des Himmels, sich selbst genügen, wenn Geruch und Geschmack nicht jedem Wesen unentbehrlich wären, sobald es mit der Welt in Berührung tritt. An der antiken Venus und an der griechischen Schönheit überhaupt, deren ideales Profil uns überall in jenem Lande voll grosser Erinnerungen begegnet, sucht man also vergebens auf den seitlichen Contouren des Kopfs einzelne oder sämmtliche Hervorragungen des Gehirns, welche so oft den ungeheuren Mund und die weiten Nasenhöhlen des grobsinnlichen Menschen begleiten. Die schöne Form schliesst vielmehr jedes Attribut blosser Stärke und ungezügelter Leidenschaften aus; und da das Gehirn an seiner Aussenfläche die geistigen Anlagen jedes Wesens sichtbar darstellen soll, so durfte bei einer Venus die Stirnlinie nebst den seitlichen Contouren nur in reinster Krümmung sich gegen das hintere Oval des Kopfes fortsetzen und sanft abfallen.

Die Neigungen und Triebe der Seele haben ihren Sitz auf dem obern Oval; so lehrt wenigstens die vergleichende Beobachtung sanfter und wohlwollender Naturen. Dort finden sich nun drei Erhabenheiten, welche die gute Gattin, die vortreffliche Mutter, und die von göttlicher Liebe entbrannte Jungfrau ankündigen.

Wo das Dreieck, welches diese Eigenschaften der weiblichen Natur zusammensetzen, gut gezeichnet ist, da darf man sicher sein, den wahrhaft classischen Kopf dieser Art getroffen zu haben. Die erste jener Erhabenheiten liegt oben und nach den Seiten hin; es ist der Sinn für das Ausserordentliche; eine Dichtergabe, die etwas von Offenbarung verspricht; sie verschönert die gewöhnlichen Dinge des Lebens, und zeigt sie unter verlockender Gestalt wie ein Spiegelbild, das manchmal täuscht. Wird dieser Sinn für das Ausserordentliche durch die sittliche Liebe angeregt, so stellt er dem Weibe den Geliebten als den vollkommensten aller Männer dar; er schmückt ihre Kinder mit den Reizen des Körpers und des Geistes. Er ist es, der zum Ideal und zur Abstraction, zur Verzückung und zum romantischen Auffassen der Dinge führt; er ist das Gegengewicht der manchmal niederdrückenden Wahrheiten, an welche uns das wirkliche Leben und die Vernunft erinnern. In den letzten Stunden ungewöhnlicher Menschen spricht er sich manchmal auf eine erhabene Weise aus; wir werden mehrmals auf ihn zurückkommen.

Die zweite Erhabenheit liegt auf der Mittellinie des Schädels, etwas oberhalb des Stirnrandes, sie ist das Organ des Wohlwollens. Das Wort allein bezeichnet Alles, was eine Schilderung der hierher gehörigen Eigenschaften sagen könnte. Wo immer es ein wahres Weib giebt, da wird es nicht an Wohlwollen fehlen, dies ist bekannt.

Endlich die dritte Erhabenheit, die sich auf dem Schädel der antiken Niobe hervorhebt, ist das Organ der Kinderliebe. Gewiss, er konnte bei der unglück-

lichen Mutter, die dem unversöhnlichen Zorne der Juno verfallen war und deren Thränen vergeblich das Schicksal, welches ihre Kinder vertilgt, zu beschwören suchen, keine bessere Stelle finden, als hinter dem Scheitel des Kopfes, da wo die mächtige Flechte der schwarzen Haare ruht.

Das ist die wahre Bildung des Kopfes an einem ächt weiblichen Wesen. Sinn für das Ausserordentliche, Wohlwollen und Liebe schliessen ein Dreieck, in welchem eine Seele, ein ahnender Geist wohnt, der das Gute sucht und will, soweit es innerhalb der Schranken jener sittlichen Dreiheit zu erreichen ist.

Haben wir uns deutlich genug erklärt, so wird man nun auch begreifen, warum wir die Phrenologie hieher zogen, die anscheinend nicht zur Sache gehört, die wir aber als die einzige Aussicht auf den einzigen lichten Punkt der menschlichen Psychologie betrachten. Wie oft haben wir an dem Lager einer sterbenden Frau die Geschichte ihres ganzen Lebens gelesen, bloß weil wir auf ihrem Schädel eine Stelle fanden, die das erklärende Gepräge darbot! In tausend Fällen gegen einen schliesst eine solche Erhabenheit das Geheimniss einer unausweichlichen Bestimmung ein. Ist es nicht die Gewalt eines gebieterischen Organs des sittlichen Wollens allein, welche eine Mutter treibt, sich für ihre Kinder hinzugeben, und unter schmerzhaften Opfern für sie unterzugehen? Noch in ihrer letzten Stunde beschäftigt sie nicht ihr Tod, sondern das Leben der Ihrigen, derer, für welche ihr ganzes Dasein nur Liebe und Selbstverleugnung war. Oder man betrachte das junge Mädchen, die sich den leidenden Kranken widmet, die nie einen andern Genuss kannte,

und die den Schleier mit eben der Begeisterung nimmt, wie eine Liebeskranke: ist es nicht der vorherrschende Hang zum Ausserordentlichen, der ihr das Mitleid in einem Strahlenkranze zeigt, so glänzend wie die Gestirne des Himmels? Und wenn diese erhabene Gabe von ihrem edlen Ziele abweicht, wenn sie in Arm-seligkeiten und Täuschungen vergeudet wird, wer mag die unzähligen Verirrungen schildern, die sie erzeugt! Denn wo dieser Hang, dieser Tyrann des Denkens, allein herrscht, wo er sich nicht mit einer bestimmten Richtung auf nützliche Thätigkeit verbindet, da stürzt er das Mädchen, die Frau in die Einbildungen und Träume eines Liebestaumels, der sich nur in der vergiftenden Lecture, welche der dumpfe Mysticismus oder verwirrte und schamlose Romane darbieten, sättigt. Kommen wir jedoch lieber darauf zurück, dass die weibliche Schönheit, deren erhabenste Verkörperung wir in Maria, der Mutter Christi, finden, eine Natur ist, die sich selbst über den reinen Schöpfungen ihrer Seele vergisst. Wesen beiderlei Geschlechts, die im Laufe ihres Lebens nie dem Gemeinen und Thierischen, wovon auch der Mensch sein Theil hat, verfielen, sind ausserordentlich selten; und wenn dieses Gemeine im Menschen denen, die ihn lieben, im Vergleich mit andern sehr gering erscheint, so kommt dies nur daher, weil sie ihn nie anders als im Spiegelbilde seiner Haupttugenden erblicken. Selten bleibt die Seele stets in den höhern Regionen; früher oder später entrichtet sie der Menschlichkeit ihren Zoll, sie steigt aus ihrem Aether herab und nimmt an allen Ereignissen und Zuständen unsers armen Erdenlebens Theil.

Nun beobachte man aber einmal inmitten der mannichfaltigen Interessen, welche den Menschen als Glied einer Familie und einer Gemeinde hin und her treiben, inmitten der gewaltigen Bewegung der Gesellschaft die verschiedene Denk- und Handlungsweise der Menschen. Den Einen verzehrt das Gefühl des Hasses gegen einen Feind, dem er noch Verwünschungen nachsendet, wenn er ihn bereits tödtlich getroffen hat; dem Anderen ist kein Weg zu schändlich, auf dem er sich das Metall erringen kann, dessen Glanz in seinen Augen noch den der Sonne verdunkelt; Dieser kann seine Tage nach der Zahl seiner Schwelgereien in viehischer Lust berechnen; Jener wird ein vollendeter Bösewicht, weil er nie eine Ahnung des Guten hatte. Es giebt Menschen, deren Thun an der Möglichkeit zweifeln lässt, dass sie eine Seele haben, die nicht einmal so viel Gutmüthigkeit besitzen, als der Instinct des wilden Thieres noch erlaubt. Alle diese Gemüther, die eine wahre Monomanie des Bösen darstellen, finden sich in der Natur; ihr Leben ist nur in der Stelle des Gehirns, in welche ihre Seele herabgestiegen ist, wie umgekehrt das Leben des Menschen, dessen Dasein nur Gutes athmet, blos von einem einzelnen höher gelegenen Punkte des Gehirns auszugehen scheint.

Dichter, wie Homer und Dante, Griechenlands und Italiens grosse Bildner, Künstler wie Mozart und Bellini, alle die, welche den Schöpfungen ihres Geistes lebten, verhalten sich zu den Sklaven niedriger Leidenschaften wie der Geist zur Materie. Bei beiden Classen fragt man sich, ob nicht die Einen reine Geister waren, ob nicht ihre Seelen noch in ihren Bildwerken,

in ihren Gedichten, in ihren Tönen zu uns sprechen; und ob nicht die Andern im eigentlichen Sinne „Werke von Menschenhand“ seien, oder vielmehr eingefleischte Thierseelen, rohe Monaden des untersten Ranges, die in den Strudel der Menschheit hineingerissen wurden.

Soll aber die Phrenologie einigermaßen Gewissheit versprechen, soll sie überhaupt den Rang einer speculativen Wissenschaft einnehmen, die mit strenger Logik von Ursache zu Wirkung fortschreitet, so müssen die Theile, von denen die Anregungen jener erhabenen oder niedrigen Geistesanlagen abhängen, sich kenntlich auf der Oberfläche des Organs, welches die geistige Beschaffenheit eines Menschen verrathen soll, ausprägen. So ist es auch. Doch gehen unsere Forderungen weiter, als unsere Kräfte reichen: die tiefverhüllte Seele lässt uns nur an einigen wenigen Punkten durch ihren Schleier, durch das Gehirn blicken, und dieser Einblick ist uns auch nur an den hervorstechendsten und bekanntesten Punkten des Wohnsitzes der Seele vergönnt, die sie auf Kosten der übrigen nährt, die den Menschen zum moralischen, oder zum schönen, oder zum unendlich hässlichen Wesen machen, die ihn über die Erde erheben, oder an den Felsen des Prometheus schmieden.

Die grosse Masse der Menschen, deren Leben sich an alltäglichen Dingen abnutzt, die die Namen Gott, Seele, Himmel nur noch im Gedächtniss behalten haben und sie verehren, ohne über sie nachzudenken, die der einfache Glaube zu guten Christen, wahren Gläubigen, reinen Protestanten macht, diese bilden die Heerde unseres Geschlechts; ihr Gehirn ist nach dem gemeinsten Typus geformt, und sie gehen in ihren Schafstall

oder in den Tod, ohne nur ein einziges Mal zu fragen, ob der, welcher sie gängelt, Beruf und Recht dazu hat. Sie haben nichts auf dem Kopfe, oder eigentlich sie besitzen, ohne es zu merken, die Hervorragungen, die eine gedankenlose Seele, ein unbeschriebenes Blatt ohne Geist und Gehalt, wie Platon sagt, ankündigen.

So ist denn also das Gehirn der ganze Mensch im Kleinen, der Homunculus des Alchemisten; das Gehirn ist es, welches isst und trinkt, spricht oder singt, schläft oder wacht, ruhig oder aufgereggt, Deist oder Atheist ist; das Gehirn, welches lebt und welches stirbt. Wäre es wirklich anders? Wenn von ihm alle Lebensthätigkeit ausgeht, so muss es auch Bewusstsein davon haben und sie bestimmen. Wenn ein Mörder den tödtlichen Streich führt, oder Rossini ein Stabat mater componirt, so wird Niemand behaupten, die mit dem Dolche bewaffnete Faust habe den Mord begangen, oder der auf dem Clavier schwebende Finger habe die reine Melodie erfunden. Der Homunculus des Gehirns ist die eingekörperte Monade; die Hervorragungen am Schädel sind die vermittelnden Organe für die Neigungen und Triebe, die sie aus der Sphäre, welche sie in den Gefilden der Unendlichkeit bewohnte, mitgebracht hat. Dieser Wohnort reichte in den Himmel hinein oder hiess Erde; darin liegt der ganze Unterschied zwischen einem Platon und der gemeinen Menschheit. Jedoch, wie kommt denn Platon in eine Darstellung der Phrenologie? Wir wollen diese Frage sogleich beantworten.

Es giebt Menschen, deren Seele so hoch über der Gesammtheit der übrigen schwebt, dass ihre Gedanken

oder ihre Systeme, die ganz ausser dem Bereiche geringerer Geister entsprungen sind, auch nur Werth und Gültigkeit für Solche haben können, die sich zu dem nämlichen Standpunkt zu erheben vermögen; und das sind seltene Menschen, deren Schwingen kräftig genug sind, um Jenen in das Gebiet des Uebersinnlichen zu folgen.

Man vergesse jedoch nicht, dass die Lehren jener hochbegabten Geister, so lange sie nur thatsächliche und begreifliche Wahrheiten enthalten, auch von allen Uebrigen angenommen und bekannt werden; nur erst, wenn ihr Genius seinen Schwung himmelwärts nimmt, erst dann hält man an und getraut sich nicht, ihnen zu folgen; und dann werden sie von dem Hochmuth der Menschen, der sich an die Erde gebannt sieht, Philosophen und Visionnaire genannt. Und doch ist es nicht ihre Schuld, wenn sie weiter schauen als die ganze übrige Welt; und wenn irgend etwas, so sollte unstreitig ihr Ausgangspunkt, das von ihnen gelehrt und von Gewissen und Vernunft gebilligte Gute und Nützliche, sie gegen eine ungerechte und befangene Beurtheilung schützen. Uebrigens hat der Geist der Jahrhunderte ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen; das Uebersinnlichste in ihren Verkündungen, das Dasein eines höchsten Wesens, ist der Schlussstein einer trostreichen Lehre geworden, welche andere, besser für die Erklärung der Materie befähigte Geister vergebens dadurch zu verdrängen suchten, das sie jenen Offenbarungen das materielle Dogma des Atheismus entgegenstellten.

Alle Bemühungen der grossen Vorkämpfer des Materialismus, Bemühungen, welche manchmal von der

Verzweiflung ehrgeiziger Leidenschaften angepriesen wurden, konnten die erhabene Ahnung des sterbenden Sokrates: Es ist nur ein Gott und die Seele ist unsterblich, nicht in Vergessenheit bringen. Es ist merkwürdig, dass jedes Jahrhundert einige solcher ausgezeichneten Geister hervorbringt, die für Leistungen organisirt sind, welche mit keinen andern ihrer Mitlebenden verglichen werden können; man möchte behaupten, dass solche Hochbegabte schon vormals in andern Verkörperungen, deren Namen uns durch ihre Geisteswerke überliefert sind, gelebt haben müssten, und dass sie nur unter uns wieder erschienen sind, um noch einmal ein irdisches Leben mit dem Hauche ihres ursprünglichen Seins zu durchdringen. Es sind mächtige und in sich abgeschlossene Wesen, die von ihren Zeitgenossen gar nichts, von der Gegenwart nur die Mittel zum Bestehen ihres Organismus verlangen, sonst aber nur in ihrem Denken leben, dessen unbegriffener Schwung Himmel und Erde umfasste, und die starben, wie sie lebten, indem sie das einzige und nur von ihnen zu erlangende Gute, welches sie bewirkt haben, eine aufgeschlagene Seite mehr in der Bibel des Himmels, Allen hinterlassen.

An diese Menschen, die man vergöttert, wofern man sie nicht vergisst, wagen sich manchmal Zwerge, von denen sie erst in ihren niedrigen Gesichtskreis herabgezogen, und dann verhöhnt und widerlegt werden. Diese stürzen die Eiche um, indem sie an dem Stamm herumsägten, und nun glauben sie eben so gross zu sein, wie der majestätische Baum, weil sie in seinem Laube wühlen und es zerplücken können. Unterdessen aber reift die Saat, welche jene Wohl-

thäter des Menschengeschlechts ausgestreut haben; es kommt die Zeit, wo die Menschheit vertrauensvoll sich an sie wendet, und sie im Unglück anruft; sie glaubt und betet, und nun ist der der Weiseste, der einst einen Gott und ein künftiges Leben verkündete. Leicht wird man einsehen, dass eine bloß mechanische Phrenologie, die aus einer Hervorragung am Schädel das sittliche Wesen des Menschen zu erkennen behauptet, mit ihren gewöhnlichen Mitteln jenen Individualitäten gegenüber nichts ausrichtet. Auch eine hochbegabte Seele kann, wenn Zeit und Umstände sie nicht in ihrer Entfaltung unterstützen, in der Stille unerkannt fortleben, und wird sich nur dann zufällig verrathen, wenn eine unerwartete Erschütterung sie aus ihren Träumen erweckt. Es wäre ganz vergeblich, zu verlangen, dass der Landmann, der in den Wäldern aufwuchs, uns das Uebersinnliche enthüllen sollte, bloß weil er das Organ der Offenbarung an seinem Kopfe trägt. Soviel wissen wir wohl, dass ein Schädel mit den Organen des Erhabenen auch stets eine höhere geistige Begabung andeutet; aber erst wenn der Gegenstand sich findet, an dem sich diese thätig äussert, kommt uns das Geheimnissvolle zu Handen.

Eben so wenig werden wir behaupten, dass man begeistert werden und schauen kann wie Moses, Sokrates, Platon und so mancher Kirchenvater, bloß weil die Schädelbildung dazu vorhanden ist; das hiesse eine Unmöglichkeit materiell machen; zudem sind auch hochbegabte Geister nicht so leichtbegreifliche Wesen, wie die, welche man an ihren Köpfen als mittelmässige und untergeordnete erkennt. Bei jenen kann man nur im Allgemeinen aus der Form des Kopfes, wo sich

die Natur erschöpft zu haben scheint das obere Oval des Schädels und den Sitz der Theosophie aufs Vollkommenste auszubilden, ein Streben sich in den Aether emporzuschwingen und den himmlischen Hauch, der sie belebt, vermuthen.

Man braucht indessen noch nicht das vollkommenste Exemplar unseres Geschlechts zu sein, und kann doch etwas von der Gehirnformation besitzen, welche von der erwähnten Seelenfähigkeit Zeugniß ablegt. Mehr oder weniger haben fast alle Menschen etwas davon bekommen, alle sind mehr oder weniger religiös oder gläubig, von dem einfältigen Glauben bis zum Schauen des Geoffenbarten. Sinn fürs Ueber-sinnliche bezeichnet das Genie; und in welcher Art er sich äussere, seine Leistungen sind überall eine Unterhaltung der Seele mit Gott.

Man steige in die gewöhnlichen Kreise der Gesellschaft herab; man forsche nach Personen, an deren Schädel sich die in Rede stehende Hervorragung auf dem Scheitelpunkte des Kopfes mehr oder weniger erhebt, und verfolge sie in den Einzelheiten ihres Lebens. Man wird da zu wunderbaren Entdeckungen und Aufschlüssen gelangen. Das Beispiel, welches ich mittheilen will, ist noch lange nicht das merkwürdigste. Ich kannte ein Mädchen von sechzehn Jahren, die nichts von den Dingen dieser Welt wusste, und kaum weiter etwas ordentlich verstand als zu beten; sie starb erblindet in ihrem vierundzwanzigsten Jahre. Kurze Zeit vor ihrem Tode fragte ich sie, womit sie den ganzen Tag zubringe. „Lieber Doctor, ich bete und spreche das Gebet des Herrn. Wenn meine Seele bis zu den Worten gekommen ist: Unser Vater, der

du bist im Himmel, dann hält sie still, um besser zu bedenken, was sie gesagt hat. Es ist so viel Grosses in den wenigen Worten: Unser Vater, der du bist im Himmel!“ Nun dieses Mädchen hatte auf das Ausgezeichnetste jene Hervorragung, die ich nach meiner auf unwiderlegliche Beweise gestützten Meinung Organ oder Sitz der Offenbarung nennen zu müssen glaube. †

Da ich einmal das Wort ausgesprochen habe, so muss ich mich auch vollständig darüber erklären. Unter der Feder der Atheisten ist der wahre Begriff der Offenbarung so entstellt worden, dass man bedenklich werden kann, ihn im Eingange einer Abhandlung über Phrenologie anzutreffen. Und doch ist nichts folgerechter und natürlicher. Die Offenbarung ist nicht eine abgeschlossene Gabe, deren Attribute einzig in der mystischen Dreiheit des christlichen Glaubens enthalten wären. Die Geisteshoheit, die sich an den Wahrheiten der Natur nährt und entzückt, sich selbst vergisst, um die Herrlichkeiten des Himmels näher anzuschauen, diese Geisteshoheit ist auf dem Wege zur Offenbarung.

Man kann die Vergangenheit leugnen; aber niemals wird man es widerlegen können, dass alle Hirten des Volks, diejenigen, welche durch die Macht ihrer Gedanken die Menschen zu einem gemeinschaftlichen Glauben vereinigten, sich für von Gott begeistert ausgaben. Mochten ihre Verkündigungen wahr oder falsch sein, immer waren sie ein Gewinn für die, welche an sie glaubten. Eine Religion ohne Mysticismus ist unmöglich; aber es ist merkwürdig, dass keine Bestand gehabt hat, die den Unerschaffenen nicht verkündete. Von den Zeiten an, wo ein Brahma

verehrt wurde, bis auf unsere Tage sind auserwählte Geister aufgetreten, deren Beruf auf Erden war, das vom Himmel zu vernehmen, was Andre vor ihnen vernommen hatten, es ihren Mitmenschen zu verkünden, und die Ueberlieferungen des Heiligen zu befestigen. Der Glaube an Gott ist so alt als die Welt, er ist mit ihr entstanden; oder vielmehr die heranwachsende Cultur der Menschheit entwickelte diese Idee und kleidete sie in die Ueberlieferungen. Das Symbol der Dreieinigkeit findet man schon in Indien, dieser alten Wiege der Sittigung der Völker, in Verehrung; Champollion fand es unter der plastischen Form eines dreiarmigen Kreuzes an den alten Tempeln und Todtenstädten Aegyptens. Unter den verstümmelten Trümmern der alten Mythologie, die der Katholicismus bei Gründung seiner Kirche auf das untergegangene Heidenthum beibehielt, war die Trias ebenfalls das Symbol der dreifachen höchsten Gewalt über die Welt.

Nächst dieser alles beherrschenden Idee giebt es andere, die den Olymp und den Himmel, die Luft und das Firmament bevölkern, und welche uns begeisterte Menschen voll Zuversicht und guten Glauben kennen gelehrt haben. In dem Gebiete des Uebersinnlichen sahen allerdings die Einen besser als die Andern; die sieben Weisen Griechenlands z. B. (man könnte aber noch mehr zählen) benutzten überlieferte Lehren, die unwillkürlich sich den reinen Wahrheiten des Christenthums annäherten, und nur in einem ganz von steinernen Gottheiten bevölkerten Olymp nicht in ihrem wahren Lichte erscheinen konnten. Sokrates und Platon, diese unvergänglichen Hohenpriester der geoffenbarten Religion, verkehrten mit dem Himmel,

wie einst Moses auf dem Sinai für die Befreiung seines Volks. Was sie von dort zu uns brachten, wem wäre es unbekannt? Es ist immer derselbe Gedanke der Weisen aller Zeiten und aller Orte; nur reiner und bestimmter, wie ausgegossen aus der höchsten Region des Himmels und durchgebrochen durch die Sterne.

Menschen, welche eine geheimnissvolle Macht zur Erforschung des Urgrundes aller Dinge trieb, stehen ausserhalb der gewöhnlichen Menschheit, und um ihnen den hervorragenden Rang über allen ihren Mitlebenden zuzuerkennen, bedarf es nicht der Aufzählung aller der unendlichen Bahnen ihres feurigen Denkens; ihr Ruhm ist ihnen gewiss, wenn sie eine neue und für die Menschheit wohlthätige Wahrheit verkündet hatten. Solche Menschen, denen die Offenbarung ward, sind wie die ersten Entdecker unbekannter Länder, die bei ihrer Rückkunft wunderbare Dinge erzählten, und die man für Träumer hielt, bis andere Reisende ihre ersten Eindrücke zwar berichtigten, aber auch bestätigten. In der übersinnlichen Welt giebt es noch weit mehr Schöpfungen und Schöpfungsgesetze als in der materiellen. Wir haben einen festen Glauben an die grossen Verbreiter neuer Lehren über Gott und die Schöpfung, über die Atome und Monaden, über das Reich der Elemente, die prästabilirte Harmonie; in allen diesen Systemen, hervorgegangen aus der aufrichtigen Ueberzeugung von Männern, denen man eine überwiegende Geistesmacht nicht absprechen wird, herrscht eine Jungfräulichkeit des Denkens, welche für immer Erde und Himmel, Menschen und Ewigkeit verknüpft.

Ohne nun über die Verschiedenheiten in der Auffassung Gottes und seines Verhältnisses zum Menschen in Erörterungen einzugehen, stellen wir nur als Grundsatz fest, dass, um sich auf die Höhe der von ihren Verkündern allerdings sehr verschieden ausgedrückten Ideen zu erheben, man mit einer Seele begabt sein müsse, die wir höhere nennen, im Gegensatze zu der, welche wir als niedere bezeichneten. Um diese höhere Seele Jemanden von vornherein zuzutrauen, wird man ausser der eigenthümlichen Kopfbildung überhaupt, insbesondere die göttliche Wölbung an ihm finden müssen, von welcher uns der Schädel des heiligen Bruno den ausgezeichnetsten Typus darbietet. In den Stunden der Gefahr, des Todeskampfs und des Sterbens selbst wird der Sinn für Offenbarung erweckt und strahlt dann in seinem vollen Glanze; da überfliegt der Gedanke den Raum und ruft Umstände hervor, welche selbst diejenigen, die sonst nur das Begreifliche anzuerkennen gewohnt sind, in Erstaunen versetzen und wankend machen.

Intelligenzen, die wahrhaft würdig sind am Tage einer entscheidenden Schlacht den Oberbefehl zu führen, sind gleichsam von einem mystischen Leben erleuchtet, und entscheiden durch das, was man Vorgefühl nennt, das Loos der Heere; Sieg oder Niederlage sehen sie voraus. Die Offenbarung, welche in schwierigen Lagen mit einem Male kommt, macht fast allein den Charakter des wahrhaft grossen Mannes. Ausser solchen Zeiten steigt auch das Genie zu dem Gesichtskreis des gewöhnlichen Denkens herab.

Für zwei innig verbundene Seelen scheint zu allen Zeiten, selbst bevor sie in die Welt traten, und

vollends in der Welt, die sie nach dem Tode bewohnen werden, ein Wechselverhältniss von Sympathie und Beziehungen stattzufinden, welches allen Hemmnissen der Zeit und des Raums Trotz bietet. Wer trauert nicht oder freut sich nicht über ein Ereigniss, welches hundert Meilen von uns einen Freund, ein geliebtes Kind, eine angebetete Gattin betrifft?

In dem alltäglichsten Gange des gesellschaftlichen Lebens giebt es Vorkommnisse, welche der skeptische Realismus für lächerliche Einbildungen hält, die aber die innere Ueberzeugung der Betheiligten, ohne sich irre machen zu lassen, für Mahnungen vom Himmel ansieht. Wir haben starke Geister sich mit aller ihrer Wissenschaft gegen diese inneren Stimmen, die unbegreiflichen Echos einer Stimme von Oben, auflehnen sehen; wir sahen sie aber auch im Sturm und Schiffbruch kleinmüthig bis zur Todesfurcht, und mit mehr Salbung als der arme Matrose alle Heiligen anrufend. Nein! nicht die Furcht ist es, die bei den Schrecknissen grosser Seuchen die Seele zum Himmel wendet, sondern es ist das Denken, dem die Ahnung eines künftigen Lebens und seiner Freuden zur Offenbarung wird. Nur unter den Scenen blutiger Kriege und des Schlachtentodes wird eine Hachette und Jeanne d'Arc erstehen; ausser solchen Zeiten sind die Gottbegeisterten für die verzagte Menschheit schwache Weiber und Hexen, die man zum Scheiterhaufen verdammt. Endlich, nur die unsterbliche Seele, die Gott uns eingepflanzt hat, ist es, die die Todesstunde und das Sterbebett mit einem Strahl des Sieges und der Seligkeit erhellt. Wehe dem, der ohne dieses Schauen oder ohne den Glauben, der bei niedern Seelen seine

Stelle vertritt, in den Tod geht! Aus dem Standpunkte der Naturbetrachtung mochte er ein Mensch sein, aber er hört es auf zu sein gerade da, wo für Andre das wahrhaft menschliche Sein erst beginnt.

Wenn man also bestimmen will, wie der Sinn für Offenbarung auf den Einzelnen wirkt, so kann man als leitenden Massstab den Einfluss annehmen, welchen das grössere oder geringere Vorwalten des betreffenden Organes über die andern auf die letzten Stunden und das Sterben übt. Wer dieses Organ sehr ausgeprägt besitzt, bei dem, sei seine Bildungsstufe übrigens welche sie wolle, darf man immer auf ein erbauliches und feierliches Ende rechnen.

Bei alle dem glaube man nicht, dass das blosses Organ, wenn es lange Zeit unthätig geschlummert hat, einen Tod bedingen könnte, wie den eines Vincent von Paula oder eines heiligen Bruno. Das ist keineswegs unsere Meinung; diese haben wir vielmehr bereits dahin ausgesprochen, dass die Seele während des Lebens ihre Art zu sterben vorbereitet; wenn sie nun dieser Aufgabe aus Unwissenheit oder aus Trägheit, oder auch weil sie sich dem Cultus der Materie hingab, nicht nachkam, so kann es wohl kommen, dass der Augenblick, wo sie aus dem Leben scheidet, nicht auch der der Offenbarung für sie wird. Uebrigens werden Aerzte und Priester bestätigen, dass man, wenn Alles zu Ende geht, selten ein Gottesleugner bleibt; da erkennt auch ein Don Juan seine Abhängigkeit von einem höchsten Urgrunde.

Im Allgemeinen ist der mit dem sehr empfänglichen Sinn für Offenbarung begabte Mensch schon von Geburt gutartig und liebevoll; schon in seiner

Kindheit zieht ihn das Schauspiel der Natur an und versenkt ihn in eine süsse träumerische Unruhe. Mit einer Auffassungsgabe, die über sein Alter geht, hört und begreift er die Erzählungen von der Allmacht Gottes. Ob in der Hütte oder im Palast geboren, ein solches Kind ist nichts als Liebe, die sich nach allen Seiten verlangend und gebend auflösen möchte. In ihm keimt die Anbetung des grossen Weltganzen, und Mutter und Lehrer haben keine Mühe, ihm die Formen der Religion und Gottesverehrung beizubringen. Der Tod ist ihm ein Gegenstand der Verwunderung, aber nicht des Schreckens; man möchte behaupten, im Gebete an einem Sterbelager käme ihm die Offenbarung der Geheimnisse des künftigen Lebens. Weiterhin ist es stark genug in aller seiner Schwäche; und wenn man gut geartete fromme Kinder von zehn Jahren hat sterben sehen, so wird man sich überzeugt haben, dass die Seele, die von den Dingen dieser Welt noch wenig weiss, bei weitem nicht so tief im Körper steckt, als beim Greise; sie zerbricht ihre Fesseln fast ohne es zu gewahren. Ein solches Kind nimmt jeden sinnvollen und frommen Aberglauben willig in sich auf. Es trägt in seinem Herzen die unbefleckte Jungfrau wie eine innig empfundene aber gegenstandslose Liebe. Niemals ist es ein starker Geist ausser in den entscheidenden Augenblicken, wo der Mensch nur durch Geistesstärke etwas ist.

Wächst ein solches Kind zum Manne heran, so bleibt es dennoch dasselbe Wesen wie unter den Augen seiner Eltern und Vorgesetzten. Er lege das Gelübde ab oder trage die Waffen, überall wird ihn ein edles und religiöses Pflichtgefühl und die Achtung und

Aufrichtigkeit gegen sich selbst hinbegleiten. Er ist würdig, den Befehl zu führen, weil er immer stets gut zu gehorchen wusste. Wenn es auch um ihn stürmt und tobt, er ist ruhig und auf Alles gefasst. Ruhig lässt er die Menschen und die Dinge auf sich wirken; kommt der Augenblick, wo es gilt einen Entschluss zu fassen, so entscheidet er sich, als ob ihm plötzlich eine innere Stimme geböte. Seine Obern nennen ihn einen würdigen Diener oder einen Krieger ohne Furcht und Tadel. Allen ist er das Vorbild des Ehrenmannes. Oft in der Freundschaft und Liebe betrogen, klagt er Niemand an als die Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge.

Im reifern Alter täuscht er sich jedoch nicht mehr über das, was eigentlich an dem Ehrgeize, dem Ruhme, dem Muthe, dem Glücke Wesenhaftes ist. Er wendet sich davon ab und neigt sich zum Mysticismus; endlich bricht er ganz mit dem unruhigen Treiben des Lebens und bewohnt einsam das Erbe seiner Väter. Er wird wieder zum Kinde; aber statt von der Betrachtung der Natur sich zur unendlichen Grösse Gottes zu erheben, erklärt er sich jetzt die Harmonie der Elemente des Weltalls aus den Rathschlüssen des Himmels. Er ist Christ, wie man Bewohner einer Provinz ist; er verwirft Niemanden; er ist nicht Frömmeler, denn die wahre Frömmerei ist der Eifer für einen bestimmten Cultus; er übt seine Religion in einem von irdischen Formeln freiern Sinne, seinen Cultus hat er in einer andern Welt und an einem andern Altar als in unsern Basiliken gelernt.

Eines Tages stand ich am Sterbelager eines dieser seltenen, von der Geburt bis zum Tode der Con-

templation hingegebenen Wesen. Ein einziger Blick auf seinen Kopf verrieth mir, was für ein Gemüth ich vor mir habe. Er empfing mich wie eine gegenwärtig unvermeidliche Nothwendigkeit; ich kam mir selbst wie ein Todesbote vor. Von seiner Krankheit sprach er wie von der allergeleichgültigsten Sache; ich sprach ihm den gewöhnlichsten Trost zu und machte ihm Hoffnung auf die Wiederkehr seiner Gesundheit. „Mit der Gesundheit, sagte er, habe ich nichts mehr zu schaffen; für Ihre Hoffnungen danke ich Ihnen, die sind Balsam für einen Sterbenden, der gern noch leben möchte; ich aber habe nur noch eine Hoffnung, nämlich, dass ich morgen um 10 Uhr endlich sterben werde. Hier hat die Stunde geschlagen;“ und bei diesen Worten legte er langsam den Zeigefinger auf den Scheitel, auf die Stelle, wo die Bilder der alten Heiligen die Flamme tragen, das Emblem des heiligen Geistes, der auf ihnen während ihres Lebens ruhte. Als ich meinen Kranken Abends besuchte, fragte ich ihn, ob er leide. „O ja, sagte er, in meiner Brust genug, aber in meinem Kopfe gar nicht. Da lebe ich so ruhig als in den schönsten Tagen meiner Jugend.“ Am folgenden Morgen besuchte ich ihn sehr früh wieder. — „Wie haben Sie die Nacht zugebracht?“ — Sehr schlecht, Doctor. — „Vielleicht eine Krise....?“ — Ja, eine Krise, die für Sie, der Sie jung sind und die schrecklichen Folgen der Revolutionen nur aus der Geschichte kennen, gewiss lange dauern wird. Wo ich binnen fünf Stunden sein werde, weiss ich; wo aber wird Frankreich binnen vierzehn Tagen sein? ... Mein Sterbender hielt Wort; als es zehn an seiner Uhr schlug, legte er sich möglichst be-

quem auf sein Bett, um zu schlafen, und erwachte nicht wieder.

Vierzehn Tage nach diesem Todesfalle, um den sich kein Mensch bekümmerte, nahm Frankreich seine in Algier errungenen Lorbeern für sich allein in Anspruch, stürzte durch Barricaden einen Thron um und machte abermals den Versuch mit einer andern Dynastie.

Der Sinn für Offenbarung erstreckt sich auch wirklich auf alle grossen Gegenstände und Ereignisse; eine besondere Erziehung bereitet ihn ferner zu seiner geheimnissvollen Thätigkeit vor; endlich werden wir später sehen, dass manche Krankheiten ihn entwickeln und noch mehr öffnen. Dabei vergesse man nicht, dass die Person, deren Todestunde wir so eben schilderten, aus einer edlen und früher emigrierten Familie entsprossen war, von Geburt an ein Gemüth voll überirdischer Liebe in sich trug, und nach ihrer Art fromm war, und endlich den Thron nur unter dem Namen des heiligen Ludwig und unter dem Schutze des heiligen Geistes zu denken vermochte.

Man kann geradezu sagen, das Organ der Offenbarung ist das der reinen Liebe, das Asyl der höhern Seele, in welches sie sich flüchtet, wenn das Heil des Körpers oder auch sein wahrscheinlicher Untergang zur Sammlung aller ihrer Vermögen oder aller ihrer Kraft in dem einen oder dem andern Falle aufordern. Zur Zeit der Cholera sahen wir dieser Krankheit, die das Blut in den Adern gerinnen macht, Personen erliegen, welche mit dem Sinn für Offenbarung ausgestattet waren. Still in sich gesammelt, sahen sie den Himmel offen, und hörten ohne Erschütterung das,

was an ihrem Lager gesprochen wurde, ja sie konnten den Leuten zusehn, die schon ihre Bahre bereiteten.

Wer mit diesem Organ ausgerüstet ist, stirbt gewöhnlich in dem Geiste seines religiösen Bekenntnisses, vorausgesetzt, dass Erziehung und besonders die Nachahmung guter Vorbilder die Function des Organs geübt und gekräftigt haben. Die Wissenschaft an sich ist mehr zerstörend als fördernd für das Denken in dieser Richtung, vollends wenn sie den Glauben an Gott untergräbt.

Jeanne Hachette und Jeanne d'Arc waren nur sehr einfache Gemüther; dennoch ward ihnen eine Erleuchtung im Leben, die einen Feldherrn verherrlicht, und im Tode, die einen Heiligen erbaut haben würde.

Wir erinnern uns des Todes eines armen Landmanns, der bis zur Ekstase andächtig war und sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Reise ins himmlische Jerusalem zu machen, das ein übrigens sehr berühmter Kanzelredner in einer Predigt erwähnt hatte. Er starb wie ein Heiliger, sprach in seinen letzten Stunden von Jerusalem, der Stadt Gottes ... wie ein Verzückter? wird man fragen; nein, dies nicht, aber besser als so viele unserer hochtrabenden Dichter, die sich in den Strahlen irdischer Grösse sonnen, ihre Reime schmieden, um die Gunst der Mächtigen zu gewinnen, und niemals, wie mein Landmann, eine wahre Inspiration vom Himmel gehabt haben.

Wir geben jener Hervorragung eine weniger metaphysische Bedeutung und lassen sie in die übergehen, welche der reinen Liebe angehört, dem ununterbrochenen Aufwärtstreben von der Erde zum Himmel, das auch seine Pole vielleicht, wie die magnetischen Decli-

nationen, nach Zeit, Ort und Umständen wechselt. Auf diese Art mildern wir die Strenge des Systems, wir vergeben eigentlich dem Princip etwas, um die Ausnahmen zu erklären.

Denn in dem Masse, wie die Seele eines Dichters, eines Künstlers sich den Anforderungen seiner Zeit fügt, wird er zum Gottesboten oder zum Handlanger. Das wahre Genie ist das Symbol der freien Seele; über die Erde hinschwärmend saugt es aus dem Kelche ihrer unzähligen Blumen die Süßigkeit ihrer Harmonien und fliegt dann himmelwärts, um in dem freien Raume sie zu verbinden und zu verarbeiten. Unsre bürgerlichen Einrichtungen verkümmern den edelsten Sinn der Menschheit, soweit, bis er sich endlich in der Aufeinanderfolge der Generationen ganz verliert. In dieser Hinsicht steht die allzu hoch gesteigerte Civilisation, die am Ende nichts weiter ist als der Sieg der Thatfachen und des Verstandes, und die die Wahrheiten des innern Sinnes und der Offenbarung erst geringschätzt und dann verstösst, diese Civilisation steht der gänzlichen Entartung des Menschengeschlechts näher, als der Barbar, der noch Glauben in sich trägt und dessen noch unverdorbenes Blut in den Jahrhunderten der Weltepochen das wieder auffrischt, was die Künste und Wissenschaften zersetzt haben.

Zweimal, in den Jahren 1814 und 1815, verhängte das Schicksal über Frankreich und über das ganze gesittete und geglättete Europa eine solche Vermischung jugendlicher mit gealterten Völkern; wir wagen es auszusprechen, weil wir bis zum Abergläubischen an Ahnungen hängen: Gott bewahre uns vor einem drit-

ten Zusammenstoss mit den Völkern des Nordens! Die Prophezeiung unsers Sterbenden von 1830 klingt uns noch immer in die Ohren.

Wenn aber die höhere Seele das Organ der Offenbarung und der reinen Liebe bewohnt, so versteht es sich, dass dieses Organ alle übrigen beherrscht, in dem Sinne, wie die Sonne mit ihren Strahlen allen Dingen im Weltraume zugleich Wärme und Farbe verleiht. Ohne das Göttliche im Menschen giebt es kein Genie. Moses, Homer, Dante, Goethe, Byron, alle jene stolzen Sänger der göttlichen Natur des Menschen wurden, was sie waren, sämmtlich durch dieses Organ; was man an ihnen den stolzen Flug der Gedanken nennt, war nur ein unaufhaltsames Aufwärtstreben nach Oben. Statt gemächlich unter dem Chore der Engel zu leben, wie ein mächtiger Monarch unserer Zeit die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, gefielen sie sich darin, sich in den Ocean der Welt zu tauchen, alle seine Perlen aus der Tiefe zu holen und sie aneinanderzureihen, um ihre irdische Krone damit zu schmücken. Sie wurden die Könige der Gedanken durch den Cultus, den sie unaufhörlich jenem Organ darbrachten, das bei ihnen eine wahrhaft höhere Seele beherbergte.

Sie alle, die für Ruhm und Nachruf entzündet gewesen, starben wie sie gelebt hatten, die Augen auf die unbeständige Göttin geheftet, und viel mehr bekümmert um den Namen, den sie auf Erden zurückliessen, als um das grosse Räthsel der Unsterblichkeit, dessen Lösung sie entgegengingen. Uebrigens, und dies ist eine allgemeine Erfahrung, sterben mächtige Geister, die durch Werke, welche auf die Nachwelt

kommen, sich eine dauernde Herrschaft über die Herzen der Menschen gründeten, in der Trunkenheit eines edlen Stolzes, ohne Furcht und ohne Schwäche; einem armen Priester, der für sie an der unendlichen Barmherzigkeit Gottes zu zweifeln wagte, würden sie antworten: *Etiamsi omnes, sed ego.*

Verständigen wir uns jedoch über die Natur des Menschen, der wie ein Goethe in dem Fiebertraum irdischen Ruhmes stirbt; es ist weniger der Gesang, der jene grossen Charaktere adelt, als die Seele, gross wie die Welt, dessen, der die Lyra ertönen liess. Das wahrhaft Dämonische an dem, welcher mit jenem mächtigen Organe begabt wurde, ist, dass er nur durch dieses lebt und denkt. Ausser dieser Begabung ist er ein Mensch wie andere, besonders dann, wenn er vor einem Mächtigen der Erde die Kniee beugt und sein Leben auf die eine oder die andere Weise kleinlich macht.

Man kann durch feilen Weihrauch eine Stellung gewinnen, die uns Anhänger und Schmeichler zuführt, und trotz dem als niedriger und gemeiner Mensch sterben. Deshalb ist das Ende eines Solchen so selten des erhabenen Sängers würdig. Dichter wie Dante sind heutzutage unmöglich.

Wird jene dämonische Begabung vergeudet, blos um den Glanz und die Pracht dieser Erde zu besingen, so schwärmen die Ideen auch noch auf dem Sterbebette in diesem Kreise umher; mit ihnen beschäftigt, entflieht die Seele und giebt bis auf den letzten Augenblick Zeugniss, wie sehr jenes göttliche Vermögen lebendig in ihr waltete; es stirbt zuletzt, so gut wie die fixe Idee eines Wahnsinnigen. Der arme und

herrliche Mozart war noch auf dem Todtenbette für sein Requiem begeistert; man möchte sagen, dass er sich diese Aufgabe für die Stunde aufgespart habe, wo er die Nichtigkeit aller Dinge vor Augen hatte. Aus seinen Augen, seinen Mienen, aus der Unruhe seines ganzen Wesens ergoss sich die düstere Harmonie der ewigen Ruhe, jeden Tact, jeden Accord gab er an, und als er fast zu Ende war, hauchte er seinen letzten Seufzer aus über der Bezeichnung des Klanges der furchbaren Posaune.

Grosse Dichter, berühmte Musiker, ausgezeichnete Künstler jeder Art, Alle, die lange Zeit den Zug des Genies empfunden hatten, die ihr ganzes Leben hindurch von dem Gedanken des Ruhms begeistert gewesen, die dem unwiderstehlichen Drange einer Bestimmung gehorcht hatten, durch die sie das Göttliche in Offenbarungen uns nahe bringen sollten, sie alle starben mit dem tiefen Schmerz, dass sie in ihren Hervorbringungen jene Vollendung nicht erreichen konnten, die in ihnen lebte, und die sie nicht wiedergeben konnten, wie sie sie in dem Vulcan ihrer Seele erfasst hatten. Wirklich scheint es, als ob das Beste ihrer Werke mit dem unsterblichen Theile ihres Wesens unablöslich vereint geblieben sei. Dieser Gedanke, dass sie das Beste, wass sie in sich trugen, nicht lebendig darstellen konnten, war und ist der nagende Kummer auf ihrem Sterbebette. Aber das Vollkommne ist nun einmal nicht von dieser Welt, und bedürfte es dafür noch eines Beweises, so liefert ihn das Gefühl der Nichtvollendung, welches den Märtyrer des Genies zu der Stunde quält, wo ihm für immer die Zeit mangeln soll, sein Meisterstück zu schaffen.

Am meisten werden die grossen Künstler, die ihre Gedanken in Formen kleideten, von der Wandelbarkeit des Lebens gepeinigt; mit Trauer, in Verzweiflung geben sie es auf, als ob sie allein in ihrem unermesslichen Stolze einen Anspruch an Unsterblichkeit auf dieser Erde hätten. Unzufrieden trennen sie sich von Allem, was sie hier geliebt haben; denn ihre Gedanken verweilen stets auf den Schönheiten der Welt, ohne zu erkennen, dass es deren auch in den übersinnlichen Regionen geben könnte; das ist die ganze Erklärung für ihre traurigen letzten Stunden. Wunderbar und doch wahr! Die Leerheit der vergänglichen Dinge wird nur von Denen recht empfunden, die sich ihnen ganz ausschliesslich hingaben; kaum dass ihnen ihre schönsten Werke endlich als eine langsam beschriebene und geduldig abgeschnittene Einlasskarte in die Nachwelt erscheinen. Kaum Einen giebt es, der nicht auf dem Sterbebette einen entmuthigten Blick auf den Gegenstand der unversieglichsten Rührungen wirft, der nicht das Kind seines Stolzes beinahe verleugnet; so sehr gewinnt die Seele solcher Sterbenden, im Vergleich mit der gemeinen Menge unseres Geschlechts, eine höhere Erleuchtung, die ihr die Falschheit und Nichtigkeit der Dinge im wahren Lichte zeigt.

Aber ist diese Erleuchtung der Seele, dieses Hineinschauen in den Himmel oder in die zukünftige Welt, das sich so oft durch die deutlichsten Beweise in manchen Sterbestunden geltend macht, ist es nicht vielleicht ein sehr häufiger, selbst gewöhnlicher Zustand mancher Organisationen, welche die Phrenologie kennen lehrt? Beispiele dieses eigenthümlichen Zustandes sind

allerdings nicht selten, und Manche¹⁾ halten ihn für eine Art der Geistesverwirrung; Andern aber erscheint er nicht so räthselhaft, dass man nicht bei genauer Untersuchung und richtigem Verständniss der Functionen des menschlichen Geistes ihn begreifen sollte. Wir haben hier aber keine philosophischen Erörterungen anzustellen; wenn wir anerkennen, dass es einen Sinn für Offenbarung, ein Organ des Genies und der reinen Liebe giebt, so lässt sich dieses auch bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger entwickelt, und je nach den Einflüssen der Erziehung, des Geschlechts und der Umgebung bis zum Verkehr mit dem Uner-schaffenen gesteigert denken, einer freilich so seltenen Gabe, dass die beschränkte Schulphilosophie, ausser Stande sie zu erklären, glaubte, sie von den Vermögen des Geistes ausschliessen zu müssen.

Und doch, wo die geniale Seele vorhanden ist, sucht sie ihren Platz von selbst im Weltraum oder im Himmel. Der ganze Unterschied zwischen Michel Angelo und der heiligen Therese beruht auf den Motiven der Begeisterung beider Naturen; der Eine schaute um sich nach den Scenen, die seine Palette mit den düstern Farben des jüngsten Gerichts bereicherten; die Andere, mehr in Empfindungen sich ergiessend, riss sich von der Welt los, und brachte es zu einem innigern Umgange zwischen sich und ihrem Schöpfer.

Fragt nicht, von wannen das Genie kommt, sondern nur ob das, was es uns bringt, schön und gut sei. Keiner aber, der je den Himmel offen sah, hat irgend etwas gesagt, was das Glück und die Würde des

1) z. B. Esquirol, in seinen Geisteskrankheiten.

Menschen beeinträchtigt hätte. Wo die Seele, wie es bei hochbegabten Sterbenden der Fall ist, wirklich zu den Regionen des Unendlichen emporstrebt, da trifft auch diese Gabe allemal auf eine merkwürdige Weise mit dem phrenologischen Merkmal zusammen. An Kindern, an Sterbenden haben wir die Gewissheit erlangt, dass die Verwandtschaft der Seele mit dem Unveränderlichen, Ewigen und Göttlichen ein angebornes Vermögen ist; wie anders liesse sich sonst bei dem Schüler von zehn Jahren, der von der Natur keine Kenntniss hat, und bei dem sterbenden Greise, der die Erinnerung an die Welt verlor, dies Verständniss himmlischer Dinge und ein seliges Sterben erklären?

Auch sage man nicht, dass die Bilder des Aeussern auf unsere Sinne treffen und uns den Stoff unserer Empfindungen liefern. Das gilt allerdings für die gewöhnlichen und niedern Seelen; für die, von welchen wir hier sprechen, gelten andere Gesetze. Jene sagen: Ich, die Welt und Gott; diese, die ungleich seltenern: Ich, Gott und die Welt.

Von der Phrenologie haben wir schon gelernt, warum die letztern viel besser das Unendliche als die Weltordnung erfassen und begreifen. Der Anblick des Himmels, das Göttliche, was sie in sich tragen, und was schon Platon Verwandtschaft der Seele mit dem Unsterblichen und Ewigen nennt, erweckt ihnen die Empfindung des Uebersinnlichen in einer Stärke, die sich bei Andern bis zur Verflossenheit verliert. Die Schauenden aber kann kein Tadel treffen, wenn sie, Gott als den Urgrund aller Weisheit und Wahrheit erkennend, aus den Kräften ihrer Seele eine Wissenschaft erbauen, auf der sie wie auf einer Jakobsleiter

bis zum Throne der reinen Wahrheit und ewigen Weisheit emporstiegen.

Wenn nun für prädestinirte Gehirne Gott eben ein Gegenstand ist wie andere, warum will man dem, dessen Denken über ihn stärker ist als das unsrige, daraus einen Vorwurf machen? Das heisst doch sich in einem fehlerhaften Cirkel herumdrehen, es heisst jede Intelligenz anklagen, die mit einer besondern Vorliebe sich zum Erhabenen und Idealen erhebt; es heisst den Soldaten verdammen, der sich für die Ehre seines Vaterlandes opfert, einen Vater tadeln, dem die Liebe für seine Kinder über Alles geht; es heisst endlich alle Leidenschaften in den Staub herabziehen, die das veredeln, was für Andere nur die Befriedigung eines materiellen Bedürfnisses ist.

Die Ideen von Gott und der Unsterblichkeit sind das Einzige, was die menschliche Wissenschaft nicht lernen kann; sie sind am meisten der Seele eingeboren, und, wie Pascal richtig bemerkt, der einzige Unterschied, der für immer die menschliche Seele von der Thierseele trennt. Die Thiere haben im Ganzen dieselben Neigungen und Triebe wie wir, bis auf Eine, der der Mensch unwillkürlich nachgeben muss, die, welche ihn unbewusst durchdringt und ihn bis zu dem Gedanken an seinen Schöpfer erhebt.

Wir sahen Kinder, die mit dem Organ der göttlichen Liebe geboren waren, unsere philosophischen Ansichten durch die Klarheit ihres Schauens in der Todesstunde zu Schanden machen. Eins unter andern sprach von seinem Ende, als ob nun auf einmal Licht in seinem Denken würde: „Wie glücklich bin ich jetzt! Ich sehe meine Mutter im Himmel mir die

Arme entgegenstrecken, um mich zu empfangen. Weint nicht; es thut mir weh, wenn ich euch betrübt sehe. Sterben ist eine Gnade, die mir Gott erweist; ich war ihrer noch nicht würdig. Ich danke sie der Vermittelung der heiligen Jungfrau, bei welcher meine Mutter so sehr für mich gebeten hat. Ihr weint immer noch, meine Lieben, aber ich leide nicht; ich wollte vielmehr den Tod Jesu Christi leiden, er würde mir Vergebung meiner Sünden gegen Gott erwirken; und hätte ich schon im voraus Gnade gefunden, so würde ich ihn bitten, mein Leiden für die Befreiung einiger Seelen aus dem Fegefeuer anzunehmen, die ich die Hände zum Himmel emporheben sehe, welchen sie beleidigt haben.“ Man wird diese Sprache für eine eingelernte erklären und ich gebe es zu; aber man wird auch nicht leugnen, dass die Gedanken sich nicht anders ausdrücken lassen als durch eingelernte Worte, und dass ein Kind, welches so spricht, bei längerem Leben niemals ein Atheist oder ein gottloser Mensch geworden sein würde. Der Cultus ihrer Religion, welchen solche Organisationen schon mit solcher Ueberzeugung üben, ist kein Wissen, sondern eine Form heiliger Weihe, mit welcher sie geboren waren.

Das Leiden Jesu Christi, oder die reine Moral, die daraus fließt, wird vorzüglich von einer solchen Seele recht verstanden, die sich daran genährt hat und die seinen mystischen Sinn mit allen seinen Qualen in der Stunde empfindet, wo der Körper beinahe schon ohne Gefühl und Leben ist.

Eines Tages stand ich am Lager einer solchen feurigen Seele und eines schon halb abgestorbenen Leichnams; eine Nonne von der edelsten Kopfbildung

empfang die Marter des Kreuzes; freudig ertrug sie die Schmerzen der Dornenkrone auf der Stirn, der Nägel in den Händen, des Lanzenstichs im Herzen. Sie litt wirklich dies alles, und doch war sie dabei unempfindlich gegen physische Reize, gegen die Vesicatorien und Sinapismen, die sonst immer einigen Schmerz verursachen. Die Seele empfand die Martern der Passion, nach welchen sie sich so heiss gesehnt hatte, und sie sah im zweiten Gesicht die Seligkeit der Erwählten, welche sie um ihr Leiden priesen; sie erkannte unter ihnen mehrere Personen, die lange mit ihr in der Gemeinschaft religiöser Gefühle gelebt hatten. Diese Person war eine Verzückte, wird man sagen; möglich; wenn aber ein solcher Seelenzustand Denen natürlich ist, die ausschliesslich dem Organe der reinen Liebe, der Offenbarung leben, wie wir das Gleiche bei den genialen Urhebern erhabener Werke bemerken, die wir mit der innern Ueberzeugung von ihrer Unnachahmlichkeit bewundern; so ist es ungerrecht, das edelste Vermögen, das der Unterhaltung mit Gott, zu verlästern, weil uns der Geist des Zweifels und das Bewusstseyn unserer Schwäche beherrscht.

Vergessen wir nicht, dass beim Herannahen des Todes der Körper nicht mehr der Seele zugehört, und dass diese in ihrem Trachten nach den Leiden Christi sich dann mit ihrer Empfänglichkeit auf das richten kann, was ihr vorherrschender Gedanke war; gerade wie der Amputirte die lebhaftesten Schmerzen in dem Beine empfinden kann, welches längst in der Erde modert.

Die Sterbestunde eines armen Weibes, die nichts als beten kann, eines Kindes, das die heiligen Wahr-

heiten in sich aufgenommen hat, eines Latour d'Auvergne, der sich jeden Morgen zu Gott wendet und endlich von ihm die Verkündigung seines Todes erhält, und tausend andre Todesfälle, die an Offenbarungen aller Art so fruchtbar waren: so viele schöne Vertheidigungen der Freiheit der Seele und ihrer künftigen Bestimmung: das alles sollte für die wahre Moral der Völker verloren sein, weil einige Philosophen die Grenzen des menschlichen Denkens nach ihrem Stolze abmessen und an den Rand des Grabes verlegen wollten? Seit wann sind denn Worte schon Ideen, Schlussfolgerungen schon Beweise, Vernünftler wahre Aerzte und gute Priester? Wie? die Seele eines Sterbenden empfängt eine höhere Einsicht; aber weil sie ihren Leichnam überlebt, leugnet man die Offenbarung und nennt die von da an von allen irdischen Banden befreite Seele thöricht und verzückt? Aber nein, nicht alle Philosophen haben während ihres Lebens und in den lichten Stunden ihres Todes so gedacht; manche kehrten sogar in den schönsten Tagen ihrer Blüthe unverhofft zur wahren Würde des Menschen zurück; so unter andern Diderot, der die Offenbarung zugab, welche denn auch der wahre Gegenstand für die Theologie ist und dem Philosophen manche Arbeit, manchen Abweg, das heisst sehr viele Irrthümer erspart.

Die Männer der Wissenschaft und der Kunst, die die Aussicht auf ein künftiges Leben von ihren spitzfindigen Berechnungen abhängig machen wollten, können gerade über diesen Punkt am wenigsten eine Stimme abgeben. Das Denken wie das Unendliche lässt sich so wenig messen, wie sich die Sandkörner

am Meere zählen lassen. Tragt einem starken Geist übermenschliche Begebenheiten vor: er wird nichts zur Antwort haben als seine Zweifel oder ein Lächeln; und doch sind diese Leute, die wahren Abbilder des Thersites, die schwächsten Menschen in der Sterbestunde, treffe diese sie nun im Bette oder auf dem Schafot. Nichts verflacht so sehr, wie ein aufgeblasenes und hohles Wissen; ein Araber versteht sich besser auf die Seele, als alle unsre angeblichen grossen Männer.

Um endlich noch in das Gebiet des Unbegreiflichen hinüberzutreten, müssen wir der Thatsache gedenken, dass die Unterhaltung der Seele mit Gott und Ewigkeit ihr eine Kraft verleihen kann, vermöge deren sie Wunder thut, welche menschlicher Weise weder durchschaut noch erklärt werden können. Viele solcher ausserordentlichen Acte gestehen wir nicht glauben zu können, so unter andern die Wunder des Prinzen Hohenlohe, weil wir sie nicht näher ins Auge fassen konnten; wir könnten aber ein von uns selbst beobachtetes Beispiel anführen, was ein feuriger Glaube vermag, der die Seele in den Himmel erhebt und ihr eine fast gottesgleiche Macht über den Körper verleiht.

Jedoch genug von dem Sinn der göttlichen Liebe und dem sichtbaren Einfluss, den sie auf manchen Sterbenden hat. Nur vergesse man nicht, dass die Todesart eines Verzückten, ein Ausdruck, dem wir vielleicht vergebens eine edlere Bedeutung unterzulegen versuchten, sich nicht so auffassen lässt, wie eine Lehre, die uns zum rechtschaffenen Leben und seligen Sterben anführt; sonst wären wir ganz falsch verstan-

den worden, und man würde den Schüler des Seminars mit Dem verwechseln, in welchem nur noch ein Funke des himmlischen Feuers, das ihm bei seinen Eintritt in die Welt zu Theil wurde, matt fortglüht.

Um den unermesslichen Unterschied zwischen dem Tode einer heiligen Therese, eines Vincent von Paula, eines heiligen Bruno und einer Menge guter Kinder Gottes, die sich ungekannt in dem Geiste des Herrn auflösen, recht zu begreifen, muss man zu den niedrigsten Gehirnorganisationen herabsteigen, wo die Kopfbildung einen Mangel an Liebe und sittlichem Wesen darthut, wo die Phrenologie aber sogar Organe findet, die auf Eigenschaften deuten, welche die sittliche Ordnung untergraben.

In den Gefängnissen und in den Bagnos finden sich die Belege unserer Behauptung¹⁾; ferner unter dem Gesindel, wovon die grossen Städte wimmeln, und unter welchem die niedere Phrenologie so viel Bestätigungen sammelt, dass grosser Muth dazu gehört, den Menschen auf sein moralisches Wesen zu untersuchen²⁾. Es ist schlimm, es aussprechen zu müssen: wer mit den Formen des Kopfes und den dazu gehörigen Gesichtszügen vertraut ist, wie sie den Vorstehern der Zuchthäuser, den Aerzten der Bagnos und Gefängnisse tagtäglich vorkommen, der weiss, dass die Figur des Galeerensklaven auch noch anderswo zu erblicken ist, als da, wo ihn das Gesetz unter seiner eisernen Hand bewacht.

1) Vgl. des Verfassers Werk: *Les Forçats considérés sous le rapport physiologique, moral et intellectuel*. Paris 1841.

2) Vgl. Fregier, *Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes*. Paris 1840. 2 Vol. 8.

Man flache das obere Oval des Kopfes ab, lasse die beiden Seiten oberhalb der Ohren stärker hervortreten und verschmälere die Stirn; wölbe dagegen das Hinterhaupt und den Nacken und mache die Augenbrauenbogen stark hervorragend; ebenso verstärke man den Jochbogen, dass er so hervorspringe wie bei dem reissenden Thiere; dazu verlängere man die Kinnladen und mache sie so geräumig, dass das Vorherrschen des Geruchs- und Geschmacksorgans ganz unzweifelhaft werde; man gebe endlich dem so gebildeten Kopfe einen Umkreis von siebzehn bis achtzehn Zoll, das Verhältniss, wobei der freie Wille sich der Herrschaft der Vernunft entzieht und sich der Gewalt des rohen Instincts und der wüthenden Leidenschaft überliefert: so hat man mit alle dem den classischen Kopf des Menschen auf der niedrigsten Stufe seines Geschlechts. Findet man einen solchen Schädel z. B. auf einem Kirchhofe, und macht eine genaue Zeichnung von seinen Umrissen, so füge man noch dieser Zeichnung die wohlbekannten Muskeln hinzu: die des Gesichts gut genährt, denn sie waren stark und geübt, namentlich die der beiden Kinnladen; ferner das Auge mit dem Ausdrücke des stupiden Anglotzens oder der ruhenden Wildheit; endlich die Gesichtshaut, deren Falten, sonst der Stirn einen edlen Ausdruck verleihend, hier nur die Nase und den starkgezähnten Mund einfassen, mit den Zügen der kalten Selbstsucht und Grausamkeit, wie sie auf dem Thiergesicht der Länge nach herunterlaufen; und mit diesem leblosen Modell trete man in ein grosses Bagno. Ist die so eben geschilderte Zusammensetzung gut gelungen, so finden wir die lebenden Originale, deren Copie wir

aufs Gerathewohl versuchten, ganz gewiss unter den Galeerensträflingen mit der grünen Mütze.

Doch müssen wir sogleich bemerken, dass eine solche Kopfbildung noch keineswegs unausweichlich in das Bagno oder auf das Schafot führt; denn das hiesse die Macht der Erziehung und der Moral, der Pflichtenlehre leugnen. Aber das behaupten wir mit unerschütterlicher Ueberzeugung, dass ein solcher Schädel niemals den ächten Phrenologen täuschen wird. An ihm suche man nichts von hervorstechenden religiösen und sittlichen Anlagen; der Mensch mit dieser Kopfbildung ist den Wahrheiten, die durch das Gefühl auf uns wirken, verschlossen; jede Erweckung und Offenbarung ist bei ihm unmöglich, selbst in der letzten Stunde seines Lebens.

Wenn die Bedeutung der Kopfform nicht eine leere Einbildung ist, wenn Erziehung und Sittenlehre ein Manna sind, das nicht allen Geistern gleichmässig mundet, wenn vielmehr manche Gemüther von Natur oder durch ihre bürgerlichen Verhältnisse jenen wohlthätigen Einwirkungen ganz unzugänglich bleiben, so steht es auch unwiderleglich fest, dass solche Individuen ihre Stellung in der Welt so wählen werden, dass sie aller Wahrheit und aller Ordnung ewigen Krieg ankündigen. Wo findet man denn solche Unglückliche, deren Gehirnorganisation verkrüpelt ist, als unter dem sogenannten Auswurf der Gesellschaft, an allen den Orten, wo Laster und Verbrechen im Dunkeln schleichen? Und wenn die Sorge für die Sicherheit des Ganzen die Behörde nöthigt, sie einzufangen und vor das Gericht zu stellen, so scheint die öffentliche Stimme, bei dem ersten Anblick des Verbrechers,

die Natur gleichsam anzuklagen, dass eins ihrer Kinder, dem sie die Ausstattung mit einem wohlgebildeten Kopfe versagt hat, die unveränderlichen Merkmale der Niederträchtigkeit und Grausamkeit an der Stirn tragen muss. Noch bevor die Geschwornen ihr Schuldig gesprochen, hat schon die Phrenologie, die das Volk übt, das Urtheil gefällt, und zwar fast immer ein gerechtes und unumstössliches Urtheil.

Was man auch dagegen sagen mag: Die ganze Sittlichkeit des gemeinen Volks besteht lediglich in seiner Religiosität. Vergebens aber sucht man diese letztere bei Organisationen, von denen wir vorhin den ächten Typus aufstellten, und denen eine gute Mutter, feste Grundsätze und das Beispiel des Rechten und Guten für ihr ganzes Leben gefehlt haben. Es giebt mithin eine Wissenschaft, die leicht und einfach genug ist, um die gesammte Volksmasse der Einen und ewigen Wahrheit zuzuführen; diese Wissenschaft, die das Glück Aller sichert, ist die Religion. Revolutionen, welche den Glauben wankend machen und untergraben, äussern ihren unwiderstehlichsten Einfluss auf jene von der Natur stiefmütterlich behandelten Köpfe; und oft genug sind die schlimmsten Verbrecher auf den Galeeren dieselben Leute, die früher das Panier der Demagogie und Freigeisterei getragen hatten.

Die Sterbestunde solcher Individuen, die ihr Leben lang nur nach Wein oder nach Blut gedürstet hatten, sind eine entsetzliche Ironie der wahren Bestimmung des Menschen. Auf dem Sterbebett des Cannibalen meldet sich manchmal eine Seele; sie tritt mit einem Male wie ein ganz neues Wesen auf, das seine Hülle zersprengt hat, und angeborne Fähigkeiten zeigt. Eine

Seele, wo nichts Menschliches sie jemals vermuthen liess, darf wohl in Erstaunen setzen; man könnte an das System jenes hebräischen Philosophen glauben, der das Leben für den Tod erklärte und meinte, der Mensch fange erst dann an wirklich zu leben, wann die Seele von ihrer sterblichen Hülle befreit ist. Wie dem auch sei, die Seele des verhärteten Verbrechers kann in seiner Sterbestunde zum ersten Mal sich zeigen; aber sie kann auch nur Gewissensbisse empfinden, nicht den Trost und die Beruhigung der wahren Reue. Ich sah auf den Galeeren einen berüchtigten Mörder, der in den Stunden, wo er einem höhern Richter entgegen ging, jeden geistlichen Zuspruch von sich wies, weil er meinte, dass ihm dieser doch nichts helfe, und dass es nur Schwäche und Feigheit sei, zu bereuen und auf Gnade zu hoffen. Gleichwohl hatten seine Delirien einen fürchterlichen Zusammenhang. Macbeth und die Hexen sind das Gegenbild für die Scene, in welcher jener Sträfling mit dem verstörten Auge und dem verzerrten Gesicht vor seinem Lager die von ihm Gemordeten vorüberziehen sah und ihm Verwünschungen zurufen hörte. Wollte man ihn mit Güte oder mit Gewalt beruhigen, so wälzte er sich in seinem Bett herum, nach etlichen Minuten richtete er sich wieder empor, glaubte einen Kopf in der Hand zu halten, den er beim Namen anrief, und schrie: „Ich bin es nicht, Hund, der Dich gemordet hat, es war Dein Stiefbruder, Du weisst es recht gut, und jetzt, wo ich schlafe, willst Du mich beißen!“ Nie habe ich einen entsetzlichen Anblick erlebt; aber auch nie hat die phrenologische Betrachtung eines Kopfes mich mehr von dem Vorhandensein eines Organs der Grausamkeit

überzeugt, dessen Vorwalten in Bildung und Thätigkeit jede andere Richtung der Lebensthätigkeit verdrängt hatte. Das ganze Dasein dieses Menschen konnte nur auf diesem angeborenen blutigen Instinct beruhen. Er starb unter einem Zähneknirschen und Röcheln, das mit Schauer erfüllte; wenig Augenblicke vor seinem Tode umarmte er, wie der Schiffbrüchige ein Bret, einen jungen Mediciner, der ihm einen Senfteig auf die Brust gelegt hatte, und der Sterbende, der mit beiden Armen das junge blühende Leben umschlungen hielt, bot einen erschütternden Contrast dar. Soviel ergab sich aus dieser ganzen Scene mit Gewissheit: einer der eingefleischtesten Bösewichter des Bagnos wollte nicht sterben, und zum ersten Male mit bereits erlöschender Stimme sprach er von dem Teufel, der an seinem Lager stehe, und dass dieses mit ihm in die Hölle sinke.

Nun wird man freilich sagen, dass solche Wesen zu den Ausnahmen gehören, und dass der Todeskampf ein bald entzückender, bald schrecklicher und angstvoller Traum sein könne. Das mag sein; aber der Verbrecher, den niemals, selbst nicht im Schläfe, das Gewissen gerührt hat, dieser könnte doch wohl das Beispiel für eine unsrer Behauptungen über die Unabhängigkeit der Seele vom Körper in der Todesstunde abgeben. Und wäre das nichts, wenn ein endliches Erwachen des Gewissens in der letzten Stunde einem Abscheulichen das Geheimniss abnöthigt, welches die Ehre einer Familie in Ungewissheit erhielt, und das er nun feierlich bekennt? Ein berüchtigter Mörder, Poncy¹⁾,

1) Man sehe in des Vfs. Werke: Les Forçats, p. 52.

bleibt auf der Schwelle des Gefängnisses, das er verlassen sollte, um die Guillotine zu besteigen, stehen und hört das dumpfe Schluchzen eines armen Mitgefangenen, der ihm folgen sollte. Ich lasse ihn selbst erzählen. „Ja, Herr, ein paar Minuten vor dem Tode, da war mir's, als ob ich ein ganz anderer Mensch geworden sei; niemals vorher hatte ich je Mitleiden empfunden. Ich liess meinen Richter, Herrn Olivier, rufen, und sagte ihm: Der arme Schelm darf nicht guillotiniert werden; das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, hat Pierre L** begangen und ich war dessen Helfershelfer“. — Poncy war der wahre Typus kalter Grausamkeit und stupider Gleichgültigkeit; das fatale Organ trug er in bedeutender Ausprägung am Kopfe. Er starb auf den Galeeren, und ein Augenblick, wo sein Gewissen sich regte, an den Stufen des Schafots, hatte ihn zum bessern Menschen gemacht.

Wäre hier der Ort, so könnte ich leicht beweisen, dass in zwanzig Fällen gegen einen, Menschen, die dem Tode nahe sind, sich bessern, wenn sie am Leben bleiben. Die Sterbestunde und die Gesichte des Todes geben fürchterliche Lehren. Ein Beispiel mag mitgetheilt werden.

Eine Frau von sechzig Jahren lag im Sterben und ich wurde gerufen, um ihr ärztlichen Beistand zu leisten. Man hatte einen Augenblick benutzt, wo sie im Delirium war, um mich holen zu lassen; denn sie hatte bestimmt erklärt, ohne Arzt und Priester sterben zu wollen; weder dem einen noch dem andern hatte sie jemals Vertrauen geschenkt. Kein Megären-gesicht ist mir je so abscheulich erschienen, als das

dieses Weibes; alle Arten wüsten Lebens hatten ihre Spuren darauf gegraben, und, wie gewöhnlich, der Schädel charakterisirte aufs Genaueste ihre bösen Leidenschaften und ihren Hang zum Morde. Ich wunderte mich gar nicht, als ich hörte, dass sie „tüchtig mitgemacht hätte“, und dass sie sich noch bis heute „Marat's Strickerin“ nenne. Während meine Verordnungen ausgeführt wurden, wollte ich um jeden Preis gern wissen, was sie in ihrem Todeskampfe vorzüglich beschäftige; sie murmelte in Einem fort das Wort „brute“. Anfangs konnte ich mir dies nicht erklären; endlich brachte sie aber deutlich die Worte „Tyrann“ und „Brutus“ hervor. So träumte also die Unglückliche von Voltaire und von dem Trauerspiel, welches Cäsar's tragisches Ende darstellt.

Abends befand sie sich etwas besser, und da man ihr gesagt hatte, dass man sie bereits todt geglaubt, und dass sie ihre Wiedererweckung mir zu verdanken habe, so wurde ich mit einiger Aufmerksamkeit von ihr empfangen. Aber, sagte sie, meine Zeit ist abgelaufen; ich habe auf die „unbestechliche“ Republik gewartet, nun muss ich mich doch entschliessen, mein Fleisch in einem Loche unter der Erde verfaulen zu lassen. — Gute Frau, wir werden alle verfaulen, aber unsre Seele wird wieder jung werden, und was noch besser ist, wir können ihr eine Seligkeit ohne Ende bereiten. — Unsre Seele! fragen Sie einmal meine Haube da, ob ich eine Seele in meinem Kopfe habe! — Und bei diesen Worten holte sie unter ihrem Kopfkissen die wohlbekannte rothe phrygische Mütze hervor, die sie jeden Abend beim Schlafengehn aufsetzte, und schickte sich an mir eine Darstellung dessen aufzu-

führen, was sie gewesen war, als man sie in dem Costume einer Göttin durch Paris getragen und sie unter dem „vive la liberté“ mit Huldigungen berauscht hatte. Ihr vergilbtes und bis zum Pergamentartigen vertrocknetes Gesicht erglühte von Aufregung; die kleinen Augen blitzten ein düstres Feuer; die eingefallenen Wangen spannten sich über die breiten gewölbten Backenknochen; die fast dem Tode nahe Figur erhob sich einen Augenblick mit so viel Kühnheit und Frechheit, dass ich fast in Verlegenheit gerieth. „Ihr seht so nicht sehr schön aus, alte Frau, und wenn Ihr es so fortreibt, so könntet ihr wohl mit Eurem Göttingenputz heute Abend in des Teufels Küche den Topf abschäumen.“ Diese Worte trafen mitten auf den fixen Punkt der Eitelkeit dieses Weibes; zum ersten Mal vielleicht und ohne dass die Rache folgte, hatte man dieser Göttin eine Beleidigung gesagt. Dass sie einst das Symbol der Freiheit gewesen, nahm noch jetzt das ganze Denken und Dichten dieses elenden Geschöpfs ein; und jetzt zerstörte ein unglückverkündendes Wort die ganze Einbildung ihrer Jugend und ihrer alten Tage. Noch sehe ich sie, wie sie mit ihrer dünnen zitternden Hand ihr schmutziges Diadem aus den wenigen graublonden Haaren riss, einen Augenblick nicht ohne Widerwillen betrachtete und dann wie einen alten Lumpen voll Verachtung in den Winkel warf.

Nach etlichen Tagen liess sich dieses Weib, einst durch ihre Grausamkeiten, ihre Unzucht und ihren Republicanismus berüchtigt, bereden, einen Priester anzunehmen. Ihre Krankheit, die sich in die Länge zog, aber unvermeidlich mit dem Tode enden musste,

hatte alle Flammen der gehässigen Leidenschaften, welche sie verzehrten, in ihrer Seele angefacht; jetzt aber schmolz diese Seele endlich an der sanften Wärme christlichen Zuspruchs, und die mildthätigen Frauen ihres Wohnorts schenkten ihr ihre Theilnahme. Aber das Abendmahl wollte sie niemals nehmen; in diesem Punkte blieb sie hartnäckig jedem Zureden verschlossen. Ich wollte gern die Ursache davon wissen, und drang in sie im Namen der „heiligen“ und „unveränderlichen“ Freundschaft, die sie gegen mich hegte. „Nein, sagte sie endlich, so weit kann ich das Spiel nicht treiben; an den Gewissensbissen über meine vielen Sünden erleide ich so schon hundertmal den Tod, ehe ich sterbe. Ich wollte gern das Kreuz des guten Gottes statt der Quitte tragen, die ich da auf dem Magen habe. Uebrigens hat auch die heilige Magdalena nicht communicirt; will mir Gott vergeben, so wird er mich eben so annehmen, wie meine Patronin.“ Endlich starb sie. In der Blüthe ihres Lebens, mitten in unsern bürgerlichen Unruhen, ohne Mutter, nur von sich abhängig und mit einem heissen unbändigen Herzen hatte sie sich ins öffentliche Leben gestürzt. Auf ihrem entstellten zusammengekrümmten Körper malte sich ein Tod, der dem Leben entsprach, und die Seele, die in dem Todeskampfe weniger als jemals auf die Sophismen des Geistes hört, hatte wie gewöhnlich vergessen, die Brandmale der niedrigsten und gefährlichsten Leidenschaften zu verlöschen, welche in tiefen hässlichen Furchen um die Lippen und auf die Stirn des Leichnams gegraben waren. Der Tod kann ein Gesicht entweder nur noch mehr entstellen, oder verklären.

Niemals aber lässt das Organ der Grausamkeit an dem Schädel mit grösserer Unfehlbarkeit einen Schluss auf die Eigenschaften des Gemüths machen, als in den Zeiten der Anarchie, wo die Furcht vor den Gesetzen nicht mehr die menschenmörderischen Gelüste des Strassenpöbels zügelt. Dann füllen sich die Städte mit Leuten, die Andere zum Schafot führen, und man staunt sehr, sie unter denen anzutreffen, die bis dahin furchtsam und unterwürfig geschienen hatten. Fast ohne Ausnahme tragen diese Bösewichter die Merkmale jener verhängnissvollen Organisation, welche weder durch Unterricht noch durch gute Grundsätze einigermaßen zum Bessern abgeleitet wird, welche vielmehr durch die vergiftenden Lehren der gebildeten Parteihäupter, die sich selbst vor Blutvergiessen scheuen, wohl aber politische Schlächtereien sehr gut einzurichten verstehen, noch mehr Anreiz erhält. Merkwürdig aber ist die Veränderung, welche mit jenen „Rächern des Volks“ vorgeht, wenn sie alt werden, besonders aber wenn Armuth und Elend sie mit ihren eisernen Krallen fassen. Dann wird der Instinct der Grausamkeit in ihnen schwächer und stirbt endlich ab; nur die Erinnerung an die vormals begangenen Verbrechen bleibt. Ein krampfhaft nagendes Gewissen ist ihr Loos, es erschreckt sie in ihrer Sterbestunde mit der unaufhörlichen Vergegenwärtigung jener Scenen, bei welchen ihre Faust beständig mit dem Dolche bewaffnet war. Fast durchgängig sind diese Schreckensmenschen ausser der Zeit ihrer Orgien ganz gewöhnliche Wesen; ohne Geistescultur haben sie nicht, wie ihre Aufhetzer und Anstifter, ihre Seele mit dem Panzer hohler Philosopheme zu schützen gewusst; an eine Zu-

kunft haben sie keinen Glauben, sie leben nur der Gegenwart; wie der Stier im Circus wissen sie nicht, warum sie Blut vergiessen.

Wo das Organ der Grausamkeit ohne andere Hervorragungen besteht, die seinen Einfluss mildern könnten, verbindet es sich mit einer niedrigen und schmalen Stirn, die Physiognomie erhält ihre entfernt ähnlichen Züge von irgend einem bekannten Thiere, z. B. der Hyäne oder dem Tiger. Diejenigen, bei denen die Wildheit zugleich am stupidesten ist, und die, beiläufig zu erwähnen, stets wie die Blödsinnigen sterben, ohne es zu merken, haben etwas Krötenartiges in ihrer Physiognomie. Das sind die rohesten Bestien unsers Geschlechts, und ich habe ihrer genug unter den Galeerensklaven der Bagnos gesehen.

Sterbende aus der Classe derer, die einst eine Rolle in dem Drama unserer Revolution spielten, die so zu sagen die eigentlichen Studirten und Alleinbesitzer des Sieges waren, kann man nicht lange mehr beobachten; der Tod wird sie bald alle weggemäht haben.

Es ist beachtenswerth, dass diejenigen, welche ihre Hände niemals mit Blut besudelt haben und sich vor den Verbrechen gegen göttliche und menschliche Gesetze scheuten, diejenigen, deren Ueberzeugungen sie zu der kleinen Zahl Auserwählten stellten, welche an die Nothwendigkeit einer Revolution glauben machen, dass diese, sage ich, von ihrem Bewusstsein rein gesprochen, den Ideen gemäss sterben, welche sie sich von der Bestimmung des Menschen gebildet haben.

Wir wissen auf glaubwürdige Weise, wie viele ehrenwerthe Männer, die den neuen Ideen gehuldigt

hatten, unter der Schreckensherrschaft muthig und in ihr Schicksal ergeben starben. Wenn Andere während dieser Zeit reich wurden, wenn das Bedürfniss fähiger Leute sie zu hohen Ehrenstellen emportrug, so stellt es sich klar heraus, dass keiner von diesen jemals über die Rechtmässigkeit seiner Stellung ein böses Gewissen hatte. Und warum? Weil sie aus der demokratischen Periode ohne den Verdacht der Theilnahme an den blutigen Verbrechen, vor denen sich ihre Seele wirklich scheute, herausgegangen waren. Wir werden sie anderwärts in der Toga der Magistrate und in der Rüstung der Krieger sterben sehen. Eine andere Classe der Revolutionsmänner, die wir in ihren letzten Stunden beobachten konnten, besteht aus den mittelmässigen Capacitäten, die dem Panier von 1793 vielmehr als Philosophen nachzogen, als dass sie es als die Anführer der Rebellion und Anarchie vorangetragen hätten. Diese sahen unter der Freiheitsmütze nichts als Voltaire und Rousseau. Rechtliche Leute übrigens, hatten sie nicht Geist genug, um den Materialismus der Schule ganz zu begreifen; sie überboten nur darin ihre Meister, dass sie bis an ihr Ende, zwar nicht einen Urheber aller Dinge, aber einen Gott, welcher straft und lohnt, und einen Cultus, welcher uns zu ihm erhebt, leugneten. Diese Art von Materialisten sind durch und durch gute Leute; man verträgt sich mit ihnen und ihre falschen Ansichten rechnet man ihrem beschränkten und doch hochmüthigen Geiste zu. Meistens dreht sich Alles bei ihnen um ihre Abneigung gegen die Geistlichen; auch verfehlen sie niemals, ihre Bestattung anzuordnen: ohne Pomp und ohne die „Betrüger mit der Ton-

sur“ wollen sie der „gemeinschaftlichen Mutter“, der Erde, zurückgegeben werden; eine trübe Laterne soll den begleitenden Zug der Freunde und der Armen anführen. Wir haben aber auch welche gekannt, die sich um ihre Leichenfeier gar nicht bekümmerten, und einen Priester wie einen Besuch wohlwollender Theilnahme empfangen. Uebrigens gleicht das Ende des Materialisten so ziemlich dem des rohen Menschen, der keinen Glauben hat, und selten auch nur von Weitem an seine Seele oder seine Bestimmung oder an irgend eine Gottesverehrung dachte. Wie gesagt, jeder macht sich seine Todesart selbst.

Giebt es aber irgend ein erbärmliches Geschöpf an den Pforten der Ewigkeit, so ist es der schwache Geist mit dem Anstrich einiger Bildung, der den Schrecken billigte und an seinen Zügellosigkeiten Theil nahm, lediglich aus Nachahmung oder aus eigensüchtiger Berechnung, und dabei seine Hände in Blut tauchte. Diese Menschen haben gewöhnlich das Organ der Grausamkeit, das nur bei ihnen durch die Organe der Charakterschwäche schlechtbedient wird. Sie bildeten die losgelassene wüthende Heerde der damaligen Zeit, und ihre Wuth hielt genau die Linie, welche das Verbrechen von der persönlichen Gefahr bei seiner Verübung scheidet. Sie waren nicht die Revolutionnaire in der energischen Bedeutung dieses Worts, den wahren Republikanern galten sie das, was Thersites den Griechen vor Troja, oder was der Schakal, der die Leichen aus den Gräbern scharrt, dem Löwen und dem Tiger gegenüber ist. Hatten sie dabei einigen Verstand und waren eifrig, so konnten sie wohl die Stimmen der Majorität für sich gewinnen und

sich eine Stellung über ihres Gleichen verschaffen. Sie handelten auf dem politischen Schauplatz weder aus Fanatismus, noch aus Ueberzeugung; sie liefen hinter den Starken der Halle drein; das war Alles.

Manchmal hatten sie auch eine grausame oder ehrgeizige Frau zur Gefährtin ihrer Thaten; das ist vorgekommen, und von einer dieser Frauen wissen wir, dass jener Rasende, der nach Gelegenheit so viel Böses verübte, im Grunde der feigste und schwachmüthigste aller Menschen war. Solche Individualitäten werden dann, wenn die Parteien einander zu vernichten suchen, von ihren Genossen geopfert, und bezahlen das vergossene Blut mit ihrem Leben; und sie sterben unter flehenden Bitten um Gnade und Erbarmen, küssen dem Priester die Hand, und besteigen rückwärts oder mit verhülltem Gesicht das Schafot. Vor 1793 hielt man diese Art Menschen für ganz unbedeutend; mit einem Male grausam geworden und doch feig, überliessen sie sich ihrem Hange, so weit sie es thun konnten, ohne eine Schmarre zu wagen. Gleichwohl versichern sie nachmals, dass sie niemals ihren Nächsten an eine Laterne gehängt, niemand zur Guillotine geführt haben; was sie thaten, war freilich weiter nichts, als dass sie ihre ruchlose Hand an die Heiligthümer legten, die Kirchen bestahlen, die Statuen der Heiligen verstümmelten, die Tabernakel erbrachen und die heiligen Gefässe schändeten; ausserdem etwa noch die Gräber entweihten und die Grabsteine, in welchen Wappen eingehauen, zerschlugen; eine Reihe Unthaten, die wohl Ekel und Abscheu, niemals aber Schrecken erregen.

In ihren späteren Jahren und wenn die Partiestürme vorüber sind, möchten diese kleinen Leute gern als Reuige und Auserwählte sterben; das glückt ihnen aber eben so wenig als der Strickerin, deren Ende ich vorhin erzählt habe. Ihre Phantasien auf dem Sterbette drehen sich unaufhörlich um die Vergangenheit, wo sie ihre tempelräuberischen Thaten verübten. Es ist merkwürdig, dass diesen Sterbenden das Böse, was sie einer Kirche, und besonders den Reliquien zugefügt haben, so sehr vor der Seele schwebt. Ich kannte z. B. einen Solchen, der noch im kräftigen Alter starb und standhaft alles Zureden abwies, dass er einen Priester annehmen und beichten solle, dem aber die Phantasien seiner letzten Stunde aufs Aeusserste zusetzten. Anfangs lag er scheinbar in einem lethargischen Schlafe; aus diesem fuhr er plötzlich auf, mit einer so heftigen Bewegung, und warf sich in seinen Stuhl, wie eine losgelassene Springfeder oder ein zusammengekrümmtes Thier, das sich aufwickelt. Er schlug die grossen Augen mit irren Blicken auf, schaute seufzend im Zimmer umher, betastete sich mit den Händen, als wolle er sich besinnen, ob er es auch sei, und fragte Jeden, ob er denn sein Bett verlassen habe. Seine Phantasie spiegelte ihm vor, dass jeder der Heiligen, die er vormals mit Pulver in die Luft gesprengt hatte, ihn geknebelt auf eine Mine, die nach der Hölle führe, lege und dass eine rothe Schlange mit feurigem Rachen sie auf Befehl des Teufels anzünde. Der Unglückliche, den man in seiner Jugend den Henker der Heiligen genannt hatte, starb im eigentlichen Sinne aus Furcht vor den Höllenstrafen, und die beste Beichte hätte ihm doch nichts geholfen.

Ich muss diese Furcht für die Ursache seines Todes halten, denn er litt eigentlich blos an Congestionen nach dem Kopfe, gegen die aber alle Mittel fruchtlos blieben; so sehr hatte der Stachel des Bösen, was er einst gethan, bei der ersten ernsthaften Krankheit, die ihn befiel, sein Dasein aufgerieben.

Solcher Beispiele nun, wo die phrenologische Beobachtung uns Aufschluss über die letzten Stunden von Sterbenden giebt, könnten wir noch ungleich mehrere aufführen. Es mag aber an den beigebrachten genügen, So viel ist gewiss, dass die Gall'sche Lehre¹⁾, verbunden mit Lavater's Physiognomik, einem im Beobachten geübten Phrenologen niemals überzeugender erscheint, als wenn man ihre Beweise an dem Kopfe eines Sterbenden oder eines bereits Verstorbenen aufsucht. Unbeschränkt durch die Fesseln, die während des Lebens den moralischen Charakter eines Individuums selten ganz frei hervortreten lassen, malt sich dieser nun in den Gesichtszügen des Todten so, wie er eigentlich im Leben hätte erscheinen müssen; jetzt findet man auf ihnen den wahren und vollen Widerschein der Seele. War der Verstorbene gut und tugendhaft, so bricht man bei seinem Anblick unwillkürlich in die Worte aus: „Wie wohl ist Dir!“ War er ein Verabscheuungswürdiger, so ist auch jetzt noch sein Anblick Entsetzen erregend. — Ich weiss, was man gegen dies Alles einwenden wird: die Schmerzen und Qualen des vorhergegangenen Krankenlagers, die verschiedenen Krankheiten, die doch wohl an sich den

1) Gall, Sur les fonctions du cerveau et sur chacune de ses parties. Paris 1825. 6 Vol. 8.

Leichnam entstellen können, u. s. w. Aber der physiognomische Ausdruck des Leidens gestaltet sich im Leben niemals zu dem des Verbrechens und der Niederträchtigkeit; und keine Krankheit, welcher Art sie auch sei, ist im Stande, eine eigenthümliche Schädel- und Gesichtsbildung erst hervorzubringen. Das menschliche Antlitz ist eine Medaille, die durch die Sterbestunde und den Tod erst ihr volles Gepräge erhält. Ueberdem ist bei Menschen, die für das Verbrechen organisirt sind, gewöhnlich der Körper gegen physische Leiden so unnachgiebig wie Marmor.

Zum Beschluss dieser Bemerkungen über die Verhältnisse der Schädelbildung zu dem sittlichen Charakter muss noch ausdrücklich erwähnt werden, wie es keineswegs unsere Meinung ist, dass jede Art zu sterben sich stets unfehlbar durch irgend eine Hervorragung am Kopfe erklären lasse. Nein, wir behaupten dies bloß für Individuen mit einer verhältnissmäßig seltenen Gehirnorganisation, die sie mit einer alles Andere beherrschenden Anlage ausstattet, deren unwiderstehliche Macht die Richtung ihres Lebens bestimmte und auf alle ihre Handlungen einen despotischen Einfluss hatte.

Denn neunzehn Zwanzigtheile aller Menschen werden mit einer mittleren Organisation geboren, die sie in den gewöhnlichen Gleisen lässt und sie mit jeder Art unzählbarer Triebe verschont. Diese Menschen sind den Einwirkungen der Umstände, der Sitten, der Erziehung, religiöser Dogmen, des Nachahmungstriebes, endlich des Berufes und der Angewöhnungen zugänglich. Ein Schädel kann ausserdem die Heftigkeit mancher Leidenschaften verrathen. Diese hätten wir

ebenfalls an den Sterbenden beobachten, und auf das Organ, von dem sie ausgehen, zurückführen können; und wir würden dies auch gethan haben, wäre es hier unser Zweck, zu Gunsten der Phrenologie zu schreiben. In welche Verirrungen des Geschmacks und der Empfindung führt nicht z. B. die vorherrschende Gewalt des Hanges zur physischen Liebe. Nun, ihr Organ, die bekannte Erhabenheit am Hinterkopfe ist eins von denen, dessen übermässige Entwicklung am besten mit zu Gunsten der phrenologischen Lehrsätze spricht. Ebenso haben wir das Organ der Kinderliebe, der Freundschaft, welche beide zu Aufopferungen bis zum Tode bestimmen, in der vollkommensten und reinsten Ausbildung bei Solchen gesehen, die als Opfer dieser edlen Triebe starben.

Ferner wird man, wenn ein Sterbender in seinen letzten Handlungen und Worten eine vorherrschende Neigung zu erkennen giebt, meistens an seinem Schädel das Gepräge dessen, was er im Leben war oder was er hätte sein können, auffinden. Die nachfolgenden Capitel, welche von den Einflüssen der Leidenschaften, des Berufs, der Krankheiten auf die Art des Sterbens und des Todes handeln, werden hinlängliche Beweise davon liefern.

Wie oft hat der letzte Wille eines Sterbenden, mit Ueberlegung, kaltem Blute und vernehmlicher Stimme dictirt, den Umstehenden die höchste Bewunderung abgenöthigt! Wie kommt es, dass ein Mensch am Rande des Grabes so vollkommen sicher in seinem sittlichen Wesen ist, dass er sich noch übertrifft in Allem, was er bis dahin gewesen; dass er, in den letzten Zügen liegend, mit kluger Voraussicht alle

Umstände beachtet, auf die es ankommt; dass seinem Gedächtnisse kein Wort fehlt, dass er Abwesender gedenkt und die gegenwärtigen Personen genau kennt; dass ihm seine Talente, seine Kenntnisse, seine Gefühle, seine Beziehungen zu Gott und dem Uebersinnlichen, sein entschiedener Charakter bis zum letzten Hauche bleiben? Wir haben es schon beantwortet: die Seele, von den Banden der Materie befreit, gehört nur sich und zeigt sich ganz unverhüllt so schön oder so hässlich, wie sie wirklich ist.

Zweites Capitel.

Einfluss der Religionen und der Regierungen auf die letzten Stunden und den Tod.

Ueber die Religionen. — Allgemeine Ansichten über ihren Einfluss auf die letzten Stunden. — Zweck jedes Cultus. — Ueber den Islamismus und seinen Geist. — Charakter des wahren Muselmanns. — Der Fatalismus. — Die Mythe von den Houris. — Der Koran. — Letzte Stunden und Tod der Kinder des Allah. — Das Christenthum. — Der Protestantismus. — Sein Einfluss auf die Sittlichkeit der Völker. — Seine Moral und seine Dogmen. — Das Ende des Protestanten. — Der Katholicismus. — Betrachtungen über die verschiedenen Glaubensformen. — Ueber den Schutz, welchen die Regierungen dem Cultus angedeihen lassen. — Der Katholicismus in Italien. — Sein Einfluss auf Geist und Gemüth. — Ueber den Aberglauben im Christenthum. — Cultus, Ceremonien, Glauben und Sitten in Mittelitalien. — Letzte Stunden und Tod der Römer. — Das Sterben der Päpste. — Christenthum und letzte Stunden in Toscana, Corsica, Frankreich. — Einiges über das Ende der Araber in Algier.

Welches auch das Wesen der Religion sei, zu der man sich bekennt, so ist soviel gewiss, dass die Geistesbildung, die nicht bis zu den göttlichen Dingen vordringt, nicht in Vergleich kommen kann mit der, welche von dem grossen Werke der Schöpfung erfüllt, sich auf den Flügeln der Anschauung bis zu der Idee ihres Schöpfers erhebt. Wenn wir übrigens diesen Punkt der Vergleichung hervorheben, so geschieht dies

nicht aus Sectengeist, sondern um etliche dunkle Stellen der Philosophie des Menschen einigermaßen aufzuhellen. Es ist doch wohl der Mühe werth, die Seele, die auf dem Gipfel ihres Weges anlangt, befreit aus den Banden der Nerven, der Muskeln und des Fettes, reich an Eindrücken, die sie von dem Anblick der Schöpfung gewonnen hat, und endlich ihren Herrn und Urheber erkennend, zum Gegenstande der Betrachtung zu machen. An den Ablauf der letzten Stunden gelangt, ist doch gewiss der Mensch alles das, was er sein konnte? Wird man es also tadeln, dass wir ihn studirten dann, wann seine Seele, ganz wie sie ist, aller physischen Begierden, Leidenschaften und der Mittel, sie zu befriedigen, ledig und bar, sich noch ein letztes Mal in sich sammelt, um allen ihren Umgebungen ohne Rückhalt die Gedanken mitzutheilen, mit welchen sie bei ihrer Trennung von der Materie beschäftigt ist?

Nicht auf gleiche Weise tritt der Tod die Menschen an, und so ist das Sterben ein Vorgang, der auch manchmal sehr rasch vorüberereilen kann. Es wäre sehr gut, wenn Jeder sich auf seinen letzten Tag vorbereiten könnte, wenn ein und dasselbe Ende uns träfe, wenn eine ganz gleiche Krankheit uns alle hinraffte, und wenn das Unmögliche und Unergründliche eine wirkliche und bestimmte Geltung hätte; dann aber hätte die Natur, so beweglich in ihrer Unwandelbarkeit, von allen Gesetzen ihres Laufs und ihres Ziels abweichen müssen. Wohl ist der Mensch das Meisterstück der Schöpfung; aber er lebt auch in ihr und ist, wie alle Wesen, aus denen sie besteht, ihren Gesetzen unterworfen. Das alles weiss er, ohne da-

durch besser zu werden; nichts überrascht ihn als der Tod, und wie selten fällt es ihm ein, sein Gewissen über das Geheimniss des Grabes zu befragen!

Der Wege, die aus dem Leben führen, giebt es unzählige, verhängnissvolle und mannichfaltige. Der Tod ist je nach den Meinungen, die sich durch Ueberlieferungen unter den Völkern fortpflanzen, ein Wort von vielfacher Bedeutung; es kann eine gewichtige und erhabene, geheimnissvolle und traurige, oder auch vollkommen gleichgültige Vorstellung ausdrücken. Religion, Sitten, Erziehung, äussere Verhältnisse und Krankheiten verändern und entstellen die Idee, die man sich von dem Tode macht, in allen fünf Welttheilen. Wie verschieden diese Idee aber auch aufgefasst werden mag, so führt sie zurück auf zweierlei Glauben, entweder an die Unsterblichkeit der Seele, oder an die absolute Vernichtung.

Wenn man alle lebende Geschlechter zusammenriefte, um von ihnen zu hören, ob sie an Vernichtung oder an ein Leben nach dem Tode glauben, so würden neunzehn Zwanzigtheile von denen, die des Nachdenkens fähig sind, selbst die mit einer niedern Seele begabten, sich in der Todesstunde für den Sieg der erhabnen Lehre von einer andern Welt aussprechen. Empfindet doch der arme Wilde unter seiner Hütte das Wehen des grossen Geistes, der ihn besucht; und in seiner Todesstunde erzählt er seinen Freunden von den neuen Freuden seines künftigen Lebens, von seinen alten Eltern, die er wieder sehen wird, und dass er morgen im Stande sein wird, allen, die er auf der Erde zurücklässt, in ihren Träumen zu erscheinen. Der grosse Geist, der während seines Todeskampfs

zu ihm trat und durch seinen Mund die Unsterblichkeit der Seele verkündigt, ist bei einem Bewohner Oceans eben so merkwürdig, wie die begeisterten Gesänge eines Mönchs, der in seinem Kloster im Geruche der Heiligkeit stirbt. / Zu allen Zeiten ist aber auch die Offenbarung wenigstens ihrem Wesen nach die nämliche gewesen, mag man sie nun auf den einsamen Inseln der Südsee vorfinden, oder die heiligen Bücher und religiösen Ueberlieferungen der ältesten Völker der Erde befragen, die Bücher der Hindus oder die Hieroglyphen der Todtenstadt in Theben, oder die Bücher der griechischen Philosophen und unserer christlichen Lehrer.

Durch alle Classen der Gesellschaft finden wir die Offenbarung wieder. Der Starke und der Schwache, der Arme und der Reiche, der König und der Hirt haben ihre Augenblicke der Ekstase, sei es während des Lebens oder auf dem Sterbebette. / Ueberall wurde durch das, was man Cultus und Religion nennt, ein und derselbe Gedanke in die Menschheit eingeführt, verbreitet und zum Gemeingute gemacht. Vor allem Dasein einer Menschheit waren die Urideen Gott und Seele vorhanden, und sie mussten wohl von der Sprache der Menschen erfasst und ausgedrückt werden, als diese in der Reihe der geschaffenen Wesen auftraten, um einen Theil des grossen Ganzen auszumachen. Erst zuletzt, erst nach allen andern Geschöpfen kam der Mensch auf die glänzende Erde, um sie in ihrer Pracht zu bewundern und ihren Urheber zu erkennen. Wie aber nicht Alles, was lebt, zum Fortleben bestimmt ist, so ist auch nicht das Gehirn eines jeden Menschen darauf eingerichtet, Gott auf der

nämlichen Stufe der Erkenntniss aufzufassen. Wäre dies, so gäbe es keinen Zweifel mehr in der Welt; wer mag es wagen, den Aufgang der Sonne in der Nacht zu verlangen? er kann nur erwartet werden! Hätten alle Menschen eine Seele wie die des Sokrates, so gäbe es nicht einen, der nicht irgend einmal in seinem Leben einen Augenblick gehabt hätte, wo er mit dem Himmel verkehrte.

Indessen ohne ein Sokrates zu sein, kann man die Gabe des Glaubens besitzen, man kann das für wahr halten, was eine höhere Seele geschaut hat. Und dem sind fast alle Menschen unterworfen, sie können sich dem Glauben an das nicht entziehen, wovon sie eine dunkle Ahnung in sich tragen.

Man bemerke wohl, dass die wirklichen Atheisten weder höhere noch mittelmässige Seelen sind; sie haben nur eine unvollkommene Gehirnorganisation, sie sind Sklaven oder Opfer der Leidenschaften, der Begierden und der Laster, die sie von der Beschäftigung mit himmlischen Dingen abbringen und aus ihnen das machen, was man aus dem Gesichtspunkte einfacher Naturbetrachtung einen Menschen mit intellectuellem Instinct nennen kann.

Der Mensch ist weiter nichts als eine letzte Wiederholung der höhern Thiere, nur verwickelter zusammengesetzt aus ihren gleichförmigen Functionen, und wie sie zwar die Welt durch die verschiedenen Sinne aufnehmend, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, dass er über seine Thätigkeiten nachdenken und daraus seine absolute Abhängigkeit von einer höchsten Ursache ableiten kann. Dieser letztere Umstand allein begründet für die grosse Mehrzahl die göttliche Natur

unsers Geschlechts. Nicht überall stellt sich freilich diese Verwandtschaft heraus, es giebt entschiedene Verneinungen derselben, die, physisch betrachtet, Menschen sind wie andere; sie sind es in den Augen der Natur, von den Sittenwesen aber schliessen wir sie aus. Sie haben eine Seele erhalten, deren Fähigkeiten nicht weiter gehen, als bis zu einem rohen Begreifen materieller Thatsachen, es ist ein Instinct, der einen menschlichen Organismus regiert. Giebt es nun einen Unterschied zwischen diesen und den anderen von edlerem Schlage, so wird ihn die Phrenologie allein erläutern können. Uebrigens machen sich jene in der Masse der Menschen, unter welche sie das Schicksal geworfen hat, dem aufmerksamen Beobachter selbst bemerklich; für das Leben in der Gesellschaft und für die Pflichten, welche es auferlegt, sind sie theilnahmlos, unentschlossen, störrig und unter keine Regel zu bringen. Blödsinnige oder Wilde zu sein, das ist ihr Loos; ein sanftes oder ein keinerlei Behandlung zugängliches Gemüth, das ist ihre Natur.

Wenn es sich aber um die göttliche Natur des Menschen und um die Geheimnisse des Grabes handelt, so muss man nicht bei den Alltäglichen des Geschlechts nach der himmlischen Flamme der Offenbarung fragen. Fällt es doch Niemanden ein, den Hottentotten, oder den Europäer, der ihm gleicht, mit jenen umfassenden und hervorragenden Geistern zu vergleichen, deren Auge über diese Welt hinausschaute, und die uns von dort die Kunde von Gott und der Unsterblichkeit der Seele mitbrachten. Seit Anbeginn der Welt ist Religion nichts anderes gewesen, als die Verherrlichung dieser geoffenbarten Grundwahrheiten, die allen, welche

sie zu erkennen vermögen, zur Anbetung dargeboten werden. Was aber die Gelehrten, die Weisen und der Eigennutz daraus abzuleiten und zu folgern gewusst haben, das bildet die verschiedenen Religionen und Secten.

Die Häupter der Nationen und die Diener des Cultus haben sich der Wissenschaft von Gott bemächtigt, haben Schulen eröffnet, und die Menge darin unterrichtet, wie sie dieselbe verstanden, immer mit dem Zwecke, diese Menge dem gesellschaftlichen Verbande zu unterwerfen, sie zu einer gemeinsamen Weise des Lebens und des Sterbens zu vereinigen. So ist also den Religionen der Unterricht in der Wissenschaft von Gott und in der vom Leben übertragen, sie berücksichtigen in ihren Gebräuchen Seele und Leib, namentlich die ältesten, wo ein Hoherpriester, wie z. B. die ägyptischen, zugleich Priester, Gesetzgeber und Arzt war.

Christenthum und Islamismus sind die beiden letzten Versinnlichungen jener ewig unveränderlichen und überall anerkannten Wahrheiten gewesen. Ueber die ganze Erde hin haben sie tiefe Wurzeln geschlagen, weniger durch die Anlockungen, die Gewalt und die Ueberzeugung derjenigen, welche sie predigten, als vermöge der Einheit und Einfachheit, durch die sie sich charakterisiren. Was am meisten dazu beigetragen hat, die Ausbreitung und Herrschaft dieser beiden Religionen zu begründen, ist das innere Gefühl der göttlichen Abkunft und Unsterblichkeit der Seele, welches wenigstens einmal im Leben jedem Menschen zum Bewusstsein kommt, wenn er in Gegenwart des Todes sich aufrichtig prüft.

Die Religion Mahomet's verknüpft die irdischen Genüsse mit den Freuden des Himmels, sie umgiebt den Tod nicht mit düstern Zurüstungen, und Niemand lässt an dem Lager des Sterbenden Klagelieder ertönen. Es ist eine leichtfassliche Religion mit einem Aberglauben, der Fleisch und Blut befriedigt und eben so sehr dem Volke, welches glaubt ohne zu vernünfteln, wie dem Gelehrten oder Begeisterten, der sie ihm lehrt, angemessen ist. Mahomet's Gesetz verbietet jedes Grübeln und jede Auslegung der Ursachen des Lebens und der Erscheinungen der Welt; es gestattet nur die Betrachtung dieser Welt; und die Verzückung, welche daraus entspringt, ist schon hier eine Vorwegnahme der verheissenen Glückseligkeit. Man lese den Koran; Alles, was den Menschen glücklich machen kann, steht geschrieben in diesem Buche, das Gott seinem Propheten dictirte, und der Muselman, voll von dem Geiste dieses Korans, blickt mitleidig auf Alles, was aus profanem Munde hervorging, er weiss Alles, was er zu lernen hat, und eigentlich, wenn er die Stelle gefunden hat, von wo er das Auge zu dem Himmel und den Sternen aufschlagen, über das Meer und die grünen Fluren hinschweifen lassen kann, wenn er dies Alles jeden Tag seines Lebens mit Liebe betrachtet hat, wenn er davon durchdrungen ist wie von einem Dufte, der von oben strömt, so weiss er davon in seiner Seele mehr, als der aufgeblasene Gelehrte unter seinen Retorten und Phiolen.

Die vorgeblichen Wunder der Civilisation verkrüpfeln nur die Seele und geben sie eben so dem Materialismus hin wie die nackten poesielosen Thatsachen. Die Ideen, welche in dem Geiste eines wahren Gläu-

bigen gähren, der mit untergeschlagenen Beinen vor seinem Kiosk sitzt, während über ihm der Donner durch den Weltraum rollt, beweisen viel besser die göttliche Natur der Seele, als die Erklärung des Donners, welche ein Physiker giebt, indem er die Elektrisirmaschine dreht, um einen Funken daraus hervorzulocken.

In unsern alten Tagen, wo wir im Stande sind, die Reife und Vortrefflichkeit der Früchte unsrer Forschungen zu beurtheilen, verlässt uns stets unser Enthusiasmus für alle die Entdeckungen, die der Stolz unserer thörichten und feurigen Jugend waren. Die Seele, diese unersättliche Buhlerin, der wir so viele Schätze des Wissens und der Eitelkeit dargebracht haben, fängt, sobald sie ihre Hinfälligkeit ahnet, an, die Leere alles dessen, was sie von den Künsten der Civilisation empfangt, durchzufühlen; ein einziger Sonnenstrahl, der sie erwärmt und neues Leben in sie giesst, macht ihr das Unendliche, das Unerforschliche und das Unaussprechliche viel begreiflicher, als es die Strahlenbrechung des Prisma und die Eigenschaften der einzelnen Farben vermögen. Nur zu gewiss ist es, dass wir so viel an Glück einbüßen, als wir an Wissen gewinnen, und wäre es auch nur mit den Beängstigungen und den moralischen Schmerzen, die uns bei unsern Gedanken über den Tod bedrängen, so ist mit ihnen die harte Nothwendigkeit zu leben weit über ihrem Werthe erkaufte.

Unsere Erdenbände knüpfen uns an das Leben; sie müssen es wohl, da uns sonst Alles an sein Ende mahnt. Ist aber der, welcher es wie eine Wohlthat des Himmels aufnimmt, nicht mehr werth, als der Ge-

lehrte und der Gebildete, die nach allen Seiten verwahrt und zitternd es zu verlieren, einherschreiten? Ich halte den Glauben an ein unvermeidliches Schicksal, dem sich jeder rechte Muselmann unterwirft, für den wahren Sieg der Demuth und der Ergebung. An jedem Ort und in jedem Augenblick hängt sein Leben von dem Hauche Gottes ab, der nach seinen Absichten den Baum auf den Bergen entwurzelt, und auch seiner Hände Werk, dem er Sinn und Bewegung gegeben hat, um jenen besser zu sehen und zu begreifen. Auf den Tod zu jeder Stunde gefasst zu sein, ist für den Muselmann die ununterbrochene Anwartschaft auf eine bessere Welt.

Dieser Quietismus verlässt den Türken nie: er lebt auf diese Weise zwischen Himmel und Erde, wie es uns die Bibel lehrt. Der wahre Gläubige darf weder aus Furcht noch aus Ehrgeiz sterben; auch raubt er sich nicht selbst das Leben. Nie befällt ihn während seines ganzen anscheinend so eintönigen Daseins der Ueberdruß; kurz, er lässt das Leben verlaufen nach dem Willen dessen, von dem er es erhielt. Ohne davon ein Aufhebens zu machen, übt er die Selbstverleugnung, und alle Liebe, die Gott gebührt, trägt er auf seine Mitmenschen über. Er thut das Gute um des Guten willen, ist fromm aus Ueberzeugung und liebt die Menschen, weil es seine Natur so mit sich bringt.

Wir haben hier allerdings nicht den Türken geschildert, der schon von einer halben Civilisation berührt ist, denn dieser ist schon aus der ächten Art geschlagen; sondern wir meinen den Türken, wie wir ihn im Innern des osmanischen Reichs kennen lernten,

eine Persönlichkeit, die ganz nach dem Vorbilde der alten Patriarchen geformt ist.

Dieser vollkommene Typus des Glückes auf Erden ist das Werk eines gläubigen Gemüths, das an Aberglauben und Glaubenslehren gleich fest hält. Mag man den Muselman belehren wollen, dass das Blau des Himmels eine Atmosphäre sei und dass, was er am Himmel erblickt, Welten sind, die im Raume gravitiren und sich nach berechneten und bekannten Gesetzen bewegen: das würde ihm nur seinen beschaulichen Genuss der Werke Gottes verkümmern. Aber nein, er wird gar nicht darauf hören; er wird sagen: Ich sehe das Alles wie du, aber ich bin nicht so vermessen wie du, das Unbegreifliche erklären zu wollen. Du hast den Lauf der Sterne gemessen, weil du ihn verfolgtest; ganz so weiss ich, dass mein Apfelbaum Früchte bringen muss, weil ich die Tage zählte bis zu dem, wo sie reif waren. Gott will es so! „Allah kerim!“ Gottes Wille geschehe, ist die Antwort auf Alles, was ihm Gutes oder Schlimmes widerfährt; es ist das Alpha und Omega seiner unerschütterlichen Philosophie.

Die Religion, welche Mahomet predigte, beschäftigt sich viel mehr mit der Seele als mit dem Leibe; der durchgreifende Gedanke des Korans ist die Verleugnung des Ichs im Erdenleben. Der Gläubige lebt als ein Pilger in dieser Welt, die er morgen schon verlassen muss. Er enthält sich des Weins; seine Spiele, wenn er deren wirklich kennt, sind nur eine rauhe und angreifende Leibesübung; die Liebe bringt ihm weder Nächte voll Thränen, noch Tage des Kampfs. In ihren Harem eingeschlossen, kennen seine

Frauen kein anderes Verlangen, als ihrem Herrn zu gefallen und die Mutterfreuden zu geniessen. Für den wahren Mahometaner ist die Frau nur der Gegenstand flüchtigen Genusses, den man nur sorgfältig bewacht, um nichts davon einzubüssen, so lange er fesselt. Mit der sinnlichen Lust findet hier die Liebe ihren Anfang und ihr Ende; und wenn der Herr des Harems stirbt, so lässt er nichts auf der Erde zurück als seine Söhne, die er im Paradiese wiedersehen wird. Sein Weib, der Mahomet die Seele abgesprochen hat, ist über das Grab hinaus nichts mehr für ihn; dem Auserwählten kommen nun die verheissenen Houris, ewig jung und ewig schön, entgegen.

Diese Fabel von den Houris hat man vielfach erklärt und ausgelegt, ohne sie doch richtig aufzufassen. Mahomet wollte, indem er die unbeschränkte Herrschaft der Schönheit und der Lust in den Himmel versetzte, nicht mit einer vergänglichen irdischen Leidenschaft anlocken, sondern sie auf etwas Erhabenes, Ideales und vor dem Tode Unerreichbares hinweisen. Ist doch die Liebe jener Zug, jene Hinneigung zum weiblichen Wesen, die mehr als jede andere Anlage dem Manne höhere Kräfte und höheren Schwung verleiht. Wann ist aber die Seele dem Uebersinnlichen näher, als in der höchsten Steigerung der Leidenschaft? Das Ideal der Liebe in den Himmel zu versetzen, das haben alle Mahomet's dieser Welt versucht, ohne dass es ihnen gelungen wäre, wie dem Einen. Warum nicht? Weil sie zu Krämern, zu gemeinen Seelen sprachen.

Die reine Liebe ist das Symbol des Schönen und Guten. Wenn sie vergänglich, wenn ihr stets etwas

Bitteres beigemischt ist, kommt uns da nicht der Gedanke, dass der Ort, wo sie unsre Einbildungskraft vergeblich suchte, nicht auf der Erde sei, und dass, wenn irgend etwas Reines, nur die Seele sie verdienen könne? So ist denn also jenes Harren, jenes Sehnen des wahren Gläubigen nach einem weiblichen Wesen, das er nur im Himmel finden kann, die eigentliche Verklärung dessen, was der Mensch in seinen Träumen so oft empfunden, auf Erden gesucht aber niemals erreicht hat; es ist die Vertauschung des Egoistischen in der Liebe mit jener vollkommenen Form derselben, die nicht sich, sondern den Andern will, und eine vergeistigte Sinnenlust als Belohnung verspricht. Man wird gestehen, dass es keine anlockendere Lehre geben kann, um sich des Denkens zu bemeistern und die innere Beschauung anzuregen.

Ohne Liebe, unter welcher mehr sinnlichen und mystischen oder mehr reinen und idealen Form sie eingeführt werden mag, ist Religion kaum gedenkbar. Jede dauernde Religion ruht auf der Liebe zu Gott; und wo diese Liebe sich nicht unmittelbar zu dem höchsten und unerfasslichen Ideal zu erheben vermag, wendet sie sich zunächst an die vermittelnde Weiblichkeit, die sie unter dem Symbol einer reinen und unbefleckten Jungfrau personificirt hat. Und nun schaue man um sich, und betrachte die Inbrünstigkeit der Gebete, die zu einer solchen vermittelnden Fürsprecherin emporsteigen; und wiederum zu welcher Zeit des Jahres ist diese Inbrunst am heissesten und stärksten? Ist sie es nicht in dem Monate, den das innere Bewusstsein dieser Classe von Gläubigen sehr treffend den Marienmonat genannt, im Mai?

Kommen wir jedoch auf den wahren Gläubigen, wie ihn Mahomet wollte, zurück. Sein Leben auf dieser Erde ist durch und durch sinnliche Liebe; er darf alle die unzählbaren Genüsse, welche die Natur bietet, in sich schlürfen, nur dass ihr Uebermass seine Seele nicht denen entführe, welche der Himmel verspricht. Gerade um seine Begierden zu mässigen, hat ihn der Gesetzgeber in die engen Schranken eines einfachen Gemüths und einer ihren Gesichtskreis nicht überschreitenden Vernunft verwiesen. Was ihn hierin stören könnte, wie z. B. der Wein, ist ihm verboten, und was seinen Stolz zu der Anmassung aufruft, dem Schöpfer die geheimnissvollen Triebfedern des Weltalls abzulauschen, muss ihm als Frevel gegen den erscheinen, der die Wohlthaten des Lebens auf uns träufeln lässt, wenn wir uns nur der Frage nach den Gründen und den unerforschlichen Quellen derselben enthalten. Ein Fanatiker für Mahomet's Gesetz, ein Saide der Gebote Allah's, ist der wahre Gläubige auch der vollendetste Fatalist. Der Sultan sendet ihm die Schnur, er erdrosselt sich ohne Widerrede unter dem Rufe „Allah kerim!“ Sein Beherrscher ernennt ihn zum Wessier; und wiederum ruft er „Allah kerim!“ Endlich kommt seine schönste, seine Todesstunde; gelassener und gefasster als jemals blickt er zum Himmel auf, kreuzt die Arme über die Brust, und spricht noch ergebener: „Allah kerim!“ Aus dem religiösen Gesichtspunkte erscheint uns dieser Fatalismus als das erhabenste Beispiel der Selbstverleugnung des Menschen und seiner Ergebung in Gott.

Und was ist nun die moralische Seite dieser Religion und dieses Fatalismus? Der Türke ist wahr-

haft glücklich, weil er an Gott glaubt, ohne das Geheimniss seines Waltens und Wirkens ergründen zu wollen, und weil er seine frohen wie seine schlimmen Tage dem Beschlusse des Herrn der Welt zuschreibt, mag dieser ihn nun mit Gedeihen segnen, oder ihm Leiden senden. Ich sah einen alten Pascha, umgeben von seiner Familie und dem ganzen feenhaften Pompe orientalischer Pracht sterben; andererseits war ich Zeuge des langen Todeskampfes eines Marabuts aus der Gegend von Constantine, der auf die Galeeren geschmiedet war¹⁾. Beide Männer erschienen mir in ihren so ganz entgegengesetzten Verhältnissen gleich bewundernswerth und glücklich. — Eben so hat ihre Fassung, mit der sie den tödtlichen Streich der Damasce-nerklinge erwarten, weder mit der stupiden Wildheit unserer verhärteten Verbrecher, noch mit dem affectirten, manchmal nur von der Trunkenheit erborgten Muth mancher obscurer Verschwörer die geringste Aehnlichkeit. An welchem Orte der Tod den Muselmann treffen mag, er wird nicht weinen noch jammern; ruhig und feierlich endet er wie die untergehende Sonne. Ganz so sendete er sonst den Blick langsam und bedächtig über die Wogen hin und blies den wohlriechenden Dampf aus seiner Pfeife über den frischen Rasen, versunken in die Betrachtung der Werke Gottes. Das Leben eines solchen Menschen hat für die, die nur in Zahlen und handgreiflichen Thatsachen leben, etwas Unbegreifliches, für ihn aber unzählbare Offenbarungen. Er betrachtet unablässig einen Stern, eine Pflanze, ein Thier; warum will man nicht glau-

1) Vgl. des Verfs. Werk: Les Forçats. Paris 1841. p. 192.

ben, dass das Erfassbare und Wahre in diesen Gegenständen sich seinem Geiste darstelle? Newton entdeckte sein Weltgesetz, die Attraction, durch unausgesetztes Nachdenken; oder nicht vielleicht durch unausgesetztes liebevolles und entzücktes Betrachten dieser Welt?

Wenn das Denken die Form ist, unter welcher wir uns alles unsers Kammers wie unsers Glückes bewusst werden, so müssen wir gestehen, dass die Religion des Muselmans die Seele erweitert, weil sie dieselbe zum Himmel richtet, und stark macht, weil sie dieselbe durch den Fatalismus gegen alle Widerwärtigkeiten waffnet, welche das Uebermass einer allzu ehrgeizigen Civilisation in seinem Schoosse hegt.

Mahomet's Gesetz hat für Alles gesorgt, auch für das leibliche Wohl seiner Bekenner, die es stark, kräftig und gewandt macht und vor einem verdorbenen Blute wie vor Verkrüpelungen bewahrt. Der Geist wird hier nicht geplagt und vollgepfropft; ein Mensch soll erzogen werden mit festen Lungen in einer weiten Brust, mit einem Herzen, das kräftig und lange schlägt, einem Magen, der durch nichts erhitzt und nicht ohne Noth überladen wird. Und dann sehe man, wie die Reinlichkeit, die nach dem heiligen Augustin schon die halbe Tugend ist, und das Wasser, das erste Element, das uns im Mutterleibe umgiebt, von den Sprüchen des Koran in Ehren gehalten und empfohlen werden! Das Bad, welches die Empörungen des Fleisches stillt, und das Gebet, welches die Seele erhebt, das sind die Zerstreuungen jedes guten Muselmans.

Wo nun alle physischen und moralischen Anlagen und Eigenthümlichkeiten des Menschen so auf dieselbe Gleichförmigkeit gebracht werden, da müssen auch die

letzten Stunden sich durchaus gleichen. Diese Völker, auf der Stufenleiter der Civilisation am tiefsten stehend, obgleich mit allen Mitteln ausgerüstet, sich auf derselben viel höher zu stellen, scheinen alle einen gemeinsamen Tod zu sterben. Ein Todeskampf ist wie der andere; nicht zwei verschiedene Arten haben die Seelen, sich vom Leibe zu trennen. Das aber ist das Werk einer unbeugsamen und unerbittlichen Religion, welche die materiellen Interessen in den engen Spielraum des natürlichen Bedürfnisses zusammengedrängt, dafür aber das moralische Wesen des Menschen, durch die schon im Voraus eröffnete und dargebotene Aussicht auf ewiges Glück, auf das Gebiet des Unendlichen verwiesen hat.

Wir haben hier den Mahometanismus in seiner ganzen Reinheit geschildert, nicht aber in dem, worin er andern Religionen gegenübersteht, weil wir keine Kritik desselben zu schreiben hatten. Wir wollten nur den Beweis liefern, dass, wenn die Religionen die Sitten und Lebensweise eines Volks bestimmen, sie auch die Art des Sterbens erklären, die bei diesem oder jenem Glauben am gewöhnlichsten beobachtet wird. Der Fatalismus und der Aberglaube, der seine Stelle vertritt, sind übrigens nicht an die Klimate gebunden, wo der Islamismus herrscht; Fatalisten und Abergläubische giebt es überall, und wo diese Schwächen des menschlichen Geistes von einem traditionellen Verhältniss zwischen der Seele und dem Himmel herühren, da haben wir nie etwas bei einer Sterbestunde gefunden, das nicht zu beneiden gewesen wäre.

Wo eine Religion aber Sitten und Gebräuche eines Volkes nicht mehr beherrscht, ist es unmöglich, blos

an den etwaigen Ausnahmen, die sich ihren Eingebungen noch nicht entzogen haben, den Grad ihres Einflusses zu bestimmen. So ist es der Fall in Frankreich, wo man zwar an Gott glaubt, aber die Einen herkömmlich, und nur die Andern, die viel kleinere Zahl, aus Ueberzeugung. Dann wird der Cultus, in seiner ganzen Bedeutung, ein leerer Apparat. Da wir hier von den Sterbestunden in ihren Beziehungen auf die Art eines festgestellten Cultus sprechen, so kommen wir auch auf das Glaubensbekenntniss, welches sich von Rom getrennt hat, auf das protestantische, so wie wir es in Frankreich vorfinden.

Das reformirte Bekenntnis enthält alle Glaubenslehren des Christenthums, nur mit einigen Abweichungen, welche eine Art von Ablehnung gewisser Ueberlieferungen und dogmatischer Sätze der römischen Kirche in sich schliessen. Gegen den bekannten und so viel angefochtenen Spruch: „Ausser der Kirche kein Heil“, behauptet der Protestantismus, dass der Weg zum Himmel allen Menschen offen stehe. Thätigkeit verlangt dieser Cultus blos in der Uebung guter Werke und in der frommen und demüthigen Liebe zum Nächsten, welche Erbarmen predigt und in jeder leidenden Seele, in jedem Schmerz, der das Mitgefühl anspricht, auf den Bruder hinweist. Der Geist des Protestantismus führt zu Gott durch die Summe des Guten, was in seinem Namen und zu seiner Verherrlichung dem Nächsten erwiesen wird. Von da aus bis zu dem Stolze, der sich dadurch der Andachtsübungen überhoben glaubt, ist freilich nur ein Schritt. Niemals verzweifelt der Protestant an der Güte Gottes, so lange er die reinen menschlichen Grundsätze, die ihm die

angehörte Predigt lehrt, nicht vernachlässigt. In seiner Kirche spricht ihm, ausser dem Worte des Predigers, nichts vom Himmel und seinen unaussprechlichen Freuden; und wer hier auch mit dem Organ der Offenbarung, mit der höhern Seele eintritt, der muss von dieser Höhe herabsteigen, auf den besondern Umgang mit dem Himmel verzichten, um sich den einfachen Gemüthern anzureihen, die auf ganz gleichförmige Weise den guten Samen des Pflichtgebots, den der geistliche Hirt unter ihnen ausstreut, aufnehmen und in sich keimen lassen.

Hierin liegt die unübersteigliche Kluft zwischen Rom und Genf; sie ist so weit, wie ein Gedicht von der kalten Erörterung eines notariellen Acts entfernt ist. Um den Einfluss, der auf ein moralisches Wesen stattfindet, kennen zu lernen, muss man einen Augenblick in eine Kirche treten; wie er hier ist, so ist er das ganze Leben hindurch. In der protestantischen Kirche ist Jesus Christus unsichtbar und rein geistig unter der Gemeinde; aber an den schmucklosen Wänden regt nichts die Versinnlichung des Symbols an, weder Blumen noch Düfte, noch seraphische Stimmen, die durch das Ohr in die Seele dringen und von der Seele zum Himmel schweben.

Eine römische Kirche dagegen schmeichelt den Sinnen, und versetzt die Seele in eine übersinnliche und doch wirkliche Welt. Wie sollte es auch anders sein, wo die Andacht sich zur Verzückung steigern kann! Ist doch hier die Kirche nichts andres, als die Pracht der Welt im Kleinen, die verschönerte Darstellung der Scenen der Natur, und Alles, was man über den Cultus der römischen Kirche sagen kann,

läuft auf eine Folgerung aus seinem Pompe und seinen feierlichen Ceremonien hinaus.

Hier ist die Kirche, dieser Palast des Königs der Könige, den er unter so vielen geheimnissvollen Gestalten besucht und wo er sich denen, die unablässig zu ihm beten, in dem Glanze seiner Herrlichkeit zeigt, hier ist die Kirche noch das heilige Zion, herniedergefahren vom Himmel, wo die Könige der Welt sich demüthig niederwerfen und sich zu Knechten des höchsten Herrn bekennen. Was man auch dagegen einwenden mag, das alles ist ganz geeignet, eine Seele zu erquickern und zu erbauen, sie mit dreifachem Erz gegen die Uebel des Lebens zu schirmen, und ihr die Sterbestunde leicht zu machen als die Stunde ihrer Erlösung. Möchten wir nur so vieles Guten würdig geblieben sein! Aber uns allen fehlt, um die Symbole der Kirche zu verstehen, die Herzenseinfalt und der naive Glaube, wie sie Clovis, der rohe Sicambrer, hatte, der, als er Christ wurde, die Pracht des Ceremoniels bei seiner Taufe in seiner Freude für die Pracht des Himmels selbst haltend, den Erzbischof mit den Worten auf die Schulter klopfte: „Herr! Dein Königreich ist schöner als meins!“

Jetzt lehrt die Kirche Roms weder leben mehr noch sterben; es giebt nur noch eine kleine Zahl wahrer Anhänger derselben, wie es die strengen Gläubigen waren, denen unter unsern sinnlichen Glückseligkeiten auf dieser Erde der Name Christ noch etwas gilt.

Die protestantische Religion, die so mancherlei bestrittene Sätze annimmt, ohne sie zu erörtern, begnügt sich den Glauben zu fordern, ohne sich auf seine

Tiefen einzulassen oder ihn unter symbolischen Formen darzustellen. Uebernatürliche Vermögen spricht sie dem Menschen ab; die Seele verweist sie vor den Richterstuhl ihres Gewissens und lässt sie mit diesem ihre Sache ausfechten. Die Vernunft ist der Richter, der losspricht oder verurtheilt. Gott ist allgegenwärtig, seine Macht wird eben so herrlich offenbar an dem Grashälmchen, das, um himmelwärts emporzusprossen, den Marmor eines Grabsteines durchbricht, als an dem Gestirn des Tages oder der Nacht, dem schon das Kind an der Mutterbrust eine instinctartige Verehrung darzubringen scheint.

Der Tod des Protestanten ist weder der des Mahometaners, der auf sinnliche Freuden hofft, noch der des Katholiken, der zur Rechten Gottes sitzen wird. Hat er auf Erden Gutes gethan, so hat er den Himmel verdient, und er verlässt sich dann auf die unerschöpfliche Güte des Herrn des Himmels. Da er aus seinem Cultus jedes Niederwerfen des Menschen in den Staub und jede Erhebung des Gemüths, deren die meisten Menschen nicht fähig sind, gleichmässig entfernt hat, so bringt er seine letzten Stunden mit einer strengen Prüfung seines Gewissens und mit Gebeten zu; der Geistliche unterhält ihn von dem Verhältniss der Seele zu Gott, und soviel ist gewiss, in seinen Ermahnungen zum Sterben liegt etwas, was man nicht besser erfinden könnte, um eine Seele, die sich von den Freuden des Lebens losringen will, dem Himmel zuzuführen.

Die protestantische Religion redet die nämliche Sprache zu den starken Geistern und den schwachen Gemüthern; die geringe Umständlichkeit ihres Cultus,

die Gleichheit, die er unter Allen erhält, das Schweigen und die Zurückhaltung, welche sie über die Geheimnisse des künftigen Lebens, über Lohn und Strafe beobachtet, alle diese starken und doch leicht fasslichen Hebel, deren sie sich bedient, geben der Seele und ihrem Thun eine kräftige Haltung, welche leere Vorurtheile und falschen Aberglauben zurückstösst. Der Kelch des Todeskampfes schäumt bis zum Boden hinab ohne Bitterkeit, und ausgetrunken lässt er weder Furcht noch Gewissensbisse zurück. Deshalb steigt der Protestant, ohne Furcht vor den Schrecknissen, womit manche Religionen das offne Grab erfüllt haben, ruhig und gefasst in dasselbe hinab, wie die Sonne an einem heitern Tage untergeht. Dennoch behaupten wir, dass diese Religion, mit ihren von der Vernunft geläuterten Dogmen, niemals die rechte für das gemeine Volk, für den Armen und Gedrückten sein wird. Denn die Vernunft kann den Glauben, die Liebe und die geoffenbarten Verheissungen nicht ersetzen.

Der Protestantismus hat keine Fanatiker mehr, und zählt nur selten Gottlose unter sich, wohl aber erzieht er beständig Streiter gegen die Verfolgung und gegen die unversöhnlichen Feinde seiner Glaubenslehren.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die Zahl dieser Christen festgeschlossen und enig dasteht. Ihrer selbst gewiss, sind sie im Stande, in alle Gegenden der Erde zu gehen, ihre Penaten und ihren Glauben dahin zu verpflanzen, ohne andern Führer und Lehrer als das geschriebene Gesetz. Eine einzige Familie auf einer Insel Australiens stellt ganz vollkommen ein abgetrenntes Glied einer Gesammtheit dar, deren Metro-

pole oft bei ihren Antipoden ist. An einem Prediger oder Diener des Cultus fehlt es nie; der Stammesälteste oder das Oberhaupt der Familie versieht seine Stelle. Um Gott zu preisen, braucht er weiter nichts zu wissen, als was alle getreulich und gleichmässig wissen, die ihm zuhören.

Daher kann es nicht befremden, dass eine Religion, die alle Menschen auf einem für die Tugend so gangbaren Wege führt, sie besser macht und allen ein friedliches Leben und einen sanften Tod sichert. Deshalb sind bei den Protestanten auffallende und offenbarende Sterbestunden so selten, ausser in den Zeiten religiöser Zwietracht, wo der Geist des Widerspruchs und des Streits Apostel begeistert und Märtyrer macht.

Christ aber oder Muselman sein, wie man es in drei Theilen der Erde ist, heisst noch nicht seine Religion streng üben, und es folgt daraus noch nicht, dass die Sterbestunde der Einen oder der Andern unbedingt ein letzter rascher Aufschwung zu dem sei, was der Gegenstand ihres Glaubens war. Eigentlich hat eine Religion, sobald sie nicht mehr der vorherrschende Gedanke einer zu einer Nation vereinigten Volksmasse ist, aufgehört Religion zu sein. Sobald ein Volk durch die tausenderlei Gründe, welche es in seinem Glauben erschlaffen, bis zu dem Skepticismus und der Gleichgültigkeit abgelebter Nationen gekommen ist, nennt es sich frei und unabhängig; es lebt nur der Befriedigung seiner Leidenschaften, ist selbstsüchtig und wankelmüthig. Ohne Einheit und Verbindung, die ihm das Uebersinnliche sonst gab, verwirklicht es in Allem, was es sagt und thut, das, was man

figürlich ein gesellschaftliches Chaos nennen kann. Das ist Frankreichs Fall, und er erklärt die ausserordentliche Mannichfaltigkeit der Arten, wie man dort stirbt. Daraus folgt nun, dass auch die Regierungsweise auf die Art des Sterbens Einfluss haben muss.

Ein ganz gleiches Glück kann auf dieser Erde nicht Allen zu Theil werden. Trotz aller utopischen Träume ist es unmöglich, dass irgend eine monarchische oder Volksregierung jedem Individuum „gutes Essen, gutes Schlafen und was sonst dazu gehört“ verschaffen kann, weil eine Krone und eine herrschende Meinung keine übernatürlichen Dinge in der physischen Welt auszurichten vermögen; die Kräfte beider sind nur eingebildet und lassen im Stich. Ein Volk, welches seine wahren Götter mit falschen Götzen vertauschte, wird freilich ganz natürlich den letztern eben so viel Macht zutrauen als den erstern; aber es irrt sich. Eine materielle Einheit ist eben so wenig möglich, als dass alle Breiten die nämliche Sonnenwärme erhalten; es giebt, um die Verschiedenheit der Stände, Lagen und Verhältnisse auszugleichen, nur Eine wirkliche und dauerhafte Einheit, und das ist die religiöse, die sich auf das Dasein eines Gottes und auf die Unsterblichkeit der Seele gründet.

Die Philosophen, die Gott auf der Erde entthront und die Zukunft der Seele geleugnet haben, waren die grössten Feinde des Menschenglücks; und jetzt, wo alles Böse, was sie stiften konnten, fertig ist, wird Niemand leugnen, dass der Cultus der Materie, den sie predigten, die offen zu Tage liegende Ursache des Strudels in der Gesellschaft ist, der uns Alle, wie wir auch gegenkämpfen mögen, in die Tiefe

hinabzureissen droht. Habe ich zu viel gesagt? Alles geht der Vernichtung entgegen.

Wenn das Geheimniss des Todes für jedes Individuum in der Geschichte seines Lebens liegt, so erzählt uns diese, wie das Individuum gelebt, das heisst, welche Religion, welche Regierung, welche Sitten es gehabt hat. Eine Religion ohne politische Einrichtungen, die aus ihr hervorgehen und sie ihrerseits wieder stützen, verfehlt ihren Zweck. Wenn sie die Seele des socialen Körpers ist, was wird aus ihr, wenn ihr der Körper fehlt? Andererseits kann der Mechanismus des Regierens nicht in Bewegung gesetzt werden ohne das Princip einer mächtigen und folgerechten Einheit, wie es jede menschliche Einrichtung fordert, wenn sie Bestand haben soll. Man schlage die Jahrbücher aller grossen Völker nach, und sehe zu, ob die, welche ein tragisches Ende fanden, ihren Tod nicht durch Untergrabung oder Vergessen des grossen Princip, welches sie verknüpfte, verschuldet hatten; ob die, welche noch immer fortleben, wie die Juden, nicht unerschütterlich auf dem Grunde ihres alten Gesetzes fortwohnten. Die Regierungsform kann also allerdings einen allgemeinen Einfluss auf die Art des Sterbens haben, besonders wenn man sie als die Versinnlichung eines religiösen, weder Widerspruch noch Auslegung duldenden Princip ansieht. Ein gesellschaftlicher Körper, welcher mehr als ein Princip, mehr als eine Religion in seinem Schoosse hegt, sündigt mithin gegen die unnachlasslichen Gesetze seiner Einheit und seines Bestehens. Wer dies bestreitet, dem halte ich die Religionskriege entgegen. Man vergesse nicht, dass alles Unglück,

welches früher oder später auf den Völkern lastet, stets mit dem Zweifel und mit Behauptungen anfängt, die in ihren Glauben eine ehrgeizige und exaltirte Minorität einführen.

Ist nun erst ein solches Schisma entstanden, so vermehrt es sich in mannichfacher Wiederhall während des langen Daseins einer Nation, nicht nur in ihren religiösen Grundsätzen, sondern auch in ihrer Politik, ihren Ansichten und Sitten. So begreift es sich, wie weitsehende Staatsmänner bei Beginn der kirchlichen Unruhen für die Zukunft blutige Zwietracht, Zerfallen der Macht, Untergang des alten Cultus, Abfall von dem monarchischen Princip, allgemeine Auflösung der Sitten prophezeihen konnten. Doch diese Betrachtungen führen uns von unserm Gegenstande sehr weit ab; wir wollen ihn von einer andern Seite betrachten. Der Schutz und die Macht, die eine Regierung ihrem religiösen Cultus verleiht, geben den Gemüthern eine gleichförmige Richtung, die unausweichlich zu den nämlichen Ansichten über die letzten Dinge führen muss. In Italien, wo das Volk nur Einen Gott, Einen Glauben, Eine Taufe hat, giebt es im Angesichte des Todes keinen Zweifel und keinen Streit der Meinungen. Ich habe in Italien sehr oft Sterbenden aus den verschiedensten Classen der Gesellschaft beigestanden, und diese Gleichförmigkeit der letzten Stunden, die sich von der Hütte bis zum Palaste wie eine einge-lernte Rolle wiederholte, musste mir auffallen. Nichts ist hier gewöhnlicher als ein brennender Glaube; abgesehen von Lastern und Leidenschaften der Einzelnen, glauben wir nicht, das man anderswo das ganze Ideal des Glaubens und Aberglaubens so wiederfinde,

das übrigens im Ganzen dem unglücklichen Volke zu Gute kommt. In den Ereignissen, welche die Gestaltung der Welt verändern, giebt es eine Art geheimnissvoller Vorsehung, welche sie nach ihren Zwecken leitet, und alle menschliche Anstrengung, welche sie beschwören oder beschleunigen möchte, unnütz macht. Die verschiedenen Religionen entstehen und gedeihen an den Orten, welche ihre Entwicklung und ihre längste Dauer begünstigen. Trotz des Heidenthums, welches zwölf Jahrhunderte lang die Triumphe des republikanischen und kaiserlichen Roms mitgefeiert hatte, wandert der unscheinbare Same des Christenthums mit etlichen bekehrten Juden von Jerusalem nach Rom, treibt dort tiefe Wurzeln und wird zum Baum, dessen ungeheure Aeste die ganze Christenheit überragen.

Das ist das Wunder! Unter jedem andern Himmel, als unter dem Roms, bei andern Köpfen, als wie sie unter der Sonne Italiens gähren, hätte das Wort Christi nicht einmal einen Augur bestürzt gemacht. Damit es vernommen und verehrt wurde, konnte es auf der ganzen Erde nur Einen Punkt finden, und dieser Punkt war Rom.

Wir wollen einmal annehmen, dass Petrus zuerst in Flandern als Bekehrer aufgetreten wäre; was wäre aus seinem Apostolat geworden? Nur Italien konnte das classische und auserwählte Land für das Christenthum sein, wie es noch heute für Alles ist, was ein Gehirn mit den Stempel des Genies erheischt. Was wir hier übrigens von der Förderung einer Religion durch die Eigenthümlichkeiten eines Klimas erwähnen, ist keine müssige Abschweifung; man muss im Gegen-

theil anerkennen, dass die verschiedenen Religionen über die Erde vertheilt sind, wie die grossen Pflanzenfamilien; der Ausgangspunkt für die Ausbreitung der letztern ist allemal da, wo der Botaniker sie am üppigsten und kräftigsten gedeihend findet.

Ganz eben so war es mit Mahomet's Gesetz; an welchem Orte der Welt hätte der Koran Fanatiker gefunden, wenn nicht in den Hallen von Mekka, unter dem glühenden Himmel Arabiens? Allemal sind Religionen, die den Hang zum Uebersinnlichen am meisten in Anspruch nehmen und beschäftigen, in den Ländern entstanden, die ihnen die günstigsten Bedingungen für ihre Verkündigung und Ausbreitung darboten.

Um indess auf Italien zurückzukommen, so kann man, bei aller der christlichen Atmosphäre, die es athmet, doch nicht sagen, dass in diesem schönen Lande der Cultus des Glaubens die besten Früchte trage. Der überlieferten und herkömmlichen Glaubenslehren sind dort zu viele, und sie wenden sich auf tausendfache Weise nur an die gröbste Sinnlichkeit; und zwar bis zu einem Grade, wie das Heidenthum mit seinen Götzen nimmermehr Symbol und Materie so ineinander geschmolzen hatte. Die Religion ist hier auf das erbärmliche Erforderniss der Schicklichkeit und des öffentlichen Anstandes herabgesunken; man nennt sich und stellt sich als einen guten Christen der Kirche zu Gefallen, die über die Seele verfügt; man glaubt wie es befohlen ist, neigt den Kopf und behält sich seine Gedanken vor. Da man leben und seinen Weg verfolgen muss, so thut Italien Alles, was ihm erlaubt ist, bis zum Uebermass. Es öffnet seine gierigen Sinne den

Genüssen der Erde, und schläfert seine Seele mit dem tausendfältigen Aberglauben ein, an welchem sich allenthalben seine Unwissenheit weidet. Madonnen, Kreuze, Heilige, ex voto's, Statuen von Bischöfen und Prälaten, Processionen, alle denkbaren Formen eines äusserlichen Cultus stehen am Wege, und nöthigen jeden Augenblick das Bekenntniss ab, dass man von steinernen oder gemalten Göttern abhängt. Aufseher über diese herkömmliche Frömmigkeit sind die Capuzen, von denen es aller Orten wimmelt und deren Tonsur ihnen eine von Befehlenden wie von Gehorchenden anerkannte Autorität verleiht. Vom Morgen bis zum Abend steht die Kirche offen für die Schaaren der Müssiggänger, der Sünder, der Verbrecher, der galanten Damen, die auf die Absolution rechnen, um rein zu werden und dann den Diebstahl, die Gewaltthat, die Unzucht aufs Neue zu beginnen.

Kommt man in eine grosse Stadt Italiens, nämlich in eine von denen, wo die Paläste nicht leer stehen und das Gras nicht auf den Strassen wächst, so hört und sieht man nichts als die Gesänge und die Bühnen aller Bettelorden, die aus den benachbarten Ländern hier zusammenströmen. Die Mirakel und die Cantilenen, in denen sie personificirt werden, empfangen uns schon in den Thoren. Seht die Kutte des Capuziners, des unwürdig begnadeten! So eben kommt sie von einem Gelähmten, den sie in fünf Tagen geheilt hat. Oder dieser *santissimo bambino*, so rosig und frisch liegt er in seinem hübschen gelben Kästchen! Man trägt ihn zum Marchese del Castello, dessen einziger Sohn im Sterben liegt; die Aerzte

hoffen blos noch vom *bambino*. Was will denn dort der schielende Mönch? „Signor, soll ich Ihnen eine billige Messe lesen? Wir haben heute Sanct Johannis, und er hat grossen Credit im Himmel.“ Und der andere Mönch, was macht der an der Strassenecke? Er predigt, wahrhaftig, aus vollem Halse. Was sagt er denn? Ganz erbauliche Geschichten erzählt er, und das Volk hört ihm schluchzend zu und glaubt ihm aufs Wort. Horch, er spricht vom Teufel. „Er hatte einen feurigen Rachen, geschmolzenes Blei floss ihm aus den Augen, er wollte sprechen, und eine wüthende Kröte sprang ihm aus dem Schlunde.“ Pfui über den Prediger! Dass ich ihm zuhörte, das kostet mich ein seidenes Taschentuch, und was noch schlimmer, dor sehe ich Einen, den er bekehrt hat, sich die Thränen damit abtrocknen.

Aber da ist ein Anschlagzettel, was steht darauf? „Heute Abend im grossen Theater: *I Puritani*.“ Lesen wir weiter: „Ausstellung der heiligen Sacramente in der *chiesa maggiore*.“ Noch weiter unten: „Charade. Die Auflösung der letzten war“ u. s. w. Begreifen wir jetzt die christliche Religion in Italien? An den heiligen Sacramenten zwischen der Oper und der Charade haben wir sie ganz.

Italiens heisser Himmel, das Land, das die Künste schmücken und die Natur mit Blüthenduft überströmt, die ergreifenden Ceremonien eines christlichen Polytheismus, Beschränkungen und Druck aller Art, der auf seinen Einwohnern lastet, lassen nur einer Leidenschaft ganz freien Lauf, und diese Leidenschaft ist die Liebe.

Aber wohl verstanden, man liebt hier nur die Liebe, nur das, was sie giebt, nicht das, was sie ver-

sagt; man wechselt hundertmal das Ideal, ohne den Gott zu verleugnen; und unter der Voraussetzung, dass die verschleierte Madonna im Boudoir die hundertmal wiederholte Formel des ersten Bekenntnisses nicht hört, ist alles Uebrige zuletzt nur Sache einer Beichte. Eine Frau, die in ihrem Leben die Qualen einer heftigen Leidenschaft für einen Mann empfand, erinnert sich ihrer noch lange, wie einer Krankheit, die sie überstanden hat ohne zu sterben. Damals, wo man von ihr sagte: „*Poverina è innamorata, tien l'amore*“, war sie genug zu beklagen. Die Gebete, die Messen, die geweihten Kerzen, die Gelübde nach San Loretto sind nicht schlimmer und nicht besser als die Wanderungen der verlassenen Griechin nach dem leukadischen Vorgebirge. In manchen italienischen Städten mischen sich und fließen die Huldigungen, die man Gott und die man dem Amor darbringt, dermassen ineinander, dass es nie zu entscheiden ist, wer der Begünstigte sei, ob der, den man früh morgens auf den Knien verehrt, oder der, der Abends bekränzt und mit langen Küssen bedeckt wird. Dabei ist gar nichts zu verwundern. In Sachen der Religion ist ein Unterschied zwischen Form und Idee; letztere ist nicht so leicht verstanden, als man glaubt; um der Idee Gottes so nahe als möglich zu kommen, bedarf es anderer Dinge, als der Ceremonien und der Formeln, es gehört dazu die Pflege des Organs des Denkens, und die Fähigkeit, den Himmel mit den Augen der Seele zu betrachten. Nun aber hat in Italien diese Pflege grösstentheils aufgehört. Die abgeschmackten und lächerlichen Formen des Glaubens an Gott wegwerfen und seine Ge-

danken zu ihm erheben, das ist schwerer als der Liebe pflegen und Melodien erfinden. So ist denn Italien heutzutage das classische Land einer Religion, wie man sie braucht, wo Bürgerstand und gemeines Volk stirbt, wie sie gelebt haben, ohne auch nur einmal die Würde des Menschen und die Majestät Gottes zu ahnen. Diese wie jene, in aller Menschen Herzen eingepflanzt, haben doch unter dem glücklichen Himmel der schmeichelnden Melodie und der übrigen schönen Künste nicht Keime und Blüthen treiben können. Warum nicht hier? Die Erklärung liegt nahe genug. Sollen wir nun noch sagen, welches die gewöhnlichste Art ist, wie man dort stirbt? Es ist die, welche sich durch einen *mexxo termine* mit den vom Aberglauben gefürchteten Schrecknissen des Grabes und den Wollüsten der Erde zugleich abfindet; mit andern Worten, zwischen dem Priester und dem Liebhaber oder der Geliebten. Ausserordentlich selten wird es in diesem Lande, wo die Phantasie nicht weiss wo sie vor sprudelndem Uebermass hin soll, vorkommen dass die Liebe, die dort so leicht zu haben und für die man so nachsichtig ist, nicht eine Hauptrolle in dem Leben eines Mannes oder einer Frau gespielt hätte. In Frankreich stösst der religiöse Sinn, wo er einmal vorhanden ist, jede weltliche Verbindung und jeden zuchtlosen Umgang von sich. Vergebens wird dort die Buhlerin, von welchem Range sie auch sein mag, die Altäre umfassen und die Mienen falscher Frömmigkeit erheucheln. Und schreitet sie aus der Kirche mit der Haltung einer klösterlichen Büsserin, sie betrügt doch Niemanden; die Nachbarn senden ihr einen bedeutungsvollen Blick nach und zischeln einander

in die Ohren. Keine Frau steht am Eingange der Kathedrale, die sich versagen könnte, ihr Theil zu der heimlichen Lästerung beizutragen. In dem Königreiche der Kirche, in Italien, ist der Umgang mit dem andern Geschlecht ein eben so gebieterisches Bedürfniss als die Huldigung, die man den Wundern der Künste darbringt, die die Seele einschläfern, wenn sie dieselbe nicht trunken machen. Bis zu dem Alter, wo der Sinnentaumel aufhört die Leidenschaften zu kitzeln, hat man immer einen Gegenstand für die Liebe; sein Name wird zwar dort so wenig wie anderswo genannt, aber er folgt allenthalben hin, auf die Spaziergänge, zum Kaufmann, in die Kirche; man sieht ihn gern um sich, bis auf die Stufen des Altars, wo er oft zuerst die Pflichten des Christen erfüllt. Wenn aber die böse Sterbestunde kommt, so ist er es, der mit dem Beichtvater in dem Geschäft des Tröstens und Hoffens abwechselt.

Die Gewöhnung an die heiligen Handlungen, das häufige und mit Absichten verbundene Beichten, ein abergläubisches Vertrauen auf die Kerze, die zu den Füßen der Madonna oder des Schutzheiligen brennt, der allzu alltägliche Umgang mit den Geistlichen, die Verkäuflichkeit des Ablasses, mit einem Worte, alle die Versicherungen gegen die Höllenstrafen, selbst gegen das Fegefeuer, haben bei den Italienern die fast göttliche Erhabenheit der Sterbestunde entstellt und ausarten lassen.

Wem sollten nicht Selig- und Heiligsprechungen endlich vollkommen gleichgültig werden, wenn er so oft die Freuden des Paradieses auf einen Kothhaufen geworfen sieht, weil ein „*illustrissimo malandrino*“,

mit zwanzig Morden auf dem Gewissen, auf der Leiter zum Galgen noch eine exemplarische Beichte abgelegt hat? Wer soll dort an seinem Heil in der andern Welt verzweifeln, wo ein *Fra Paolo* auf öffentlichem Platze gerädert wird, und hinterdrein Lumpen, mit denen er bekleidet war, fetzenweise vertheilt werden, wie die Reliquien des jüngsten Kalenderheiligen? In einem Lande, wo der Aberglauben so wuchert, braucht man mit Beichte und Ablass nichts für seine Seligkeit zu fürchten. Man bestellt sich seinen Platz im Himmel schon im Voraus, und wenn die Zeit kommt, ihn einzunehmen, so stirbt man nicht mit dem Heroismus eines Verklärten, sondern mit der Betrübniss, schon so bald an den Ort zu müssen, von dem Keiner wegbleiben kann.

Diese ganz ins Sinnliche versunkene Auffassungsweise des Christenthums verlässt den Italiener nie, in keiner Lage seines Lebens; sie erneuert sich ihm bei jedem Schritte, ohne dass er sie jemals ablegen kann. Sein guter Engel ist menschlich und schwach wie er, er spricht die nämliche Sprache und nimmt an allen seinen Handlungen Theil. Er ist Frau oder Mann, und giebt ihm Rath, wie er ihn verlangt. Nur in einem Punkte ist er unerbittlich, in dem der Ketzerei; bei dieser giebt es kein Heil. Niemals wird eine Frau ihren Liebhaber aus den Ketzern wählen, und wenn sie bei ihrem Umgang mit einem Fremden irgend etwas beunruhigt, so ist es die Frage, wie weit wohl seine Andacht gehe. Wer von ihr gut aufgenommen sein will, der trete mit allen Umständlichkeiten eines salbungsvollen Frömmers in ihr Zimmer; sei er was er wolle, nur kein Gottloser und Ungläubiger. Er lasse

sie ihr Gebet an die gute Madonna und ihr Angelus hersagen, während er ihr zärtliche Dinge vorspricht, den Altar ihrer christlichen Laren verhängen, damit diese nicht erblinden; alles das ist nöthig, damit sie in ihrem Gewissen ruhig sei.

Lacht man dagegen über ihren Aberglauben, spielt man den Freigeist und treibt vollends die Kühnheit so weit, sich zum Hugenotten zu bekennen, so bringt man die Reizende auf, der heimliche Bund zweier Seelen ist zerrissen, mit der Liebe ist es vorbei. Wer möchte auch vor dem sonst so versöhnlichen Richterstuhl der Beichte und Busse ein zärtliches Verhältniss mit einem Ketzer bekennen, einen verbotenen Umgang mit einem Verdammten, einem Candidaten der Hölle? Nein, das geht nicht; diesen Fall hat die Kirche nicht vorgesehen, gegen eine solche Todsünde vermag selbst Rom nichts.

Glaubt man nun etwa, dass ich diese moralische Entartung der Religion zurechnen will, die die Welt erlöst hat? Davon bin ich weit entfernt. Das Uebel entspringt dort nur der Quelle, die sonst die Erde gereinigt und geläutert, die aber der Egoismus vergiftet hat, um ihre Kraft der Vermenschlichung und Sittigung zu schwächen und zu zerstören. Ja, in Italien ist die erhabene Idee der Religion allenthalben der Form geopfert worden, und das Bildliche der letztern ist um so mehr überladen, je weniger dort der Geist Freiheit und Stärke besitzt oder sie gebrauchen darf. Schildern wir nun die Vorbereitungen, die man in Italien gewöhnlich trifft, um zu sterben.

Fürs Erste ist eine Sterbestunde gar nicht denkbar ohne Priester, ohne tausend erbauliche Ceremonien,

die auf die salbungsvolle letzte Stunde vorbereiten. Ist der Patient, was man sonst einen guten Mann nennt, nämlich reich und angesehen, ist seine Krankheit eine chronische, dann ist die Sterbestunde wie der lange Prolog mancher Dramen, wo, bevor die Handlung selbst beginnt, Alles erzählt wird, was sich begeben soll. Der Hauptacteur aber lernt von einem andern, der eigens dazu dressirt ist, alle die Prüfungen, die er zu bestehen hat, wenn seine Seele, ihrer armen Hülle entkleidet, in die Pforten der Ewigkeit eingehen wird.

Bei aufgeklärten Nationen ist man, wie die Erfahrung lehrt, niemals weniger abergläubig als in der Todesstunde. Hier in Italien erleuchtet die Fackel der Aufklärung ohne Zweifel ebenfalls einigen Wenigen das Himmelsgewölbe; aber die Masse bleibt in der Kindheit, sie fürchtet die Hölle und glaubt blind an Alles, was davor schützen soll. Selten wird es vorkommen, dass nicht ein Geistlicher oder Mönch in der Familie zu Hause wäre als der bereitwillige Vermittler zwischen ihr und Gott. Sein schönes Amt beginnt mit dem Augenblicke, wo der Arzt den Kopf schüttelt zum Zeichen, dass er fürchte, er richte nichts mehr aus; und ist er nicht einer der wenigen Ausgezeichneten, die durch ihre wissenschaftliche Bildung sich über die andern erheben, so schüttelt er sogleich den Kopf, wenn der Kranke einmal im Fieber delirirt und von der andern Welt geträumt hat.

Einmal von der Kunst aufgegeben, fällt er nun ohne Entrinnen den allezeit bereiten Befürchtungen und Ermahnungen seines Freundes Abbate anheim. Die mächtige Fürbitte der Jungfrau bei Gott hat er bereits

gewonnen, denn er hat hundert Messen und eine neue Bekleidung für den etwas räucherigen Altar der Madonna gelobt. Aber das will nichts gegen die Krankheit helfen; wer weiss? die Madonna di Montenero hat noch mehr Credit; also noch ein ex voto. Zieht sich die Krankheit sehr in die Länge, so nehmen die Fürbitten kein Ende, und die Madonnen aller Winkel Italiens werden eine nach der andern angegangen. Das Leiden dauert immer fort; wie können so viele Gebete unerhört bleiben? Gewiss ist irgend eine grosse Sünde in den Falten des Gewissens unentdeckt sitzen geblieben. Und nun geht es an ein Ausfragen und Gestehen; das vergangene Leben wird haarklein durchgenommen; man durchwühlt den Grund und Boden der kleinen Leidenschaften, der armseligen Interessen, der Vergnügungen und Unannehmlichkeiten, den man Dasein nennt, und wird ein falscher Eid, eine schlechte That, ein unrechtmässiger Gewinn entdeckt, so giebt es abermals Bitten um Vergebung, Büssungen der Ruchlosigkeit, Wiedererstattung, und dem Sterbenden gewährt man den Balsam neuer Hoffnungen. Das Sterbezimmer bekommt nach und nach das Ansehn einer Kirche, vor dem elfenbeinernen Christus brennen Kerzen, Jungfrau und Heilige werden geschmückt und mit Weihrauch bedient; das geschwärzte Bild des Schutzpatrons, die Reliquien, die geistlichen Gesänge, die Ermahnungen zum Tode, das Weinen der Familie, die Sterbeglocke, die von weitem schallt, die Bruderschaft der Büssenden, zu welcher der Sterbende gehört, die laute Stimme des Priesters, der die Gebete hersagt, draussen die Menge auf den Knieen, die die Rede vom erbaulichen Tode anhört, alle diese noth-

wendigen Beihülfen zum Einsturz des Baues eines Menschenlebens müssen die Seele betäuben, wenn sie auch noch so gut im Stande wäre, sich selbst in dieser Stunde zu helfen, und sie entflieht, mehr als jemals die Sklavin jenes sinnlich-malerischen Cultus, der sie von ihrem Eintritt ins Leben an auf diese Art zu sterben vorbereitet hatte.

Im Geiste ihrer Kirche zu sterben nehmen sich alle Menschen vor, die von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt sind; diese nehmen aber alle Religionen für sich in Anspruch. Nirgend hat man so gut wie in Italien der Seele von dem irdischen Jammerthal vorgepredigt, und doch horcht sie, wenn sie den Ruin ihres Gefängnisses nur um einige Stunden überlebt, mit Entzücken auf die Poesie des Himmels; weil alsdann die Grösse Gottes ihr kein Problem mehr ist. Warum also will man den Menschen, statt ihn zu unterrichten und ihn für das Schauen im Tode zu läutern, auch da noch einmal unterjochen und zum Thier machen, wo er zum reinen Geist werden soll und sich schon unter den Engeln erblickt, die den Ruhm des Urhebers alles Geschaffenen singen? Alles haben die Menschen verdorben, selbst das Geheimniss des Todes.

In Italien bildet das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele den Schlussstein einer besondern Wissenschaft, die nur von einer kleinen Zahl Eingeweihter gelernt und gelehrt wird. Von da aus wird sie den Massen überliefert aus einem speculirenden Interesse, welches sich mit der Menschheit befasst, ohne weiter an den Zweck zu denken. Man gilt für einen Christen während des Lebens, und wird als solcher in der Todesstunde behandelt, wie man

anderwärts als Doctor der Rechte oder der Medicin anerkannt ist, je nach den Theorien, die man in den Collegien der Universität gelernt hat.

Aber es giebt doch etwas Göttliches in dem Menschegeiste, was dabei übersehen wird, was aber den Menschen über sich selbst erhebt, wenn er mit sich allein, sich aufrichtig und aus Herzensgrunde die Frage über den eigentlichen Zweck seiner Pilgerschaft in dieser Welt vorlegt. In einen Kopf voller Zweifel und Theorien, voller Controversen und Systeme, wird nie ein Strahl der reinen Wahrheit eindringen. Eben so wenig aber in den Christen, der sich nicht aus dem Reiche der Finsterniss, aus der Besessenheit vom Teufel, von Gespenstern und Hexen loszureissen vermag. Dürfen beide jemals, in dem Enthusiasmus heiliger Offenbarung, ausrufen: *Fiat lux!*?

Der ausgezeichnetste Kopf und das übermenschlichste Genie haben ihren Aberglauben, das wissen wir wohl; aber dieser Aberglaube, hervorgegangen aus dem erhabensten Anschauungsvermögen und aus dem Gebiete des Uebersinnlichen und Geoffenbarten, hat auch nicht die leiseste Verwandtschaft mit den tausend und einer unterirdischen Erscheinungen, mit den Gesichten und Gespenstern, die in Italien ihr Spiel treiben. Sieht man durch diese das Volk in der Kindheit erhalten, so möchte man glauben, das Denken solle absichtlich durch Lügen und Schrecknisse, die den schönsten Himmel und das poesiereichste Land auf der Erde entstellen, verhindert werden zur Mündigkeit zu gelangen.

Nur die Päpste und höhern Prälaten sterben frei von diesem fürchterlichen Aberglauben; immer stolz

und triumphirend, wie der königliche Adler am Tage der Apotheose der alten Herrscher Roms zum Himmel stieg, geht ihre Seele von dannen; ihre Sterbestunde ist ein feierlicher Act. Hier mögen die Menschen lernen, was wir anderwärts ausgesprochen haben, dass die Kunst zu sterben nur von einigen Classen der Gesellschaft recht begriffen wird und dass der Todeskampf zu einer Rolle werden kann, die man darstellt, wie man sie gelernt hat. Alle hohen Würdenträger der Kirche sterben auf ganz gleiche Weise. Keiner von ihnen verzweifelt an seinem ewigen Heil, und um das zu können, hat er vorher allen Plunder des Volksaberglaubens von sich geworfen, dieser bleibt nur der niedern Geistlichkeit vorbehalten. Darum bleibt die Seele eines Papstes wahrhaft päpstlich bis zum Ende. Das lebhafteste Gefühl einer Macht, die vom Himmel gegeben ist, die Bewahrung der Schlüssel Sanct Peter's, der Titel eines Statthalters Gottes auf Erden, alle diese übermenschlichen Begabungen müssen, wenn der Mann, dem sie zu Theil wurden, eine grosse und empfängliche Seele hat, in ihr etwas Göttliches, einen Abglanz des Himmels, ein Etwas, das nicht von dieser Welt ist, zu Stande bringen.

Unter der dreifachen Krone würde der Kopf eines Pascal, eines Fénelon oder eines Goethe noch viel mehr vernommen und erkannt haben, als diesen Männern vergönnt war zu schauen. Die Verhältnisse also, die einen Menschen von der Geburt bis zum Grabe umgeben, diese kleiden seine Seele zum Papste ein oder zum Kaiser, zum Grafen, zum Bürger, oder zum armen Teufel. Der letzte Seufzer eines sterbenden Papstes ist immer noch: „Ego sum papa“, das heisst, ich bin

stets über den Königen, auf der Erde wie im Himmel. Ludwig XI. bemeisterte seinen Todeskampf, schmückte sich auf seinem liliengestickten Lager, griff an seine Krone, und nannte sich König der Völker, und glaubte im Königsmantel tapfer über das Grab zu springen. Ist das alles wirklich weiter nichts als Einbildung und Täuschung?

Eine Religion, die sich zur Erreichung ausser ihr liegender Zwecke hergiebt, hat also den Einfluss auf die gewöhnlichste Art zu sterben, den wir geschildert haben, und Italien, welches wir als geduldiger und unbefangener Beobachter besuchten, verdiente in dieser Hinsicht die ausführliche Betrachtung, die wir ihm in unserm Werke gewidmet haben. Und es ist so wahr, dass die Regierungen, je nach den religiösen und sittlichen Ideen, die sie mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht unterstützen, die Sitten eines Volks machen, dass keineswegs alle Staaten Italiens unter dem gleichen Mönchsdespotismus leben, und dass folglich hier und da die Sterbestunden mehr im Einklange mit den reinen Glaubenslehren und der einfachen Wahrheit einer geoffenbarten Religion vor sich gehen. In dem Masse als das römische Element sich verliert, sieht man, wie ein freieres Denken den Glauben bestimmt und wie die Seele, aus eigener Kraft und ohne Gängelband sich zu Gott erhebend, aus eignen Ueberzeugungen sich ihr Glück in dieser und ihre Seligkeit in einer andern Welt erbaut. Toscana z. B. erfreut sich einer für Italien seltenen Regierung; und dort lebt und stirbt das Volk in einem religiösen Sinne, auf den das Gemälde nicht passt, das wir nach unsern Beobachtungen in Rom und anderwärts entwarfen.

Gehen wir nun nach Corsica hinüber, auf die Insel, wo die Sitten zum Theil den allgemeinen Geist der Hauptstadt der Christenheit abspiegeln, so befinden wir uns hier gleichwohl in einem ganz andern Lande. Die Ursache ist: Corsica ist französisch, mehr aus Stolz als aus gutem Willen oder durch das Recht der Eroberung. Heute noch wird der Corse roth vor Zorn, wenn er daran denkt, dass seine Vorfahren Unterthanen der kleinen Republik Genua waren. Uebrigens scheint hier die französische Civilisation, man mag es anfangen wie man will, keinen festen Fuss fassen zu wollen; Corsica bleibt bei seinen Sitten, seinem Aberglauben, seinen alten Ueberlieferungen. Der Charakter des Corsen ist das Meisterstück menschlichen Stolzes; der leiseste Angriff auf die Würde des Mannes wird dort nie verziehen, und wenn sie einen blinden Glauben an die Allmacht Gottes haben, so ist es nicht sowohl um ihn anzubeten und zu lieben, als um ihn mit ihren Leidenschaften zu verbünden. Ein Corse, der im Sterben einen Feind, eine *inimicizia di sangue* auf der Erde zurücklässt, würde seine Seele dem Teufel übergeben, könnte er mit seinen letzten Blicken den, den er vergeblich verfolgte, unter seinen Füßen sehen. Der müsste kein Corse sein, der keinen Feind auf der Erde hätte. Rache, das ist sein Nationalcharakter, in dieser Leidenschaft gehen alle übrigen auf. Weil der Corse sich beständig vor mörderischen Nachstellungen zu hüten hat, ist er beständig unter den Waffen, und der Tod, in welcher Art sein Geschick denselben über ihn verhängen mag, ist ihm gleichgültig. Ohne eine Miene zu verziehen, ohne Zittern und ohne leeren Schrecken empfängt er ihn.

Die Kinder auf dieser Insel üben eben so erbarmungslos Rache wie die Männer¹⁾, und die Bruderschaften, die dort den Unterricht besorgen, haben sich vergeblich bemüht, den Stichen mit Federmessern, die die Schüler beim Herausgehen aus der Classe einander beibringen, ein Ende zu machen. Das Sterbebett des Corsen aber ist wie das des Papstes ein Paradebett. Dort verachtet man die abgenutzten Tröstungen voll Honig und Galle, womit ein mitleidiger Priester die Furcht eines armen Sterbenden einschläfert. Auf Corsica ist die Sprache so hell und durchsichtig wie Krystall, und der künftige Selige, der sie redet, ist so ruhig wie Bayard auf dem Schlachtfelde. „Ich sterbe, ihr Kinder, und lasse euch einen Feind zurück, es ist der und der; nehmt euch vor ihm in Acht. Gott allein hat meine heissen Gebete erhört, als ich ihn bat, mich von ihm zu befreien. Liebt euch, rächt mich und betet für meine Seele. Ich sterbe als guter Christ, reuig, aber unbesiegt.“

Nur der Weg des Verbrechens, oder der kriegerische Geist, der sich in Kämpfen übt, können eine solche Sterbestunde und solchen Tod herbeiführen. Wie weit sind wir hier aus dem Herzen Italiens, von dem kindischen Glauben und der Knechtschaft unter dem Mönch entfernt! Noch im Tode bleibt der Corse er selbst, Christ und Krieger; um das Eine und das Andere zu sein, bedurfte er weder der Ermahnungen noch der Priester; er war es ohne sie auf seine Weise. Nun endlich ist er es nicht mehr. So bereitet man denn die feierliche Bestattung. Da liegt er mitten auf

1) Vgl. des Verfs. „Les Forçats“ u. s. w. S. 114.

dem Hausflur, umringt von seinen Freunden, noch unter dem Schutze seiner Waffen, die als Trophäen an der Wand hängen. In einer Ecke betet der Geistliche des Dorfes, auf der andern Seite heulen die Klageweiber; aber die Männer unterhalten sich nur über das Leben des Verstorbenen. Er war tapfer, sagt der Eine. — Und mildthätig, versetzt der Andere. — Ich will Euch eine von seinen muthigen Thaten erzählen. — Er hinterlässt seinen Kindern ein gutes Beispiel von Frömmigkeit und Muth.

Mit den Thränen ist man auf Corsica haushälterisch; der Verstorbene verlangt keine; im Gegentheil, Freundschaft und Liebe stehen an seinem offenen Grabe und machen ihm zärtliche Vorwürfe, dass er aus der Welt gegangen. — „Warum hast Du uns verlassen? Hattest Du nicht eine gute Frau, wackere Kinder und treue Freunde?“

So beweist denn die Schilderung der letzten Stunden und des Todes auf der Insel Corsica, dass, wo der Geist einer Bevölkerung einer allgemeinen Bewegung folgt, jede Individualität sich in der Masse verliert, und überall, in den Ketten, auf dem Blutgerüst, oder bei einem natürlichen Tode, die gleichen Ideen sich geltend machen. Corsica ist ein sehr eigenthümliches Land; französisch durch den Zufall, ist es doch seinen Sitten nach der vollkommenste Gegensatz auch des obscursten unsrer Departements; es erzieht den aufgewecktesten und stolzesten Menschengeschlag; dies alles jedoch nur im Herzen der Insel, in den Gebirgsgegenden; in den übrigen Theilen giebt es kein Corsica mehr; da herrscht schon mehr dumpfer Sinn und weniger Stolz, es ist eine Mischgattung, die etwas von der Insel, aber auch

vom festen Lande an sich trägt, und für diese haben wir unsere Bewunderung nicht ausgesprochen.

In der Seele des ächten Corsen lebt etwas vom arabischen Charakter. Wie er, wird auch der Araber Algiers bei dem Gedanken an den Tod nicht mürbe. Weniger wollüstig als der Türke, aber eben so rechtgläubig, roh und stolz, gleichsam als hätte er nur ein Lager auf dieser Welt aufgeschlagen, nur auf Gott hoffend, trifft ihn der Schmerz, die Sklaverei oder der Tod mit ruhigem Gewissen und gefasster Seele.

Ich sah mehrere Araber krank auf einem elenden Lager sterben; aber ihr Stolz blieb ihnen selbst in den Ketten, mit welchen sie die französische Politik in den Bagnos von Toulon belastet. Sie stellten Alles Gott anheim; mit dieser Protestation begnügten sie sich. Ich erinnere mich, was mir einer von ihnen sagte, als ich befahl ihm seine Fesseln abzunehmen.

„Ich danke dir für deine Freundlichkeit, aber ich mag sie nicht. Lass mich; die Kette kann eine Seele, welche Gott zu sich ruft, nicht gefangen zurückhalten.“

Ein anderer Araber trat zum Sterbenden, nahm zum letzten Male die geheiligten Waschungen mit ihm vor, sagte ihm einige Worte, worauf er nur durch Mienen antwortete; dann wickelte sich der Kranke in seine Decken und war nur erst todt wieder zu sehen.

Mohammed, der Araber, der ihm beigestanden hatte, sagte, als er ihn kalt und steif wieder erblickte: „Er ist es nicht mehr; es ist nur sein Kleid; er ist nun frei und im Himmel.“

Diese Unempfindlichkeit ist manchmal so fremdartig auffallend, dass man glauben möchte, es sei keine Seele in einem solchen Körper. Eines Tages wurden in Algier mehrere Stammeshaupt-

linge, die gefangen worden waren, mit einem sehr stumpfen Säbel enthauptet. Sie traten selbst auf das Schafot, um sich den Kopf absägen zu lassen (das ist das rechte Wort), damit ihr schimpflicher Tod ihres Gleichen zur Warnung und Abschreckung dienen sollte. Nun, die letzten warteten bis die Reihe an sie kam, blickten auf die gaffende Menge und von da auf die abscheuliche Schlächtereier, aber sie wendeten sich nicht weg. Und man glaube nur, es war nicht Fanatismus, der ihnen solche Standhaftigkeit im Tode eingab; diese Menschen wissen mehr als wir von diesem Geheimniss; weil sie überzeugt sind, dass der Tod ein Sieg über das Leben sei, darum gehen sie so willig in den Kampf, um recht bald die Seele aus ihrem Gefängniss zu befreien.

In dem Masse, wie man sich von den grossen Herden der Civilisation entfernt, wie man tiefer in die Gebirge und die Thäler kommt, nimmt der Tod mehr und mehr das friedliche Ansehn eines schönen Abendhimmels an. Der Araber, der unter seinem Zelte stirbt, verlangt noch einmal ostwärts zu schauen; und, merkwürdig, derselbe Wunsch ist oft der letzte, den grosse und reine Geister haben, wenn sie fühlen, dass ihre Zeit gekommen sei. Welcher Abstand zwischen einem solchen Ende und dem eines Bewohners von Rom oder Paris, unter symbolischen Ceremonien, bei denen er um das Leben und um die tausend Freuden jammert, mit denen es sich in den Augen des Mächtigen und Reichen schmückt! Kurz, im Ganzen erfolgt der Tod um so einfacher und natürlicher, je freier der Mensch von den unzähligen Fesseln der Civilisation ist.

Könnte oder wollte der standhafte Araber oder der rauhe stolze Corse heute noch so sterben, wie seine Alvordern, wenn er sich früh und spät in die Wollüste eines italienischen oder französischen Capua tauchte? Es giebt freilich im Leben so süsse Dinge, von denen wir uns so schwer losreissen! Aber wir fragen nur, ob mehr geniessen besser leben heisst. Die Glücklichen denken so; wenn aber der Stein ihnen die Nieren zerreisst, so beneiden sie den Araber um seinen ungeschwächten Körper. Die beste Ermahnung zur Mässigung und Enthaltbarkeit erhielt ich aus einem Munde, der vielleicht wie keiner so viel Liebesschwüre ausgesprochen hatte; aber als dieser Mund zu mir sprach, war er unrein und zahnlos, und öffnete sich nur, um die Bedürfnisse einer ausgemergelten Natur auszudrücken.

Zum Beschlusse dieses Capitels wäre es nun passend, den Einfluss der Religion auf Sitten, Gebräuche, kurz auf die Mode beim Sterben in Frankreich zu untersuchen. Das ist aber nicht leicht, und diese Erörterungen lassen sich nicht so ohne Weiteres an das Vorige anknüpfen. Giebt es eine Religion in Frankreich, so sucht man sie wenigstens vergeblich im Staate. Die Philosopheme, die Revolutionen, die Wandelbarkeit der Regierungen und der Herrscher, die Verschmelzung der Stände, das Recht Alles zu denken und Alles zu sagen, die politische und religiöse Freiheit der Massen, alle diese Elemente, gehäuft und unter einander geworfen, haben ganz neue Menschen und eine ganz neue Gesellschaft hervorgebracht. Aus dieser Verwirrung aller sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse wird ohne Zweifel irgend einmal Etwas her-

vorgehen, ein gemeinsamer Gedanke, ein Fundamentalprincip, ein Symbol; bis aber dieser Tag der Wiedergeburt erscheint, ist der Tod noch immer das, was in Frankreich am meisten überrascht. Sonst aber hat von allen den Grundbedingungen, welche das Geschick der Menschheit zu bestimmen haben, die alte Religion, wir wagen es zu sagen, ihr Vorrecht der Erstgeburt unter den übrigen verschleudert und verloren. Wie könnte es anders sein! Schauen wir zurück! Die Philosophie der letzten Zeiten der alten absoluten Monarchie bestritt ihr ihren Ursprung und ihre Abkunft; eine radicale Revolution stürzt ihre Altäre um; die Republik verbannt sie, das Consulat ruft sie zurück und schneidet ihr ihre neue Macht zu; das Kaiserreich setzt sie wieder ein, und bedient sich ihrer als eines politischen Hebels; die Restauration überklebt sie mit Flittergold; und Achtzehnhundertunddreissig fürchtet sich, sich mit ihr zu überwerfen und hält sie als Privatcharte, um sich ihrer behutsam und versuchsweise zu bedienen. Die Reihe der Wiedereinsetzung wird an sie kommen, wie an alles Grosse und Nützliche, das zum wahren Glück der Völker dient; bevor dies aber möglich ist, bedarf es anderer Menschen und anderer Verhältnisse; bis jetzt ist ihr Tag noch lange nicht gekommen. Bis er erscheint, werden die Sterbestunden und der Tod bei uns die mannichfaltigen Gestaltungen haben, welche sie von den herrschenden Meinungen und den gangbaren Systemen erhalten.

Die Franzosen begeistern und ereifern sich für jede Idee, die sie entzückt, ohne sie zu überzeugen; sei sie eingebildet oder wahr, nur mache sie keinen Anspruch auf Dauer, so laufen sie ihr nach, wie einem

Irrlichte, und laufen auch hinter jedem drein, der ihnen sagt, wozu sie zu brauchen sei. Immer betrogen und immer wieder leichtgläubig, können sie für solche Ideen sterben, ohne zu merken, dass es nur klingende und hohle Phrasen waren. Ströme Blutes sind seit funfzig Jahren von Frankreich vergossen worden, um seine Freiheit, seine Eroberungen und den Ruhm seines Namens zu befestigen. Was ist von allen diesen Anstrengungen und Opfern geblieben? Einige glorreiche Seiten in den Annalen seiner Geschichte. Aber die Erinnerung an das, was sie waren, macht die hochgebornen Abkömmlinge der Dogen, die ihr zerrissenes Wamms stolz von der Sonne bescheinen lassen, noch nicht zu einer Nation; gewiss nicht. Frankreich kann Alles sein, was es will; heute aber will es das materielle Wohlbefinden, Gold und eine Lage, die den Luxus und das behagliche Dasein gestattet. Auf dieser neuen Bahn hat es ohne Scham allen Ruhm seiner Vergangenheit von sich geworfen; es ist ein Krämer und Gewerbtreibender geworden. Auf dieser Bahn wollen wir es also aufsuchen, um es zu verurtheilen oder loszusprechen.

Drittes Capitel.

Die Trunksucht.

Allgemeine Betrachtungen. — Einfluss des Missbrauchs geistiger Getränke auf Sitten und körperliche Beschaffenheit der Völker. — **Pathologische Ergebnisse.** — **Beispiele.** — Die Matrosen aus dem nördlichen und die aus dem südlichen Frankreich. — Die Trunksucht führt den Geist zur Knechtschaft. — Sterben und Tod der Trunkenbolde.

Wo der Mensch einer einzigen Leidenschaft wie ein Rasender unaufhörlich fröhnt, da führt diese Aufreibung des Lebens durch einen wahren Selbstmord zum Tode. Gesellt sich aber zu einer Leidenschaft bei demselben Individuum noch eine zweite, wie zwei Galeerensklaven an der nämlichen Kette zerren, so ist es äusserst selten, dass der Mensch unter einem solchen zwiefachen Despotismus nicht unsittlich und untüchtig zugleich wird. Es versteht sich schon von selbst, dass wir hier von Sterbestunden der gemeinsten Art, Solcher, die ihre Seele den edlen Aufwallungen des Ruhms, der Menschenliebe und der Religion gänzlich entfremdeten, zu sprechen haben. Auch alles Grosse und Schöpferische, bis zu den letzten Grenzen der Möglichkeit getrieben, wird in dem Geiste, der es begreift, zur wahren Leidenschaft; aber schon

das Ziel, welches hier dem Menschen vorschwebt, wird ihn, wenn er als Opfer seines Strebens fällt, einen andern Tod sterben lassen, als er einem Bacchusgenossen zu Theil wird. Die Vorspiegelungen des Ruhms, so anlockend und so oft Tod bringend, legen ihre Märtyrer auf Lorbeern zur Ruhe; ganz anders betten sich die, welche ihre Lüste durch die Gurgel und mit Allem, was entnervt und tödtet, befriedigen; für die giebt es weder Mitleid noch Bewunderung.

Warum wird ein Genuss zum unwiderstehlichen Bedürfniss? Hier ist es das Bedürfniss eines Reizmittels, an welches die Natur die Empfindung des Angenehmen geknüpft hat, was uns zuerst anlockt; dann kitzelt uns das Angenehme selbst, erhöht unser Lebensgefühl und treibt uns an, die Veranlassung dazu zu wiederholen. Häufige Trunkenheit aber setzt wenig Selbstachtung voraus, und es ist merkwürdig, wie wenig diejenigen, die ihr ergeben sind, von dem moralischen Ich besitzen, das man Vernunft und Willen nennt, um das Uebel zu erkennen und zu vermeiden. Es giebt keine schlimmere Buhlerin als die Flasche; sie verspricht und gewährt fröhliche Erregungen, das Vergessen des Kammers und den Schlaf. Man lässt sich zum Trinken verleiten, entweder weil es einem an geistigem und sittlichem Gehalt fehlt, wie es der Fall ist mit dem unwissenden und müssigen Arbeiter; oder weil man diesen Gehalt geringschätzt, wo denn abermals der Mangel eines Gehirnsorgans, nämlich der Selbstachtung, sich herausstellt. So fängt man mit der Nachahmung an, und endlich ist man der Leidenschaft verfallen.

Die Ueberfüllung des Gehirns mit Blut, die unvermeidliche Folge der Trunkenheit, nutzt die Fasern

dieses Organs ab und schwächt sie; ihre Erschöpfung steigt aufs Höchste, und wenn sie nur mit erneuerter Reizung durch geistiges Getränk nachlässt, so ist das Ende von alle dem sicherlich eine viehische Sterbestunde und ein Tod ohne den Schwanengesang der Seele. Wem der Himmel ein Gehirn mit dem Gepräge des Genies verliehen, wer nur einen Funken des himmlischen Feuers empfangen hat, selbst dann wenn eine sorgfältige Erziehung die Entwicklung der höchsten sittlichen Anlagen begünstigte; der begeht, sobald er von dem elenden flüchtigen Genuss der Berausung gefangen genommen wird, jeden Tag einen Raub an sich selbst; er entreisst sich einen kostbaren Theil seiner Seele nach der andern, wie jener Vogel der neuen Welt, der in thörichter Wuth gegen seine goldschimmernden Federn sich diese ausrupft und sich bis zum Bluten zerfleischt.

Der Anreiz zur Trunkenheit steckt zuerst in dem angeborenen Hange zur Erregung des natürlichen Kraftgefühls, und dann in der Verirrung des Geschmacks, die dieses Gefühl verdoppelt und steigert. Alle rohen und beschränkten Menschen werden meistens das Mittel vorziehen, welches ihnen eine Erhöhung ihrer Lebenskraft ohne Geistesanstrengung verschafft. Von dieser Eigenschaft der starken Getränke angelockt und verdummt haben sich die Wilden der südlichen Meere ohne Widerstand der Sklaverei gefügt, die ihnen die Civilisation brachte. Der Branntwein vertilgte bei ihnen zuerst das natürlichste Gefühl des Menschen, die Liebe zu ihren Kindern; für eine Flasche Rum wurde oft ein Kind hingegeben. Anderwärts hat die Trunksucht dieselben Folgen; denn wer in dieses Laster

versunken ist, giebt seine Familie dem Elend und dem Tode preis, und der Stamm, der sie tragen und nähren sollte, sinkt schwach, unnütz und unfruchtbar um.

Die Gesetze, welche den Menschen gegen die Anfechtungen des Lasters schützen sollten, sind dennoch stumm, und manchmal sogar die Beschützer seiner schlimmsten Feinde. In Frankreich zum Beispiel, wo die Religion so viel von ihrer Gewalt über die Gemüther verloren hat, wo der Geistliche die Sittlichkeit des Volks nur noch an dem Zaume der Ueberlieferung religiöser Glaubenslehren und der Furcht vor den Strafen der Widerspenstigkeit gegen den Glauben hält, findet dieser Geistliche nur selten einen Anklang in dem Gewissen desjenigen, den der Firniss der Civilisation mit dem übelverstandenen Titel eines freien Mannes und Bürgers bethört hat. Wie soll dieser auch, er ein Kind des Volks, sich dazu verstehen, eine Leidenschaft abzulegen, die so leicht zu befriedigen ist, da die Gesetzgebung seines Vaterlandes, die sonst jedes Ueberschreiten mit Strafen zurückhält, aller Orten, wohin er sich wendet, durch ihre Concessionen eine immer wachsende Zahl von Wein- und Bierhäusern, Tanzplätzen und dergleichen hervorruft, alle unter dem Schutz der Gesetze, wo er ungestraft seinen Körper zerrütten und seine Vernunft bis zur Aehnlichkeit mit dem Vieh verlieren darf? Wenn in Italien die Regierung den Verbreitern eines Aberglaubens, der Geist und Gemüth entnervt, Duldung zu gewähren scheint, so will man allem Ansehn nach in Frankreich es bis zu dem nämlichen moralischen Blödsinn bringen dadurch, dass man jedem, der eine Kneipe eröffnen will, die Sache möglichst leicht macht und ihm den thun-

lichsten Schutz gewährt. Wozu helfen, frage ich, die Summen, die auf den Unterricht der niederen Volksclassen verwendet werden, wenn man es der Menge freistellt, neben der dargebotenen Bildung nach dem Krüge zu greifen, der sie wieder zerstört und unfruchtbar macht? Das Laster der Trunksucht ist eins der ansteckendsten, und richtet unendlich mehr Unglück an, als früher das Lotto jemals verursacht hat.

In den höhern, selbst in den mittlern Classen ist die Wuth, sich zu betrinken, heutzutage selten geworden; das rührt theils von der bessern Erziehung her, die jedes Uebermass verbietet, theils aber auch von der zunehmenden Schwäche unserer Geschlechter, wo das nervöse Element immer überwiegender wird, und endlich von dem Gewerbsgeist, der sich des grössten Theils der Nation bemächtigt hat.

Für den Trinker giebt es weder Ehrgeiz noch Nacheiferung. Ich habe ganz Frankreich durchreist, und überall die Erfahrung gemacht, dass unter den Hochgestellten Trunkenbolde äusserst selten sind, mag nun das Widerliche des Lasters in dieser Hinsicht eine Besserung hervorgerufen. oder mögen sich statt seiner andere Leidenschaften eingeschlichen haben. Unter einer constitutionellen Regierung, wo jeder sein Theil Macht hat und es gern vergrössern möchte, will Niemand davon ausgeschlossen sein als unfähig durch Trunksucht bezeichnet. Und schon in einer Stadt von dreissigtausend Einwohnern kann Keiner, der nur irgend Namen und Amt hat, das Laster der Trunksucht verheimlichen; mit diesem hat man am wenigsten Nachsicht und man spricht sich darüber sogleich auf allen Strassen aus. Wo es in der höhern und der

Mittelclasse einen Zechbruder giebt, da kann man darauf rechnen, dass keine seiner Handlungen der öffentlichen Aufmerksamkeit entgeht. Für einen Trunkenbold zu gelten ist eine Art öffentlicher Makel, der bis zum Tode haftet. Es giebt keine Heilung desselben, ausser wo die Standesehre und Charakterfestigkeit noch nicht ganz untergegangen sind. Wenn in solchem Falle sich jemand so zu sagen nach und nach vollgetrunken hat und durch tausend Leiden und Gefahren hindurch dem allgemeinen Gesetz glücklich entgangen ist, dann vielleicht lässt sich hoffen, dass er von dem Laster geheilt sei.

Ich kannte einen jungen Mann von guter Familie, der sich frühzeitig durch Branntwein zu Grunde gerichtet hatte. Eines Abends wie gewöhnlich betrunken nach Hause kommend, hält er eine Grube für die Thür seines Zimmers, fällt hinein, weiss sich aber noch so viel zu besinnen, dass er sich wieder heraushilft. Er geht weiter, kommt an ein Wasserbassin, das er für ein gutes Bett ansieht; darein stürzt er sich ohne Weiteres, kommt aber, weil er ein guter Schwimmer ist, abermals aufs Trockne; er setzt noch einmal seinen Weg fort; ein dorniger Hagebuttenstrauch versperrt ihm diesen; er glaubt seine Geliebte zu sehen und fährt darauf los, um sie zu umarmen. Hier blieb er liegen bis zum andern Morgen, wo er blutig zerissen und in Convulsionen gefunden wurde. Lange lag er ohne Hoffnung krank und er genas so langsam wie von einem Zehrfieber. Er blieb blödsinnig, rührte sich nur bei dem einzigen Wort: Branntwein; die Grimasse, die er bei dem Anblick oder dem Geruch des Weins schnitt, war entsetzlich, von diesem war er

nur zu gut geheilt. Aber wie ein durch Arsenik Vergifteter bei diesem Worte zusammenschaudert und sein Leben nur so hinschleppt, starb er drei Jahre nachher geistesschwach, halb epileptisch, in Einem fortzitternd, und zuletzt wassersüchtig. Bis zum letzten Athemzuge weinte er heisse Thränen. Sein Sterben glich dem eigensinnigen Widerstreben des Kindes gegen den Tod, vor dem es sich scheut.

Zu solchem Ende führt die Völlerei im Trunk auf dem geradesten Wege, und zwar nur zu oft junge Leute von gutem Stande, die bereits auf einer ehrenvollen Laufbahn vorschritten, welche sie aber zu früh zu eignen Herren macht und ohne Warnung allen trügerischen Annehmlichkeiten eines ungebundenen Lebens überliefert. Wie viele junge Officiere, unbärtige Studenten, hoffnungsvolle und unterrichtete Jünglinge habe ich gekannt, die durch unaufhörliche Libationen ihr Gehirn in Brand steckten.

Die Folgen der Trunksucht sind lauter unheilbare, Seele und Leib zerfressende Uebel. Chronische Entzündungen, Nervenkrankheiten, unaufhörliches Zittern, Hypochondrie, bei Frauenzimmern Hysterie, Epilepsie, Lähmungen, Abzehrung, Wassersucht, das sind die Krankheiten, die der Arzt meistens an dem bettlägerig gewordenen Trunkenbold findet. Die Seele oder der Geist, wie man will, wird ebenfalls umgewandelt, und sie entäussert sich dabei gänzlich ihrer göttlichen Natur; es tritt ein unförmliches Wesen an ihre Stelle, das in der ganzen Welt nirgends hingehört. Der Mensch, der zur Einsicht in die Dinge bestimmt und mit den edelsten Fähigkeiten dazu ausgestattet ist, ist derselben auf einmal bar und ledig.

Man möchte sagen, dass die Seele, dieser Künstler in uns, die Werkzeuge zur Ausarbeitung der Ideen vergisst und verliert, oder in dem unbesiegbaren Gefühle ihrer Ohnmacht sich derselben nicht bedienen mag. Der Trunkenbold verliert das Gedächtniss und den Sinn für die Vergangenheit überhaupt; die Zukunft erblickt er nur in der Gegenwart, in der Stunde nämlich, wo er vor einem schäumenden Krüge sitzend, Gehirn und Hände nur dazu hat, durch einen Schluck nach dem andern dem Selbstmorde des Körpers und der Verwirrung der Seele näher zu kommen. Und hetzt ihn vollends der Sturm des Unglücks vor sich her, so bleibt ihm von seiner moralischen Freiheit nichts als nur die Wahl des Giftes, das ihn seinem Feinde an Händen und Füßen gebunden überliefert.

Verhältnissmässig selten führt die Trunksucht zum gänzlichen Verluste des Ich durch schreckhafte und drohende Phantasien. Ich erinnere mich jedoch eines Sträflings, der zur Guillotine verurtheilt war, und zu mir am Morgen der Hinrichtung sagte: „Wie kommt es, Doctor, dass mir die Guillotine diese Nacht als eine grosse hübsche Mamsell erschien, die mir ihre langen rothen Arme entgegenstreckte?“ Der Grund war sehr einfach; der Kerl, ein Säufer von Profession, war in einem Zustande eingeschlafen, der dem betäubendsten Rausche nichts nachgab. Wer in diesem Zustande dem Tode überliefert wird, bringt nur einen seelenlosen Leichnam mit, und bei unbefangener Beobachtung wird man an einem Solchen nicht einmal so viel Schauer vor dem Tode wahrnehmen, als ihn das Schaf oder Schwein vor der Schlachtbank instinctmässig äussert.

Ich sagte früher, dass das Gehirn der Mensch im Kleinen sei, den er durch seine Individualität im Großen nur wiedergebe; dass von dem Gehirn alle Zustände des Angenehmen und Unangenehmen, des Stolzes und der Schwäche ausgehen und wahrgenommen werden; dass in ihm Anfang und Ende aller Denkhätigkeit abgeschlossen sei. Verfolgt man dies weiter, so lassen sich daraus ganz ungezwungen Vorschriften zur Besserung und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts in physischer und moralischer Hinsicht ableiten. Der Missbrauch geistiger Getränke verändert zunächst die materielle Beschaffenheit des Gehirns; sein Gewebe erweicht und artet aus, es verliert seinen Zusammenhalt und seine Spannkraft, und giebt endlich den vom Trunk überfüllten und so einen fortwährenden Druck auf das zarte Gefüge ausübenden Blutgefäßen ohne fernern Widerstand nach. In diesem Zustande nun ist eine Anlage für alle Krankheiten gegeben, welche die Vernunft und den Körper zerrütten.

Der Trunkenbold verliert seine edelsten Fähigkeiten, oder kann sie wenigstens nicht zu ihrem normalen Gebrauch anwenden. Da die Seele oder der Geist im gesammten Gehirn wohnt, und keins von dessen einzelnen Organen anders als durch den Willen der Seele in Thätigkeit versetzt wird, so ergiebt sich, dass diese unfähig wird etwas zu wollen, oder dass die Organe der Geistesoperationen ihre Wirkung versagen; und das ist eine moralische und intellectuelle Atrophie. Wo also der Wille keine Thätigkeiten mehr in Bewegung setzt, da findet auch keine innere Erregung mehr statt; Vorstellung und That sind von jetzt an

nur noch Producte einer instinctmässigen Nachahmung; ein solcher Mensch wird wie das gelehrige Thier dem Winke und Willen eines Andern Folge leisten. Für immer ausser Stande zu befehlen, ist seine schmachvolle Unterwürfigkeit unter den Willen von seines Gleichen noch nicht einmal der Gehorsam eines Sklaven.

Ich beobachtete in Seetreffen mehrere alte Matrosen, die die Trunksucht zu Grunde gerichtet hatte. Obgleich ihnen noch ein dunkler Begriff der Worte Ehre und Ruhm vorschwebte, waren sie doch unvermögend, ihren Kameraden auf dem Schiffe beizustehen. Das Gefühl, welches bei einem bevorstehenden Gefecht in der Seele aufsteigt, ist, wenn es nur von Branntweindunst und Pulverdampf genährt wird, nicht die Tapferkeit; es ist der Traum jenes betrunkenen Sträflings vor der Hinrichtung; ein thierischer Traum, der den drohenden Tod verhüllt, weiter nichts. Die ächte *Fortitudo animi* ist eine ganz andere Sache, und dies wissen auch heutzutage, wo die Kriegskunst eine aus langjähriger Theorie hervorgegangene Praxis ist, die guten Feldherren besser als je. Das grosse Räthsel unserer vielen Siege in der Kaiserzeit ist erklärt durch die Bemerkung, dass der Soldat mit nüchternem Kopfe und Magen in die Schlacht ging. Der Betrunkenene, dem die moralische Willenskraft gebricht, verliert damit auch alle andern Fähigkeiten. Vergebens, dass man ihn an frühere Siege, wie an jeden andern Vorzug, den er besass, erinnert; vergebens, dass man den frühern Menschen in ihm aufruft: dieser ist in seinem Gehirn abgestorben.

Ein sehr auffallender und bemerkenswerther Umstand ist es aber, dass die Trunkenbolde so bald die

Neigung zur physischen Liebe verlieren, und auch nur eine schwächliche und ausgeartete Nachkommenschaft erzeugen. Selten habe ich gefunden, dass die Sprösslinge breitschulteriger und muskulöser Säufer auch nur zur Hälfte an Constitution und Wuchs ihrem Vater gleichkommen. Im Jahre 1835 hatte ich einen von dem Laster zu Grunde Gerichteten während seines kurzen Todeskampfes zu behandeln. Während ich an diesem Menschen den Körperbau eines wahren Hercules bewunderte, überraschte es mich nur wenig, unter seinen Abkömmlingen vier oder fünf rhachitische Missgeburten zu erblicken, deren Gleichgültigkeit gegen den sterbenden Vater ein Beweis mehr war, wie sehr der Einfluss der Trunksucht zur Entwürdigung und zum Verfall des Menschengeschlechts mitwirkt. Ja, die berauschenden Getränke zerstören auch die Gefühle der Familien.

Auf einer meiner Wanderungen nach dem nördlichen Frankreich im Jahre 1840 erstaunte ich über die Menge Betrunkener, die ich in allen Orten eines unserer Grenzdepartements traf. Binnen wenigen Tagen hatte ich Gelegenheit genug, dergleichen Scenen in der Nähe anzusehen, darunter Sterbescenen von Trunkenbolden. Man kann sich schwer eine Vorstellung von der Gleichgültigkeit und dem Stumpfsinn der Weiber und Kinder machen, die ich ein paar Schritte von dem Todten ruhig und mit trockenem Auge ihren Cider trinken sah. „Nun, gute Leute, wo ist der Kranke?“ — Da liegt er. — „Wie befindet er sich?“ — Er ist todt. — Und das ohne Bewegung und Rührung, wie die natürlichste und längstvorhergewusste Sache, Aerzte, mit denen ich mich

darüber besprach, versicherten, dass dies unter der zahlreichen Classe der dortigen Bauern allenthalben so sei; dass diese ohne ärztliche Hülfe stürben; man lege den Kranken ins Bett, wie sonst, wenn er vom Cider voll umgefallen war, und lasse ihn friedlich liegen, bis Gott das Uebrige gethan habe. Von Thränen und Trauer sei unter diesen rohen Menschen nichts zu bemerken; fühlten sie sich angegriffen, so tranken sie Cider.

Die Trunksucht also, die den Menschen so zum Thiere herabwürdigt, ist gewiss einer der schrecklichsten Feinde der Gesellschaft. Ihren Einfluss auf das sittliche Wesen haben wir im Vorstehenden geschildert, und Niemand wird ihn bestreiten; weniger auffallend und bemerkt, aber eben so gewiss sind ihre Folgen für das Wachsthum wie für die normale Bildung der grossen Eingeweidehöhlen des Körpers. Das Recrutirungsgesetz, welches vorzüglich die jungen Leute aus armen Familien, die keinen Ersatzmann bezahlen können, betrifft, müsste eigentlich mehr und mehr alle kräftigen, von Arbeit abgehärteten und in keuscher, lebhafter, nüchterner Umarmung erzeugten Jünglinge unter die Fahnen des Vaterlandes sammeln. Aber meine Beobachtungen in den kalten und feuchten Gegenden des nördlichen Frankreichs lassen mich nicht anstehen, die dortige allgemeine Trunksucht für die nächste Ursache der Kleinwüchsigkeit zu erklären, die Kinder aus einer Ehe, wo beide Gatten dem Laster ergeben sind, gewöhnlich zeigen.

Wackere Landgeistliche aus den Dörfern jener Gegenden haben mir versichert, dass sie vergebens mit allen Geboten und Strafen der Kirche, von den Kanzeln

und im Hause gegen jene Völlerei eifern. Die Landleute, jetzt sich wohler befindend als sonst, wollen nicht glauben, dass Gott um so einer geringfügigen Sache willen eine Seele verdammen könne; und die Geistlichen schieben diese Ungläubigkeit auf die missverstandenen liberalen Lehren, welche allen guten Samen, den sie ausstreuen mögen, im Keime ersticken. Das ist wahr, der Mensch ruft den Himmel mit um so grösserer Inbrunst und Vertrauen an, je schlimmer es ihm auf der Erde geht.

Eine Regierung, die Bestand haben will, soll diesen auf die Sittlichkeit ihrer Bürger gründen; und deswegen sollte sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln Diejenigen verfolgen, die Andere zum Trunke verleiten. Wir wissen von guter Hand, dass die Bruderschaft der christlichen Lehre ihre kräftigsten Bemühungen an die Kinder der untern Volksclasse wendet, die ihre ersten Versuche auf diesem Wege des Lasters machen. Diese Bemühungen haben bereits gute Früchte getragen, und werden von der nachwachsenden Generation noch mehr erkannt und benutzt werden. Ich meinerseits bin fest überzeugt, dass die Bagnos und Strafgefängnisse ungleich weniger bevölkert sein würden, wenn nicht die Anreizer zum Trunke von dem Fiscus gewissermassen eine Aufmunterungsprämie erhielten. Als Geschichtsschreiber der Galeerensträflinge musste ich ihr Vertrauen zu gewinnen und mir zu erhalten suchen: wie oft habe ich in solchen Unterhaltungen, wo der Arzt die Beichte des Verbrechers anhörte, die Trunksucht eines armen Menschen verfluchen müssen, der heute bürgerlich todt ist, aber noch ein wackerer Arbeiter, ein rechtschaffener Fami-

lienvater sein würde, wenn ihm das Laster nicht seine Vernunft geraubt und ihn wie eine Marionette zum Diebstahl, zum Mord, zur Brandstiftung geführt hätte.

Unter den Brandstiftern waren fünf, einfältige und viehisch rohe Menschen, die den Zunder nur angeblasen hatten, weil sie von Wein und Cider berauscht waren und einem bösen Aufhetzer schafsmässig folgten.

Weder die Furcht vor den Gesetzen, noch der Unwille der Vorgesetzten, noch die öffentliche Stimme können dieses Laster im Zaum halten, wo es durch Gewohnheit sich festgenistet hat. Es bedarf eines Wunders, einer Wiedererweckung, wenn ein Säufer von seiner Raserei zurückkommen soll; und diese Heilungen sind ausserordentlich selten. Ich habe Menschen gekannt, die den höchsten Classen der Gesellschaft angehörten, junge Leute, die im Militairdienste schon höhere Grade erlangt hatten, die unwillkürlich, wie von einem bösen Dämon getrieben, alle Schranken des Anstandes und der Achtung gegen Andere übertraten: sie waren soweit heruntergekommen, dass sie das Glas für einen Sou und den Tag über in allen Branntweinschenken einer grossen Stadt reiherum tranken. Und diese Leute, vormals ächte Dandys der Hauptstadt, gewöhnt an alle Feinheiten des Geschmacks und der Sprache, hatten sich das Rothwälsch der Säufer angewöhnt oder vielmehr instinctmässig gelernt, und sprachen es mit dem empörendsten Cynismus. Einer von ihnen hatte Sinn für Poesie und machte in dem ersten Anfluge der Erregung allerliebste Verse; lange dauerte dies aber nicht; sowie die Begeisterung von dem genossenen Rebensaft zunahm, fiel er vom Gipfel des Helikon in die Schleuse, und wenn er sich am andern

Morgen aus dem Kothe herausgewälzt hatte, empfing er mit einer dämonischen Ernsthaftigkeit die neuen Aufmunterungen der guten Freunde vom Keller.

Es giebt besondere Trinkverbrüderungen, die sich den Lärm und Gesang zum Gesetz machen. Diese sind es, die die Moralität in den Provinzen verderben, wo man nicht weiss, dass die Mässigung die Schutzgöttin der klugen und geistreichen Trinker in Paris ist. Brillat-Savarin, der seinen letzten Seufzer mit einer Flasche feinen Bordeauxweins hinunterspülte, ist oft von den Trinkern von gutem Ton als Muster angeführt worden, und sie glauben den grossen Heiligen ihrer Legende nachzuahmen, wobei sie sich ein gleiches Ende versprechen.

Es ist ferner merkwürdig, dass die Leidenschaft für den Wein, wo sie sich einmal des Menschen ganz bemächtigt hat, durch keine andre beschränkt und besiegt werden kann. Glaubt man vielleicht durch die Liebe? — Ein junger Mann von guter Geburt, der aber keinen rothen Rand im Weinglase sehen kann, will unsern Rath befolgen und sich verlieben. Er glaubt verliebt zu sein, und bestimmt den Tag seiner Verheirathung. Um seiner gewisser zu sein, verurtheilt er sich zu schmaler Kost und Wassertrinken, und um auch im Voraus seine künftige Treue zu beweisen, verschliesst er seine Thür einer Phryne, die ihn nur zu gut kannte. Alles geht vortrefflich bis zur Trauung, die gegen Abend geschieht. Er geht nach Hause, um noch den Heirathscontract aufzusetzen, und findet auf seinem Schreibtische ein Dutzend Flaschen Wein; es lässt sich leicht errathen, wer sie dort im verführerischsten Lichte aufgestellt hat. Unser

Held widersteht und will sich schlafen legen. Unmöglich, Satan ist da, er giebt nach, er trinkt, und fällt vollgetrunken auf sein Bett; die Lampe zündet die Vorhänge an. . . . Am andern Morgen suchte man den Bräutigam und fand eine Leiche.

Die Leidenschaft des Spiels verträgt sich kaum mit der für starke Getränke. Dies begreift sich leicht: jene erfordert eine bedeutende und lange fortgesetzte Anstrengung des Gehirns; diese dagegen wirft den, der dabei seit langer Zeit sehr empfindlich und nervenschwach geworden ist, nach ein paar Gläsern augenblicklich zur Erde.

Bei dem Spieler kann manchmal die Gewinnsucht zur Alles beherrschenden Leidenschaft werden; um aber diese zu befriedigen, muss er alle verwandten Thätigkeiten der Seele in Bewegung setzen, die List, die Vorsicht, das Rechnen, das Gedächtniss; mit Bewusstsein muss er die guten und schlimmen Wendungen des Zufalls durchlaufen, und wird sich vor Allem hüten, was die erstern verderben könnte; die Trunkenheit, welche die Divinationsgabe des Spielers verdunkelt, ist unstreitig der Feind, vor dem er sich am meisten scheut.

Uebrigens werden wir später sehen, dass der Spieler nur zum Trunkenbold wird, um seine Missgriffe zu vergessen und sich gegen die nagenden Gewissensbisse zu wehren; ist er erst zu Grunde gerichtet und ohne Credit, dann wird die Abstumpfung durch den Wein sein letzter Trost, und dann verkauft er seine letzten Habseligkeiten, um sich das Selbstvergessen zu verschaffen.

Ich kannte bis in seine letzte Stunde einen unglücklichen Trinker, vormals der Erbe eines reichen

Besitzthums, der an einer chronischen Unterleibsentzündung, die ihm der Alkohol zugezogen, starb. Er lag in den letzten Zügen, als er Nachricht erhielt, dass eine alte Tante ihm durch Testament noch ein hübsches Vermögen hinterlassen habe. Ohne sich weiter zu besinnen, verlangt er von dem Geschäftsführer, der ihm die Botschaft überbracht hatte, zehn Franken, um eine Medicin zu bezahlen, die ihn herstellen soll, empfängt sie und unterschreibt einen Schein. Am andern Morgen wurde unser Mann vom Schlage getroffen todt gefunden, in der einen Hand eine Flasche Brantwein, in der andern eine Caraffine mit Genièvre, beide umgekehrt und fast leer.

Der Tod durch Schlagfluss ist noch der beste, der den Säufer treffen kann, und er ist auch der gewöhnlichste. Er ereilt ihn öfter in der Einsamkeit als in der Gesellschaft; nichtsdestoweniger ist es nicht selten, dass mehrere Zechbrüder mit einander zusammenkommen, um zu sehen, wer den andern zuerst unter den Tisch trinkt, und auf diese Art am ersten sein eignes Leben verkürzt. Dergleichen beobachtet man bei den ausgepichten Säufern, die sich auf ihre Kräfte verlassen und sie oft in solchen Wettkämpfen, aus denen sie unbesiegt hervorgingen, erprobt haben.

Jedes Gewerbe, besonders solche, die eine übermässige Kraftanstrengung erfordern, hat seine besondern technischen Ausdrücke für den Grad, bis zu welchem der Magen den Wein verträgt. Der Matrose zum Beispiel nennt eine anerkannte Fähigkeit in dieser Hinsicht „im Stande sein die Segel noch zu halten“; und man muss diesen Ausdruck bezeichnend finden, wenn man sich an das zerbrechliche Fahrzeug erinnert, das sich dem Sturme beugt. Im Jahr 1833

tranken in einem unserer Seehäfen fünf Matrosen dermassen, dass sie endlich alle fünf sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten und für todt unter den Tisch fielen. Einer verfiel alsbald in Convulsionen; man brachte ihn ins Hospital und er starb. Die vier andern wurden nach und nach alle von den nämlichen Zufällen betroffen, überlebten sie aber damals, um ihren Kameraden später einzuholen.

Ich sagte, der Tod durch Schlagfluss sei noch der beste, der den Säufer treffen könne; oft genug findet er einen viel tragischern und schrecklichern, er stürzt von einer Höhe herab, oder fällt ins Wasser. Das Meer und die Flüsse verführen den Betrunknen; trifft er sie auf seinem Wege, so geht er darauf los, wie auf sein Bett, und ertrinkt; das ist etwas ganz Gewöhnliches.

Unter den greulichsten Todesarten aber, zu denen die Betrunkenheit führen kann, verdient folgende besonders angeführt zu werden. Ein Tagelöhner aus der Niedernormandie kommt eines Tages nach Paris und holt sich, wie es nach dem Kunstaussdrucke heisst, einen Hieb. Weil er sich nicht sicher auf den Beinen fühlt, will er der Schwäche beikommen, geht in eine Kneipe, trinkt noch einmal tüchtig, und geht dann seines Wegs, noch viel wankender auf den Beinen und noch viel drehender im Kopfe. Er streckt sich auf ein Stück Rasen vor der Mauer der Morgue, und das Unglück will, dass er dort zwölf bis funfzehn Stunden in einem Todtenschlafe liegen bleibt. Was ihm während dessen widerfuhr, giebt den Schrecken des Grabes nichts nach. Maden, die von dem faulenden Fleisch in der Morgue sich nährten, krochen ihn an,

und frassen sich in die Haut des Schädels, der Augen, der Ohren, der Nase, des Mundes, kurz des ganzen Körpers des lebendigen Todten ein und legten ihre Eier in das warme, von Wein dunstende und in jeder Hinsicht ihrer Vermehrung günstige Fleisch. Wenn der Tod, wie die Alten sagten, stets Leben erzeugt, so bewies hier das Leben noch besser als der Tod, was es unter der Haut unseres Niedernormannen vermochte. Kaum hatte er ausgeschlafen, als die abscheuliche Brut an das Tageslicht wollte. Myriaden schmutziger, kleiner, ekelhafter grauer Würmer bohrten sich langsam aus den Augen, den Nasenlöchern, den Ohren, der Stirn und Kopfhaut hervor; mit dem Husten wurden sie massenweise aus dem Munde ausgeworfen; so ging es am ganzen Körper; überall Würmer und ein entsetzlicher Zustand. Der Mann starb nach einiger Zeit, langsam zerfressen von den Maden und Insecten, nachdem er Gesicht, Gehör und Geruch eingebüsst hatte. Als die Mittel, welche solche Parasiten tödten, ihre Wirkung gethan hatten, blieben in der Haut lange schmale Furchen zurück, die sich mit Eiter und Jauche erfüllten, diese mussten aufgeschnitten und gereinigt werden, so dass die Oberfläche des Körpers wie ein gepflühtes Feld aussah. Man musste bei dem elenden Anblick des Unglücklichen an Hiob's Worte denken: „Warum bescheint ihn die Sonne?“ So erzählte mir Dr. Jules Cloquet bei einer Unterhaltung über die verschiedenen Todesarten des Menschen.

Es giebt Beschäftigungen und zugleich Seelenzustände bei manchen Classen der untern Stände, wo die Trunkenheit als der einzige Balsam erscheint, der Trost und Schlaf bringt. Wer aber darin seine ein-

zige Zuflucht erblickt, dem fehlt gewiss der Sinn für Sittlichkeit und die Erziehung, welche die Hoffnung auf Glück in den Verheissungen eines seligen Sterbens findet. Heutzutage nun, wo der Glaube wankt, wo man nur äusserlich der Religion huldigt und sie nur am Ende des Lebens hervorsucht, sind Selbstmord und Trunksucht etwas viel Alltäglicheres als in frühern Zeiten. Es ist aber eine noch dümmere Feigheit in dem, der bei wahrhaftem Unglück lieber seine Vernunft aufgeben und sich zum Vieh herabwürdigen, als in dem, der auf eine zu entschuldigende Weise aus dem Leben gehen will.

Leichenträger, Anatomieaufwärter, Gefangene, die sich selbst überlassen sind, Aufseher über Sträflinge, wie auf den Galeeren, Matrosen, besonders aus dem nördlichen Frankreich, wenn sie von einer langen Seefahrt ans Land steigen, unter dem Militair die Ersatzmänner ohne Ehrgefühl und Selbstachtung, die niedere Dienerschaft, die Bedienten der Bedienten, alle endlich, die weder Zucht noch Religion kennen, alle diese scheinen dem Trunke sich nur zu ergeben, weil es ihnen an einem bequemern Zeitvertreib fehlt, und weil sie keine strenge und wachsame Aufsicht haben.

Der Bewohner des Nordens trinkt mehr als der des Südens, bei dem die Sonne sticht und der Wein in den Kellern liegt. Man hat den erstern mit dem kalten und feuchten Klima entschuldigt; das mag sein. Wir lassen diese Entschuldigung dennoch nicht gelten, insofern sich aus Liebhaberei betrinken etwas ganz Anderes ist, als sich bei harter Arbeit stärken, um dann das rauhe Klima besser vertragen zu können. Uebrigens wird der beabsichtigte Erfolg nicht einmal er-

reicht; die Trunkenheit ist nichts weniger als stärkend; vielmehr untergräbt sie auf die Länge die festeste Gesundheit. Im Norden trinkt man wie allenthalben so viel, als es Erziehung und Sittlichkeit unter den Leuten niedern Standes gerade zulassen wollen. Der Matrose aus der Bretagne oder der untern Normandie und der aus der Provence geben in dieser Hinsicht seit undenklicher Zeit die sichersten Belege. Letztere sind bewundernswürdig nüchtern, während ihre Kameraden aus dem Norden sich in den Strassenrinnen der Seestädte herumwälzen. Man befrage die Officiere um den Grund; sie werden einstimmig aussagen, dass der Matrose aus der Provence durchgängig mehr Verstand und mehr Geistesbildung hat, als der Bretagner; dieser gehorcht an Bord eines Schiffes blind den Befehlen; jener dagegen urtheilt über die Manoeuvres und ist vielleicht sogar zu stolz auf sich selbst.

Dass die Trunkenheit den Menschen zur Knechtschaft zustützt, ist erwiesen; denn er verliert seine Willensfreiheit und eine Frau wird seiner Herr. An den Küsten des Canals giebt es einen Hafen, wo die Weiber der Fischer das Regiment im Hause führen, und was noch schlimmer ist, die Männer, dem Trunk ergeben, erkennen diese Oberherrschaft an, und lassen sich von ihren Ehehälften wie eine Sache, wie ein Capital, das Zinsen trägt, behandeln. Sobald das Fahrzeug, auf welchem der Mann auf den Stockfischfang ausgelaufen ist, im Hafen anlegt, ist die Frau sogleich bei der Hand, nimmt ihm seinen Gewinn ab und bringt ihn nach Hause. Dort wartet und pflegt sie ihn acht Tage lang, macht ihn jeden Abend betrunken, und sonst ihm Alles maulrecht; sowie der achte

Tag vorüber ist, geht der Mann wieder auf das Schiff, das ihm die Frau schon ausbedungen hat, und ohne sich um den Lohn und den Zweck der Reise zu bekümmern, segelt er sorglos und gleichgültig ab. Ich habe solche Weiber aus jener Seestadt gesehen; es sind braune stark markirte Gesichter, mit kühnem Schritt, entschlossenem und gebieterischem Wesen; die wahren Hausväter.

Diese tugendhaften Amazonen, denn für treue Gattinnen gelten sie, sind wenigstens mehr werth als gewisse ebenfalls braune Damen, die die Liebe nicht aufsucht, und die sich für diese ewige Wittwenschaft mit der Flasche trösten. Das böse Beispiel der vornehmen Frauen, die sich einschliessen um zu trinken, dringt bis in die untern Stände und legt den Keim zum Verderben unter dem weiblichen Geschlecht. Immer ist die Nachahmung des Schlechten die grösste Verführerin der beobachtenden Menge.

Die letzten Stunden der Säufer, die in ihrem Bett eines langsamen und natürlichen Todes sterben, bieten selten auch nur im Geringsten etwas Rührendes und Erhebendes dar. Der Grund davon ist ganz einfach in ihrer verringerten und erloschenen Geisteskraft zu suchen. Das Gehirn, den edelsten Erregungen bestimmt, verfällt von dem Tage an dem selbstbereiteten Untergange, wo es durch Wein und andere starke Getränke in erschöpfende Reizungen versetzt wird. Beharrt es auf seiner Manie, so verfällt es früher oder später in eine Verwirrung, die sich durch Mangel an Willenskraft, Vergessen aller durch Erziehung eingepflanzten Grundsätze und Schwäche des Erkenntnissvermögens charakterisirt.

Bei solcher moralischen und physischen Zerstörung überlässt sich der Geist, unfähig über die eigentlichen Verhältnisse des Todes nachzudenken, den düstersten Einbildungen über das Grab; er sieht den letzten Tag als den bodenlosen Abgrund an, aus dem er weder entkommt noch erwacht. Das Leben und die Mittel es zu geniessen sind dahin; er schaut auf das Verlorene zurück, und im Weine findet er die einzige Philosophie, die ihm den gewohnten Trost zuspricht. Kann er die Verwandten und Wächter noch hintergehen, so sucht er zu einer Flasche zu gelangen, die ihm Kräfte und Farbe wiedergiebt, und er glaubt, ihm sei wohler, weil sein Gesicht glüht und das Fieber durch seine Adern braust. Wie oft habe ich so den Trunkenbold am Rande des Grabes gesehen, wankenden Schritts sich der alten Leidenschaft in die Arme werfend! Ich weiss einen Mann, dem der Tod schon in den Eingeweiden wühlte, dem der Priester schon zugesprochen hatte. Er verlangte allein zu sein um zu schlafen; kaum war er allein, so öffnet er so gut er kann einen Wandschrank in seinem Alkoven, und trinkt mit einem Zug eine Viertelflasche alten Rum. Er starb auf der Stelle am Schlagflusse. Beispiele von Selbstverbrennung der Säufer habe ich nicht selbst beobachtet.

Will man nun aber Charakter und Gewissen eines Menschen auf einmal kennen lernen, so beobachte man seine Haltung, seine Mienen und seine Worte in dem Augenblicke, wo man ihm sein Ende ankündigt und ihm räth seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Jetzt ist der entscheidende und der einzige Augenblick, wo die Seele verräth, was sie in der Welt war. Unter

allen Sterblichen ist dann der Säufer derjenige, der die böse Nachricht am wenigsten mit Ruhe und Fassung vernimmt. Was thut er, was sagt er? Er weint heisse Thränen; keinen Trost findet er, weder in den Verheissungen der Religion, noch selbst in der Hoffnung auf Genesung, womit man seinen erbärmlichen Todeskampf vergeblich zu erleichtern sucht. Ja, er weint bei jeder neuen Aufregung, beim Anblick seiner Familie, seiner Freunde, seines Beichtvaters. Er horcht auf die Worte des Letztern mit der Folgsamkeit eines schwachen Wesens, das handelt, ohne zu wissen warum. Er beichtet, weil er die Hölle fürchtet, er betet und verrichtet alle heiligen Handlungen aus Furcht, und immer mit nassen Augen und stammelnder Zunge; mit einem Worte, er kann nicht sterben. Die Einen nennen ihn ein Lamm, die Andern ein rohes und dummes Vieh.

Viertes Capitel.

Die Verirrungen des Geschlechtstriebes.

Functionen des kleinen Gehirns. — Ueber die Ehe und ihren Einfluss auf Familie und Staat. — Die hoch gesteigerte Civilisation hat den Sinn für diese Einrichtung ausarten lassen. — Der alte Bräutigam. — Der siebenzigjährige Ehegatte. — Ueber die Eifersucht und das Ende, wozu sie führt. — Merkwürdiges Beispiel eines Todes aus Eifersucht. — Hysterie von Erlöschen und Verirrung des Geschlechtstriebes. — Widersprüche in der Erziehung der jungen Mädchen. — Eine Sappho. — Der hysterische Scorbut. — Die Polygamie. — Die Männer von wüster Lebensart. — Ihr Sterben und Tod. — Bemerkungen über die Möglichkeit, den Einfluss des kleinen Gehirns durch Erziehung zu regeln. — Schluss.

Jede bis zur Ausschweifung getriebene Leidenschaft kann das Werk einer Verdunkelung des Geistes ohne Mitwirkung der Natur sein; oder vielmehr diese thut anfangs allein Alles, bis die Gewohnheit zum Bedürfniss wird. Unter dieser Art von Leidenschaften stehen die Verirrungen des Geschlechtstriebes oben an. Im Allgemeinen geht die regellose Liebe zum andern Geschlecht von einem angeborenen, starken oder schwachen Triebe aus, welchen Erziehung, Sittenlehre und Religion mässigen und in den Schranken des Schönen und Erlaubten halten sollten. Wir halten das kleine Gehirn für das Organ, dessen vorwaltende Thätigkeit

den Hang zur physischen Liebe zu bestimmen und anzufachen scheint. Hundertfache Belege, die uns die Annalen der Bagnos liefern, zeigen, dass die gewaltthätige Unzucht bei den niedern Classen von einem innern übermächtigen Antriebe ausgeht, den die wenig über dem Thierischen stehende Vernunft eines armen Teufels nie zu beherrschen im Stande ist. Der Hang zur Geschlechtslust wird erst unsittlich oder zum Verbrechen, wenn er sich als Laster nach aussen wendet; die Krankheiten, das Elend, die Gewissensbisse und der traurige Tod, welche er herbeiführt, sind die Folgen des unersättlichen Begehrens eines Genusses, der die Quellen des Lebens um so schneller erschöpft, je leichter es ist ihn zu erneuern.

Der Mensch, dem eine ausschweifende Thätigkeit jenes Organs angeboren ist, der sich aber bei Zeiten nach der Wahl seines Herzens verheirathet, bemerkt, dass, wie sich die Zahl seiner Kinder vermehrt, die Herrschaft seines Tyrannen abnimmt. Die Zärtlichkeit für die Kinder und die Sorge für ihre Zukunft halten jenem Triebe das Gleichgewicht. Die vervielfachte unter mehrere geliebte Gegenstände vertheilte Liebe des eignen Selbst heilt das schamlose Begehren der Sinne, und richtet alle Thätigkeit auf den erweiterten Familienkreis. Das Streben eines guten Vaters ist ein ganz anderes als dessen, der sich allenthalben in seinen thörichten und unersättlichen Lüsten herumwälzt. Diesem letztern geht der sittliche Sinn der Liebe ganz ab; er hat ein kleines Gehirn wie er einen Magen hat, der gewöhnt ist, des Tages mehrmals zu verdauen; der thierische Act beginnt und endigt mit der Befriedigung des materiellen Instincts. Ein solcher

Mensch verheirathet sich nicht, denn diese Vermenschlichung eines rohen Triebes wäre ganz gegen seine Natur. Was die Vernunft ihm vorstellt, verweigert er, weil ihm wichtige Verpflichtungen dabei auferlegt werden, denen er sich gewachsen zu glauben nicht den Muth hat. Weder eines religiösen Gefühls noch der reinern Liebe fähig macht er sich seine Moral wie er sie braucht, oder er findet sie schon ganz fertig in den Lehren der glücklichen Egoisten, welche die hochgesteigerte Civilisation längst ausgebildet hat.

In dem verdorbenen Zustande der Gesellschaft, wo man sich der Ehe schämt, erschaffen die moralischen Bande schon durch den einzigen Umstand, dass der Mann, der ehelos bleibt, allemal auch ein Mädchen dazu verurtheilt, sie aber oft noch obendrein nach seiner Laune entehrt. Der mit Geld zu leicht erkaufte Sinnengenuss oder die Verführung werden bald und für das ganze Leben die herrschende Leidenschaft desjenigen, der mit unersättlichen Lüsten geboren ist, und dem Gott oder die Natur den sittlichen Sinn für reine Liebe versagt hat. Dieser letztere Mangel ist bei wilden Völkern, die in Weibergemeinschaft leben, das Gewöhnliche; als Ausnahme dagegen muss er gelten in den civilisirten Ländern der Erde, wo Einrichtungen und Erziehung ihm das Gegengewicht halten. Nur in den Wäldern und bei den von der Civilisation aufgegebenen Racen findet man solche entartete Naturen, die sich der thierischen Sinnengeilheit ergeben und ihr zeitig genug zum Opfer werden.

Ich habe eine Reihe auffallender Selbstmorde vor mir, die es beweisen, dass die angeborenen Anlagen des sogenannten Naturmenschen viel öfter zur Entartung

als zur Vervollkommnung und Fortdauer seiner Gattung führen. Die meisten der wegen Nothzucht und Verführung zu den Galeeren verurtheilten Sträflinge kommen aus einsamen öden, in Gebirgen oder Waldungen gelegenen Gegenden, und sind fast alle von einer empörenden Rohheit¹⁾. Und in dieser Hinsicht sind wir weit entfernt, die herkömmliche Ansicht von grösserer Sittlichkeit des Landbewohners zu theilen; wohl verstanden, dass wir hier von ganz uncultivirten und schon von der Natur übel ausgestatteten Menschen sprechen, und gar nicht ableugnen, sondern vielmehr behaupten, dass derjenige Mensch, welcher fern von den grossen Herden der Civilisation auf dem Lande eine gute sittliche Erziehung und hinlänglichen Unterricht erhält, gerade das empfänglichste Wesen für die Fortschritte der Humanität ist.

Das Uebermass der Civilisation ist ein Uebel, dessen Geschichte wir an der Geschichte untergegangener oder nur noch in der Erinnerung an die Vergangenheit lebender Völker hinlänglich kennen lernen. Das erste Symptom dieses Uebels aber ist die unbeschränkte vollkommene Freiheit, die einem Menschen in seinem Thun, ohne Rücksicht auf die Interessen der übrigen, gestattet wird. Man gebe jedem einzelnen Soldaten die Erlaubniss in der Schlacht marschiren zu dürfen wie er es für gut hält, so wird binnen etlichen Stunden die ganze Masse, die als eine verständige Einheit vorrückte, sich in Verwirrung auflösen.

In seinem ungeheuren Stolze überedet sich der Mensch nur zu leicht, dass das Vermögen seiner Ein-

1) Les Forçats, p. 369.

sichten unendlich sei; und wo Gesetze und Einrichtungen zu schwach sind, um diese stets über die Gegenwart hinaustreibende Richtung zu beschränken, geht er gewiss dem früher oder später eintretenden Untergange entgegen. Aegypten, Griechenland, Rom waren die Mittelpunkte und der Grund und Boden des glanzvollsten Lebens; und dieser Glanz ist erloschen, weil die, welche ihn erhalten sollten, die einförmigen, aber durch Erfahrung bewährten Mittel hierzu, mit Einfällen vertauschten, die ihnen eine bis zum Schwindelnden gesteigerte, ihres Mutterbodens vergessende und sich nach Aussen ergiessende Civilisation eingab. Ein Volk, das sich von der absoluten Freiheit bethören lässt, gleicht ganz jenem Wahnsinnigen, der alle Nägel aus seinem Gefängnisse ausriss, und seine Schuhe damit besohlte, alle Arten von Stoffen, deren er habhaft werden konnte, zusammenflickte und seine verschiedenen Kleidungsstücke ausbesserte, weil er, wie er sagte, einmal frei geworden, weit laufen müsse, um seinen Aufsehern zu entfliehen. Eines Tages gelang es ihm denn auch zu entkommen, und er rannte bald rechts und bald links. wusste aber doch nicht, was er mit seiner Freiheit machen sollte, bis ihm endlich, an einem Abgrunde angelangt, der Tod immer noch annehmlicher erschien als jene Freiheit, von der er so lange geträumt hatte, und deren Gebrauch ihm nun sein schwacher Verstand versagte. Diese Bemerkungen sollen weiter nichts sagen, als dass Gott dem Fortschreiten des Menschengeschlechts eine Grenze gesteckt hat, diesseits welcher als das eine Extrem der rohe Naturzustand des Wilden, jenseits als das andere Extrem aber die Geistesverwirrung liegt.

In unsern Tagen, auf der Stufe, zu welcher die Civilisation sich hinaufgeschraubt hat, sehen wir den Sinn für geschlechtliche Liebe, den wir als die Grundlage der Familie und als die Pflanzstätte eines kräftigen und ausdauernden Volks betrachten, ebenso wie alle edlen Anlagen des Menschen einer Ausartung unterliegen, die ihn immer mehr seiner eigentlichen Bestimmung entfremdet. Von den grossen Mittelpunkten der Aufklärung ist das Uebel ausgegangen und es ergreift mehr und mehr die, die der Natur und der Wahrheit am nächsten stehen. Die Fähigkeiten des Geistes und die Mittel zur Förderung der Humanität werden nun zur Befriedigung der Selbstsucht und zum Genuss der Freuden dieser Welt angewendet. Wer glaubt heute noch, dass die Ehe den grossen Unterschied des Menschen vom Thiere begründet, dass sie, mit Beten und Arbeiten begonnen und fortgeführt, keinen andern Zweck habe, als die Fortpflanzung eines kräftigen Geschlechts? Mag Einer nun mit dem vorherrschenden Sinn für physische oder für moralische Liebe ausgestattet sein, kann er taub bleiben gegen den Ruf der neuen Civilisation, der ihm den Weg zum Glück in der Ungebundenheit und in der Befriedigung aller Gelüste zeigt? Und wo giebt es statt einer einstimmigen Ueberzeugung eine grössere Mannichfaltigkeit der Ansichten, als die, welche von dem individuellen Belieben ausgeht? Zügellos sich in alle Bahnen werfend, welche die Civilisation ihm aufgeschlossen, folgt jeder den Eingebungen seiner Laune, und findet seine Rechtfertigung in den schmiegsamen Formeln der empfangenen Lehren.

Der Anstand oder ein auf behagliches Leben abzielendes Uebereinkommen binden nach den jetzt gang-

baren Ideen das sogenannte Eheband zusammen; und während man sich mehr und mehr von der wahren Veranlassung und dem wahren Zwecke desselben entfernt, erzeugt die Verfälschung seiner Elemente alle die schlimmen Richtungen zur Unsittlichkeit und Zuchtlosigkeit. Wo eine Heirath aus Berechnung oder des Anstandes halber oder aus Ehrgeiz geschlossen wird, da ist es selten, wenn nicht unmöglich, dass das Gesetz der Natur erfüllt wird und dass die zauberische Anziehung, welche die künftigen Gatten gegen einander üben, die offenkundige und wahre Ursache ihrer Vereinigung abgiebt. Dazu kommt, dass, wenn gewisse angeborene unsittliche, und mehr oder weniger unbändige Triebe durch Erziehung wohl gemässigt werden können, diese doch gegen manche andere kaum etwas vermag, und zu diesen letztern gehört der übermässige Geschlechtstrieb.

Nur die Liebe, wie sie rechtschaffene Menschen im Herzen tragen, kann ein dauerhaftes Band zwischen zwei Vereinigten, wovon der Eine der physisch Stärkere ist, schliessen. Wo sie nicht der beste Artikel des Ehevertrags ist, stehen alle die Verirrungen zu erwarten, die der falsche Ausgangspunkt bedingt; die geringste dieser Verirrungen von Seiten des Mannes wird es noch sein, wenn er ausser dem Hause verschwenderisch ist und Abwechslung sucht; und hat die Natur für die Frau mehr gethan, so wird man sie auf dem Wege des Lasters finden, sie wird eine heuchlerische oder eine unverschämte Buhlerin, die aus einer Hand in die andere geht, ohne je das Herz zu finden, das sie befriedigen könnte. Kinder aus solchen Ehen werden manchmal von ihren Eltern geliebt, noch öfter nicht; ganz gewiss aber entbehren sie jedesmal die

gute häusliche Erziehung, welche das Kind nur von zärtlichen Eltern, die zugleich zärtliche Gatten sind, und von dem religiösen Sinne, der der Segen der Ehe ist, erhalten kann. Ist es vollends die Mutter, welche die Ehe verletzt, so ist das Unglück noch hundertmal grösser, als wenn es von dem Haupte der Familie ausgeht. Die Erfahrung beweist das immer mehr. Schlechte Mütter sind die Giftpflanzen für das menschliche Geschlecht, sie erzeugen und erziehen die Ruchlosen, welche auf so mannichfaltige Weise die Plagen der Gesellschaft werden.

Ihren Triumph aber feiert die mit unsern gefälligen und überfirnissten Sitten verschwisterte Philosophie der heutigen Gesellschaft in der Verkündung der Emancipation der Frauen. Dieses Dogma hat schon Früchte getragen; und wo man nur einen tiefern Einblick in die Verhältnisse thun kann, darf man darauf rechnen, zwanzig Mal gegen eins ein Hauswesen zu treffen, das der Natur und den wahren Zwecken der Gesellschaft Hohn spricht. Nenne man eine Frau mit allen Namen des Himmels, nur mache man keinen Mann aus ihr, denn das ist nicht ihr Beruf auf Erden. Ihre Bestimmung ist der Schmuck des häuslichen Herdes zu sein, ihrem Beschützer und Freunde zu gefallen, alle die unaussprechlichen und geheimnissvoll verschleierte Freuden der Mutter zu geniessen, ohne sie jemals zu erschöpfen, alle Pflichten der Mutter zu erfüllen; sowie sie sich zur grossen Dame von Welt macht, verliert sie ihren göttergleichen Reiz wie ihre Würde. Seht der grossen Dame ins innerste Herz und sagt, wenn ihr eure Mutter und eure Schwestern wahrhaft liebt, ob ihr, ohne

vor Scham zu erröthen, sie eine solche nennen möchte!

Die Ehe ist also keineswegs immer das Band der Familie und die Pflanzstätte der Staaten, denn jene wie diese fordern unnachlasslich zwei Wesen, die durchaus für einander geboren sind. Wo aber solche finden, woran sie erkennen? wird man fragen. Nun, leben denn Mädchen und Jünglinge nicht, wie alles was Dasein hat, in einem Kreise gemeinschaftlicher und wechselseitiger Anziehung? Ist es die Schuld der Natur, dass Einrichtungen, die aus unsern Sitten hervorgegangen sind, das Walten sympathetischer Verwandtschaft in der Liebe gestört haben? Und wenn religiöser Sinn nichts anderes ist, als die Stimme der Natur, die die Sprache der Menschen redet, werden denn die heutigen Verbindungen, die heutigen Ehen vom religiösen Sinn geschlossen?

Aber man verheirathet sich nicht mehr, man verbindet sich blos, und wo eine Hochzeit nach altem Herkommen und Sitte gefeiert wird, sucht man auf jede Weise dem auszuweichen, was sonst der Ehe die heilige Weihe, die Einsegnung wie zu einem Priestertum gab. Möglichst abgekürzt wird die herkömmliche Trauungsformel, die nun einmal das Gesetz verlangt, ausgehalten. Wenn der weltliche Beamte mit der Schärpe den Civilact in Ordnung gebracht hat, kommt endlich Gott an die Reihe, und eigentlich könnte Alles auch ohne ihn abgemacht werden. Die Verheirathung ist das Hauptereigniss im Leben eines Mädchens. Warum? Weil sie, indem sie mit einem Manne aus Zufall, Berechnung oder Sinnenbethörung eine Ehe eingeht, zugleich ihre volle und ganze Freiheit erobert.

Alte Junggesellen, die ein halbes Jahrhundert voller Unbeständigkeit ihr Herz herumflattern und ihre Sinne sich ableben liessen, denken sich Ruhe und Glück nur in dem Frieden des häuslichen Lebens, und erinnern sich seufzend an die stille Zurückgezogenheit ihres Vaters und an die süssen Abendstunden. Ihnen öffnet sich die Ehe wie ein Hafen im Unglück, und wenn sie, ihres Alters vergessend, eine solche eingehen, wenn sie sich einbilden, unter Blumen und honigsüssen Versprechungen den Schnee ihres Hauptes und das Eis ihres Herzens lange genug verbergen zu können, so fahren sie dahin, mit gekrönter Stirn, alle Tage den Tod, den langsamen Selbstmord von Leib und Seele zu sterben. Was man am wenigsten einsehen will, das sind die einfachsten und natürlichsten Wahrheiten. Ein alter Hagestolz, der sich in ein junges, sich selbst noch nicht kennendes Herz leidenschaftlich verliebt, der es in die Liebe einweihen will, der hat den Verstand verloren und ist noch schlimmer daran, als der, den die Liebe nach Charenton bringt, weil seine Thorheit früher oder später das Unglück hat auf eine sehr unsanfte Weise zur Besinnung gebracht zu werden.

Vorgerücktes Alter und Jugend können keine Heirath mit einander eingehen, aus dem einfachen Grunde, weil der Tod mit dem Leben unverträglich ist, weil jedes zurückgelegte Lebensalter seine physischen und moralischen Umwandlungen, man möchte sagen sein Absterben mit sich bringt, und weil es eine ungeheure Albernheit vor der Gesellschaft ist zu verlangen, dass eine junge in den neuen Sitten aufgezogene, das heisst frivole und eitle Frau entweder der

Leib des Leibes oder die Seele der Seele eines abgelebten und schon in der Umkehr begriffenen Mannes sein solle.

Gegen solche monströse Verbindungen, wo ein unglücklicher Ehemann von den Dolchen der Eifersucht, der Gewissensbisse und der lächerlichen Rücksichten zerfleischt nur Wesen in die Welt setzt, die in der Geburt sterben, oder als rhachitische Krüpel dahinsiechen, gegen solche ist das Leben eines alten Junggesellen unter der Zuchtruthe einer Maitresse noch ein Paradies. Und sind die Kinder jenes Ehemanns bessere Gewächse, so nagt ihm trotz alles Niederkämpfens doch fortwährend etwas im Stillen am Herzen, und verdirbt ihm das einzige Gefühl, das er noch in seiner vollen Reinheit genießen könnte, das Gefühl Vater zu sein.

Und die junge Frau! Hat sie einen heftigen und befehlshaberischen Sinn, fehlen ihr, wie gewöhnlich in solchen abnormen Fällen, die sittlichen Eigenschaften der Umsicht, des Wohlwollens, der Selbstachtung, was wird aus allen den schlechten Keimen in einer Seele, die ohne Unterlass von dem Feuer, das in ihren Eingeweiden wüthet, in Wallung erhalten wird? Ich habe genug solcher unförmlichen Verbindungen gekannt, die mit dem Tode des armen Tropfes endeten, welcher in seinen alten Tagen sein Glück zu machen geglaubt hatte, weil ein junges Mädchen, schon recht gut die Frau spielend, ihn mit dem Sirenengesange, der die Vernunft einschläfert und die Sinne gefangen nimmt, bethört hatte.

Ich will ein Musterstück einer solchen Ehe erzählen. Hr. *** war fünf und siebenzig Jahre alt, und lebte

in den angenehmsten Verhältnissen, als er an den unglücklichen Köder zweier schwarzen Augen und eines flammenden Herzens anbiss. Das Kind verstrickte den Greis so fest, dass die Heirath der Preis der Ergebung wurde. Ein Jahr verging, die Flitterwochen waren vorüber, der Ehehimmel wurde schon wolkig und dunkel, wie es das unruhige Verlangen oder der Ueberdruss der jungen Frau mit sich brachte. Ein Erbe wird geboren, der Ehemann ist aber nur halb froh, denn die Abwartung und die Liebkosungen haben für ihn ein Ende; er wird Monsieur angeredet und bekommt ein Bett allein. Mittlerweile stellen sich bei Madame, einer belesenen Grisette aus dem Modeladen, Vapeurs ein; sie wird launisch und klagt über dies und das; sucht die Einsamkeit und trägt ihren Kummer in entlegenen Fluren spazieren. Der gute Mann bedauert sie, vielleicht aus allzuviel Zärtlichkeit, und bekommt dafür schnöde Antworten; er seufzt im Stillen und glaubt geradezu, dass seine Hälfte närrisch werden wolle. Allerdings, vor Liebe; man sehe sie nur unbefangen an, wie sie auf einmal ohne allen Grund wieder sich anstellt, als wolle sie vor Liebe für den Mann vergehen, und wie sie als vollendete Komödiantin Eifersucht und Verzweiflung über ihre Verlassenheit spielt. Der sehr beklagenswerthe Gatte wagt weder seinen Augen noch seinem Herzen zu trauen. Vor den Leuten ist die liebe Freundin so munter, namentlich mit einem jungen Laffen; und wenn sie mit einander allein sind, ist sie so verdriesslich und es ist ihr nichts recht, dass er sich am Ende aufs Gewissen fragt, wie es mit einer zweiten Schwangerschaft stehe, die, weit entfernt das Band des ehelichen

Verhältnisses nger zu schlingen, es im Gegentheil bis zur Verachtung und Gleichgültigkeit erschlaft. Eines Abends fahren ihm unwillkürlich einige halb und halb andeutende Bemerkungen darüber heraus; Madame versteht ihn ohne Mühe, und in derselben Nacht flüstert ihr der Böse, von dem sie besessen ist, die schlimmsten Gedanken zu. Ja, wenn Wünsche Einen umbringen könnten, so wäre es sicher auf der Stelle um den Gemahl geschehen. Aber was schadet's? Stirbt er denn nicht jede Stunde einen langsamen Tod an dem Aerger, den man ihm ins Herz jagt, ihm, der ohnehin seine öffentliche Stellung, sein Vermögen, seine Freunde, sich selbst aufgab, um sich die Dolche zu schmieden, die seine Seele ohne Unterlass zerfleischen? Zwischendurch wird Madame einmal mitleidig; sie rafft sich zusammen zu erheuchelten Liebkosungen und honigsüssen Worten; das Kind von drei Vierteljahrhunderten lächelt einmal und schläft in der Hoffnung auf etliche gute Tage ein. Lächerliche Täuschung! Das ist die Hoffnung des Matrosen, der auf dem stürmischen Ocean umhertreibt. Der neue Liebhaber hatte sich aus den Fesseln der Messaline losgerissen, und im Stillen darüber wüthend, weiss sie doch schlau den Zorn des Ehemanns zu besänftigen. Dort steht sie mit rollendem Auge und frecher Stirn vor dem ehelichen Sturme. „Wenn er darüber bersten könnte,“ denkt sie bei sich, „wie glücklich wäre ich auf einmal von dem Ungeheuer befreit.“ Dieser Wunsch ist aufrichtig, darauf kann man sich verlassen.

Nach fünf Jahren höllischer Verdammniss kam denn ein wirklicher Anfall von Schlagfluss, der durch eine reichliche Mahlzeit und einen dabei erregten wohl

berechneten Aerger herbeigeführt wurde, und machte dem Leben des armen Mannes ein Ende, der funfzig Jahre lang durch seltene Talente, Geist und Charakter ausgezeichnet gewesen, und endlich in die Schlingen einer Phryne gefallen war. Im letzten Jahre seines Lebens malte sich der Kummer in seinen Zügen und brach manchmal aus seinen Worten hervor; aber einen Namen nannte er nie, selbst nicht seinen alten Freunden. Er hatte vormals ihren guten Rath verachtet, wie sich von selbst versteht, und war nun so stolz geblieben Andern zu verschweigen, was er sich selbst nicht verhehlen konnte.

Solcher von uns erlebter Beispiele könnten wir noch hundert andere hier anreihen. Ein plötzlicher Tod ohne Krankenlager ist fast stets der unsinnige Wunsch solcher Unglücklichen, die schon auf Erden die Hölle haben, und wo er auf sich warten lässt, wird er nicht selten durch Gift oder durch irgend eine Waffe herbeigerufen. Die aber in dem Kummer über den Verrath an Treue und Glauben ein Dasein hinschleppen, das zu gewaltsamen Entschlüssen bestimmen kann, sterben an reiner Erschöpfung aller Kräfte, wie überhaupt Alle, die von einem nicht zu verscheuchenden Gedanken fortwährend zernagt werden. Die Eifersucht des alten Mannes ist eine ganz andere als die des jungen; letzterer erschiesst sich oder macht sich an eine Andere; auch ist Entfernung die wahre Lethe für heftige Leidenschaften; wo aber weder Fliehen noch Vergessen möglich ist, wo nicht mehr ein langes Leben noch zu erwarten steht, auf das die Hoffnung Lichtblitze wirft, da giebt es kein anderes Mittel als sich über sein Unglück zu erheben, oder zu sterben;

und beiderlei Entschliessung hat ihre Märtyrer gefunden.

Nervenerschöpfung ist eine Krankheit, an welcher ganz eigentlich Alle sterben, die schon frühzeitig ihre Lebenskraft in Leidenschaften jeder Art verschleudern; die Liebe, der Wein, das Spiel lockern den Zusammenhalt des Gehirns, magern den Körper ab und ermatten die Geistesthätigkeit. Deshalb verschwört sich der Greis, der sich gegen die Gesetze der Natur verheirathet, mit allen fehlgeschlagenen Hoffnungen und zu späten Gewissensbissen gegen sein Leben. Eifersucht, eine Furie, die um so unerbittlicher ist, je schwächer uns das Alter schon gemacht hat, bemächtigt sich vorzugsweise der abgewelkten Verliebten, die ihr Herz an der Flamme eines andern Herzens durch eine verspätete Heirath zu erwärmen gedachten.

Welches Gemälde schilderte wohl treu genug die Vorspiele eines Selbstmords wegen Eifersucht und Untreue? Man denke sich einen betrogenen Greis, der in einem bizarren Tode die ewige Ruhe suchte. Er wusste, dass die *Nux vomica* ein unfehlbares Gift für den Menschen sei und mischte von dem Pulver derselben, wovon schon etliche Gran den stärksten Mann in einen tödtlichen Starrkrampf versetzen, zwei Unzen unter einen Eierkuchen. Fest entschlossen seinem Leben ein Ende zu machen, ass er denselben, und ein paar Augenblicke darauf wirkte das Gift auf eine unerwartete Weise. Der ganze Körper vom Kopf bis zu den Füßen krümmte sich in einem Bogen rückwärts. Der Unglückliche, der auf einen kurzen Todeskampf gerechnet hatte, wurde vom Boden seines Zimmers aufgehoben, und wie ein steifer

schwerer Sprenkel in sein Bett getragen. Nur der Kopf und die Fersen trugen hier das Gewicht des Körpers, das Uebrige war in die Höhe gerichtet wie ein Brückenbogen. In diesem schrecklichen Zustande brachte er zwanzig Stunden bei vollem Bewusstsein zu; und da er sein Seelen- und Körperleiden nur mit den Augen zu erkennen geben konnte, so glich er einem lebenden von wüthenden Schmerzen gefolterten Marmorblocke. In seinen letzten Augenblicken traten die Augen weit aus ihren Höhlen heraus; mit ihnen hätte er seine Frau niederblitzen mögen.

Bei dem Weibe, dem es an sittlichem Halt fehlt, entzündet der vorherrschende Geschlechtstrieb unersättliche Begierden, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigen, und sie trotz aller Gebote und Lehren der Moral und der Menschenwürde in alle Ausschweifungen eines ehrlosen bacchantischen Lebenswandels stürzen. Wenn die Gluth, welche in ihr lodert, ihr einige Stunden Ruhe lässt, so fühlt sie wohl den Stachel des Gewissens; aber schwach wie sie ist, bedarf es bei ihren besten Vorsätzen nur eines leisen Anreizes, den sie im Innern spürt oder von Aussen erhält, so nimmt der Dämon des Fleisches seine Herrschaft wieder ein und führt sie zur Unzucht. Uebrigens habe ich beobachtet, dass die freiwilligen Opfer dieses Lasters sehr häufig aller Organe, die Empfänglichkeit für Erziehung begründen, ermangeln. Man erkennt sie an dem kleinen Kopfe, einer schnell in den Scheitel verlaufenden Stirn, aber starkem Hinterkopfe; das Ganze bildet eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Hänflings. Diese Personen vergessen die schrecklichste Lection, die sie empfangen haben, gerade wie

der Neger, der kein Gedächtniss hat und von früh bis Abends sich die nämliche Strafe zuzieht, die er gestern und alle Tage verwirkte. Eine solche Natur ist ein grosses Unglück und um desto ärger als diese Wesen, begierig, wie Alles was athmet, die Fülle des Daseins zu geniessen, nur ein Mittel kennen ihr Leben zu empfinden, nämlich je länger je hitziger ihre Orgien zu feiern. „Lieber Gott,“ sagte eine solche Unheilbare zu mir, „wenn ich ruhig und satt bin, da würde ich Sie wahrlich dauern. Was kann ich denn dafür, wenn ich, so lange mich mein unvertilgbares Fieber brennt, nach meiner China verlange? Glauben Sie mir, die Lust in einer freien Nacht ist für mich unentbehrlich, wenn ich gesund sein und etwas Ordentliches leisten soll. Wenn mich die nicht begeistert, müsste ich vor Hunger sterben.“ Die mir dieses naive Geständniss machte, war eine allgemein geschätzte Schauspielerin.

Aber das Ende solcher Frauenzimmer bietet ein abscheuliches Gegenstück zu den guten Tagen, wo sie noch gefielen. Wie hätten sie denn an die Zukunft, an ihre alten Tage denken können, diese singenden Grillen ohne die Vorsicht der Ameise? Kann die, welche von Ausschweifungen lebt, an den Ueberfluss denken? Nein, sie giebt den Armen, ohne damit zu prahlen und im Geheimen, wie sie empfangen hat; und dann, wenn das Theater und die Liebhaber sie im Stiche lassen, werfen die Noth, die Runzeln und ein verwüsteter Körper sie auf das ärmliche Krankenlager oder führen sie ins Hospital. Gewöhnlich bekümmert sich die Gesellschaft gar nicht um das Loos dieser Phrynen; kaum dass sie der Arzt beachtet, als

die letzten verlorenen Fetzen der grossen buntscheckigen Jacke, Societät genannt, und sie wieder an dieselbe anflickt, wie die Bravourarien zusammengeflickt werden.

Wäre ich Gesetzgeber, aus allen Kräften würde ich der Erziehung zu steuern suchen, welche der Reichthum und die Vermengung der Stände in Frankreich zur Mode gemacht haben. Wenn jeder Vater von nichts träumt als von der glänzenden Stellung im Staate, die er seinem Sohne verschaffen möchte, so möchte er auch gern aus der Tochter um jeden Preis eine Künstlerin, nur keine gute Frau und Mutter bilden. Wunderbar und doch wahr! Sie soll dem Verlobten als Virtuosin, Malerin oder Dichterin vorgestellt werden, statt dass man sie als einfach, gut und häuslich rühmt. Glaube man es nur, die Sittenverderbniss dieses Geschlechts, über die man klagt, kommt von den künstlerischen Aufregungen; der Zustand eines jungen Mädchens aber ist von der Art, dass man vielmehr für ihre Beruhigung sorgen sollte, denn bei ihr ist die Einbildungskraft schlimmer als eine Närrin; der natürliche Trieb liegt mit der Vernunft in fortwährendem Streit. Der Vater also muss der wahre Feind seiner Tochter sein, der die Waffen, durch welche die Leidenschaften siegen, noch obendrein schmiedet und schärft.

Keinem Beobachter aber wird es entgangen sein, dass Mädchen, die Organisation und verkehrte Erziehung der verzehrenden Sinnenlust überliefern, schon frühzeitig sich auf ihre künftige Lebensweise einrichten. Jedermann suchen sie zu gefallen, wissen vortrefflich die ideale Liebe, wie die salbungsreiche Frömmigkeit

zur rechten Zeit herauszukehren, an Thränen fehlt es ihnen nie, und sie stellen sich, als hielten sie mit einer Welt voll Tugend hinter dem Berge. Diese folgerechte Verstellung bei einer Seele, die viel Schlimmeres in sich birgt, wird endlich zu einer Art von Charakter; wird ein solches Mädchen Frau, so verlästert sie gewiss nie ihre Nachbarinnen, zankt sich mit Niemanden; das Lächeln, das auf ihren Lippen spielt und ihre Perlenzähne zeigt, ist unerschöpflich. Wer sie nicht kennt und sie in Gesellschaft sieht, unter fünf oder sechs Liebhabern sitzend, die früher oder jetzt die Begünstigten sind, der hat keine Ahnung davon, dass diese junge Frau vielleicht schon zwanzig Mal die Ehe gebrochen hat, während sie jetzt ganz für den wackern Gatten zu leben scheint, der sich nicht satt an ihr sehen kann, — bis endlich die Stunde der Enttäuschung kommt. Diese geschmeidigen Frauen nun sind der verzweifeltsten Entschlüsse fähig; und da sie aus einer letzten Spur von Achtung für ihren Namen und ihre Abkunft auf Ehre vor der Welt halten, so sind sie, nach verzweiflungsvollen Scenen, wo sie ihr Leben aufs Spiel setzten, im Stande, mit ruhiger Stirn und nichts als Religion und Moral im Munde wieder im Salon aufzutreten. Gewöhnlich hat diese, glücklicherweise seltene Art von Frauen eine entsetzliche Furcht vor dem Tode; und da sie sich vor Gott ihrer Schuld bewusst sind, so sieht man sie auch, zu der Zeit, wo sie ihre Thorheiten und Laster einstellen müssen, auf einmal von der Liebe zu Gott ergriffen und eifrig nach dem Titel einer reuigen Magdalene trachten. Aber sie täuschen nur sich, weil sie auf die Entfernung des bösen Geistes

rechnen, der in ihnen lebt. Es braucht nur das Fleisch sich wieder einmal zu empören, so opfern sie noch einmal ihren Antheil am Paradiese irgend einem Schuft, der sie verstrickt und noch ein letztes Mal den Weg der Schande führt.

Manchmal haben diese Geschöpfe, die solchergestalt an Ausartung des kleinen Gehirns leiden, daneben noch einen angeborenen Hang zur Eitelkeit, zum Luxus und zum vornehmen Leben; dann bezahlen sie die Befriedigung desselben damit, dass sie sich jedem, der sie ihnen verschafft, preisgeben. Nichts Hässlicheres giebt es in der Geschichte menschlicher Verworfenheiten, als eine Frau mit hübschem Gesicht und stattlich herausgeputzt, die auf doppeltem Wege und zu doppeltem Zwecke der Wollust fröhnt. Die sich für Gold und Einfluss hingiebt, giebt noch ein schlimmeres Beispiel, als die Unglückliche, die aus Hunger zum Gewerbe greift; diese verdient wenigstens Mitleiden, jene bleibt Muster und Product der Wunder einer sinnreichen Sittenlosigkeit. Ich muss es laut aussprechen, damit mich Niemand beschuldigt, beim halben Wort stehen geblieben zu sein: es ist bekannt, dass diese Art von Industrie sich unter die feinen und eleganten Classen verbreitet hat; wenn man jung, schön und schamlos ist, spielt man als vollendete Komödiantin vor einem Grossen der Erde, der alt ist und den Weibern nachläuft, in Trauer und Thränen die Rolle der verlassenen Frau und des Opfers seiner Tugend. Manchmal wird, je nach dem Schlage von Mann, der bearbeitet werden soll, die Rolle auch vertauscht; eine Sappho stirbt vor Liebe für die erhabene Intelligenz, die unter den grauen Haaren thront, oder es wird mit

bacchantischer Frechheit eine Eroberung im Sturme versucht. Alle diese Maskeraden machen ihr Glück je nach dem Geschmacke desjenigen, den sie verführen sollen, und der alsdann mit Bändern und Stellen bezahlen soll. Solche Frauen sind nun die wahren Geister des Bösen, sie vergiften die Moralität der bürgerlichen Einrichtungen.

Ein Herz haben diese Industriellen vom guten Ton nicht; dafür aber etliche geistreiche Phrasen, die sie ableiern. Kommt die Zeit, wo sie ihre Reize verlieren, dann werfen sie sich fast ohne Ausnahme auf die Andacht, das letzte Bret im Schiffbruche ihrer guten Zeit. In diesen neuen Lebenslauf bringen sie Alles mit, was sie von dem frühern her an Aussehn noch gerettet hatten, und sie staffiren sich mit einer Art von Toilette *in partibus* heraus, um Andächtlern oder Geistlichen zu gefallen, ohne gerade einer andern Classe von Männern, ohne die sie doch nicht leben können, auszuweichen. Die alte vergilbte Cokette lebt gern in ihren Erinnerungen; mit Vergnügen sieht man sie am Whisttische noch einen Partner festhalten, wie man von der Lecture eines Buches einmal aufblickt, um aufmerksam ein Familienportrait, das an die gute alte Zeit erinnert, zu betrachten. Unserer Bekehrten aber liegt es am Herzen für die gute Seele ihres Sprengels zu gelten; bald sammelt sie Almosen, bald ist sie in einem Wohlthätigkeitsverein, ist die Mutter der Armen oder besucht die Gefängnisse. Sie bestimmt die Heiligkeit eines Priesters und den Ruf eines scheinheiligen Arztes. Mit eigener Hand bekleidet sie aus ihrer kostbaren, aber etwas aus der Mode gekommenen beweglichen Habe die heilige Jungfrau; die Ringe,

die sie von ihren seligen Liebhabern erhielt, werdend nach und nach der Madonna an den Hals gehängt; kurz, jedes Jahr plündert die vormalige junge Dame von Welt um ihre Juwelen, ihre schönen Kleider, bis sie endlich, auch den Erinnerungen an ihre Liebesabenteuer abgestorben, nun auf einmal alt, und doch eine ganz neue Frau ihres Alters ist. War sie Künstlerin, so kann es nicht Wunder nehmen, dass sie auf ihre Bekehrung sich durch ein Bild der heiligen Magdalena, oder des Kirchenheiligen, den sie mit ihrer besonderen Andacht beehrt, vorbereitet. Vorzugsweise den Prediger, der jetzt in der Mode ist, will sie als Beichtvater und Tröster der Betrübten, und bei dieser ernsthaften Beschäftigung kann man sie wie vormals mit Geberden und Schönthun Sturm laufen sehn. Wüsste sie, wie überaus garstig die Rolle einer jungen Frau Runzeln und graue Haare macht, so kokettirte sie wenigstens mit dem reifen Alter; aber einem Priester gegenüber hat man kein Alter, und ihm als Büsserin gefallen, ist doch eine Sünde, die es auf ihn münzt.

Vielleicht meint man, wir hätten nach unserer Lust die Farben recht stark aufgetragen; wir aber wagen die Versicherung, dass wir nur im Vorübergehen das Profil jener glücklichen Frauen skizzirten, die endlich vor Alter sterben, mit der festen Ueberzeugung, dass sie mit der einen Hälfte ihres Lebens, die sie im Geruche der Kirchlichkeit zubrachten, alle Missethaten ihrer Jugend abgekauft haben, und dass sie im weissen Gewande, dem Symbol der Unschuld und Reinheit, gen Himmel fahren. Das eigentliche Wahre an alle dem ist, dass diese herzlosen Weiber,

für die ein lustiges Leben vielmehr Sache des Umgangs als Befriedigung einer schändlichen Leidenschaft war, in dieser Welt die wahren Gesegneten unter ihres Gleichen sind, da sie, immer gesund und munter, das Glück jedes Lebensalters ausgekostet haben.

Wie ganz ohne Vergleich beklagenswerther erscheint die, für welche die Liebe eine unwiderstehliche und gebieterische Leidenschaft war! Wenn sie in die Jahre kommt, wo man seinen hitzigen Wünschen entsagen muss, glaubt sie ihren Augen nicht; und nun erbettelt sie von den Männern, was diese sonst bei ihr suchten, und mit heissem Herzen muss sie nun Abweisung und Verachtung von denjenigen einschlucken, die sie betrogen hat. Der böse Geist, der sie peinigt, erregt ihr Convulsionen, Krämpfe, Nervenübel in den Eingeweiden, der Brust, dem Kopfe. Diese so gewöhnlich gewordene Form der Hysterie ruft allmählich organische Krankheiten hervor, die mit allen Schmerzen des Lebens zum Tode führen. Eine solche Frau weiss am besten, was gegen ihr Uebel hilft, darauf kann man sich verlassen. Erlaubt ihr ihre Stellung in der Welt, was Gold und zwanglose Lebensart gewähren, so wird ihr sicher der Trieb zur Selbsterhaltung die auffallendsten Kunstgriffe eingeben, um ihr aufgeregtes kleines Gehirn zu beschwichtigen und für einen Augenblick das Heilmittel zu erlangen. Aber vergebens wählt sie bald auf- bald absteigend im Range ihre Anbeter; was sie sonst für das Heilmittel ansah, ist nichts als ein langsames Gift, gleich dem Branntwein im Magen des Säufers. Früher oder später muss sie die Frucht des Baumes geniessen, den sie in ihrer

Jugend pflanzte, und diese Frucht wird ihr sehr bitter schmecken. Dort krümmt sie sich zusammen, durchwühlt von den Anfällen ihrer Nervenübel, und von den Folgen einer Lust, die, wie sie sagt, wie der Proteus in der Fabel war. Eine eiserne Faust packt sie unter den Rippen, ein Stachel sitzt ihr im Herzen, ein Halseisen schnürt ihr die Kehle zusammen, ein Nagel ist ihr in den Kopf gebohrt, ein Insect mit tausend Füßen kratzt sie unter der Haut des Kopfes: so lauten ihre Klagen. Ich habe solche Frauen einem sonderbaren Schmerz nach dem andern überliefert gesehen, der sie um ihre Vernunft, um ihre Freunde, um die reinsten Freuden des häuslichen Glücks brachte. Solche arme Hysterische konnten ihren Verstand für immer verlieren, zu wüthendem Auffahren sich fortreißen lassen, mit dem Messer auf den Mann losstürzen, oder sich todt hungern wollen. Wo es noch bei blossen Krämpfen bleibt, die sich in einem Strom Thränen auflösen, ist allenfalls noch Heilung zu hoffen, und diese glückt auch manchmal, mehr durch angemessenes diätetisches Verhalten als durch Medicin. Auch hier, wie immer, ist die Natur die beste Mutter; zu dieser muss sich die Kranke flüchten, auf dem Lande sie suchen, unter den Bauern, und selbst, durch Arbeit im Garten oder auf dem Felde, zu ihrer Heilung mit Hand anlegen.

Inzwischen versprechen wir uns nicht allzu leicht die Unterdrückung eines solchen Hanges und seiner Folgen von dem blossen Einflusse der Landluft, von der Einsamkeit und der Lecture guter Bücher. Wo in der Jugend versäumt worden ist, ihn in seinem Anwachsen und seinen hässlichen Ausbrüchen zu be-

schränken, da wird es vollends unmöglich, ihn in seinem ungebundensten Walten, in der Zeit, wo er unaufhörlich Befriedigung verlangt, zu hemmen; das wäre so viel als einen Riesen auf einmal zum Zwerge machen zu wollen. Nun denn, ihr Sittenprediger und Gesetzgeber des Jahrhunderts! gegen die Ehescheidung erklärt ihr euch, aber ihr vergesst, sie weniger ersehnt zu machen von allen denen, die als Opfer verkehrter Erziehung einer unglücklichen Ehe anheim fielen! Ihr wisst, dass die Unzucht, die so oft schlechte Ehen schliesst, von dem Fleische begangen wird, das die Natur in den Jahren der Pubertät reizt und stachelt; und ihr sagt es den Vätern nicht, dass die ganze Kunst, keusche Gattinnen und glückliche Mütter zu erziehen, in der zurückgezogenen Erziehung der Töchter, in der Bewachung aller ihrer natürlichen Neigungen, in dem Entfernthalten alles dessen, was sie vor der Zeit wecken und zu Vulcanen anfachen kann, besteht? Aber nein, Dank sei es den modernen Ideen, das Mädchen, das man wenig sieht, wird jetzt nicht mehr gesucht, denn eine reiche Erbin darf ungescheut den Amor besingen, Venus und die Grazien malen, Novellen schreiben, wo ein betrogener Liebhaber der Held ist, bis die Zeit kommt, wo, von ihrem Vermögen angelockt, ein ehrgeiziger oder ein dummer Narr dieses Wunder der Kunst ersteht, um sich den Titel des Gemahls zu erwerben. Diese Erziehung, und die daraus hervorgehende Anstandsheirath, diese klage man an als die Stifter unglücklicher Ehen, als die Ursachen der tausendgestaltigen Hysterie, als den faulen Grund und Boden, aus welchem schamlose Leidenschaften und alle Laster der Selbstsucht emporwuchern. Wir

wenigstens werden uns niemals überreden lassen, in der jungen Dame, die am Pianoforte eine zärtliche Romanze mit schelmischen Augen und erstickter Stimme hinseufzt, die auf dem Ball der feinen Welt schon für eine Lesbierin gilt, und ihre wollustathmenden und vollwüchsigen Reize zur Schau trägt, diese für die künftige gute Mutter zu halten. Nein, diese ist es nicht, die der gesunde Sinn ein Fräulein nennt, diese ist, wenn man will, eine Muse, eine Grazie, eine Künstlerin, ein Muster für die Kunst; aber nur keine Frau, wie sie die Natur und das Wohl der Familie verlangt.

Hat die Liebeswuth einmal sich des Herzens bemächtigt, so sind Lehre und Beispiel herzlich schlechte Schranken gegen den Umgestüm des Verlangens. Kann sie, die Entzündete, trotz aller Kämpfe, trotz der Nächte voll Thränen und Beängstigungen, kann sie lange widerstehen? Die Haltung meines Werks erlaubt mir nicht, Beispiele anzuführen, die unzüchtig und sittenlos erscheinen können, aber zum Erschrecken beweisen würden, wie weit eine Erziehung wirkt, die ihre wahre Aufgabe erkennt und kunstmässig eine verführerische Phryne zustutzt, statt eine wackere Hausmutter zu bilden. Ich könnte hier wunderbare Dinge erzählen; es mag an einem Falle genügen.

Ein Fräulein von vornehmer Geburt und grosser Schönheit, die sich schon von Kindheit an keines Verlangens der Natur und des Herzens erwehren konnte, erhielt zu Paris, was man bezeichnend genug eine vollkommene Erziehung nennt. Ohne Eltern, im Besitz eines kleinen Vermögens und von Niemand ab-

hängig, wurde das junge schöne Mädchen von zahlreichen Bewerbern umlagert, die ihr Glück durch ihre Hand machen wollten. Aber sie, immer traurig, ängstlich und verlegen, liess sich in Gesellschaften, wo Männer waren, nur selten erblicken, und es musste eine gute Freundin oder eine ehrbare Verwandte sein, die es über sie vermögen sollte, sie zu andern Leuten zu bringen, von denen sie allemall erst die Namen wissen wollte. Man zerbrach sich den Kopf über diesen stillen melancholischen Charakter; fanatisch religiös war sie nicht, irgend einen Mann zeichnete sie auch nicht aus; zu leiden schien sie vollends gar nicht. Boshafte Beobachter hatten aber doch bemerkt, dass die stolze und wilde Schöne einen sehr starken Hinterkopf habe, und manchmal krampfhaft den Kopf rückwärts werfe, gerade wie es die Katze macht, wenn man sie streichelt; ferner, dass manchmal aus ihren schwarzen durchbohrenden Augen etwas Inbrünstiges und Leidenschaftliches hervorblitze; endlich, dass sie keinen Mann ansehen könne, ohne dass diese Augen schwimmend würden und die Wangen glühten; weshalb sie auch gewöhnlich unbeweglich zur Erde niedersehe. Trotz dieser schlimmen Vorboten war doch ihr Ruf noch ein Spiegel ohne Hauch und Flecken. Aber bei allem Anschein von Tugend liess sie der Teufel nicht aus dem Garne, und unsre Heldin spaltete, wie das Sprüchwort sagt, Holz aus jedem Baume. War es nämlich Nacht geworden, so kleidete sie sich als gemeines Mädchen, begab sich in die verrufensten Stadttheile, und Minerva wurde zur Bacchantin, die sich in den schändlichsten Häusern preisgab. Nach zwei oder drei Jahren dämpfte sich das Feuer etwas,

und nur dann und wann machte sie noch einen solchen nächtlichen Ausflug. Ein Abend, ein letzter, sollte dieser abscheulichen Liederlichkeit für immer ein Ende machen; als sie um Mitternacht, erschöpft und gesättigt, nach Hause geht, nennt eine ihr wohlbekannte Stimme sie beim Namen, und fügt ein schreckliches Schimpfwort hinzu. Die Stimme gehörte einem Verlobten, der sich bis dahin für den glücklichsten Menschen gehalten und den sie gewählt hatte, weil er sie durch seine Liebe und durch seine unwiderstehlichen Vorzüge besiegt habe. Beschämt und für immer entehrt, verliess sie mit ihrer Gesellschafterin Paris und verbarg sich in einer grossen Seestadt des südlichen Frankreichs. Hier führte sie ein Leben, wie es bis dahin unerhört gewesen, unersättlich in Ausschweifungen; und was sie in dieser neuen Laufbahn noch zu einer ganz eigenthümlichen Erscheinung machte, war die Menge von Vorsichtsmassregeln, womit sie ihren zahlreichen Anbetern beharrlich den Anblick ihres Gesichts entzog. Ihr Zimmer war im Geschmacke der feinsten Buhlerin decorirt; sie selbst aber fand man aus den vielen Spiegeln und Vorhängen kaum heraus, so sorgfältig wusste sie die Dämmerung eines provençalischen Abends in demselben zu erhalten. Eben so war sie stets einfach und elegant gekleidet; wusste sich aber doch so zu halten, dass man nie sie anderwärts hätte wiedererkennen können. So gab sie sich nun preis, ohne jemals Geld oder Geschenke dafür anzunehmen, wenn nur der Mann nach ihrem Geschmacke und nach ihrem Geiste war. Denn an Geist, an feinem Benehmen und gutem Ton war sie ein Muster, von dem man lernen konnte; sie machte allerliebste Verse, und ihre niedliche weiche

Hand schrieb Billets doux, deren sich eine Muse nicht zu schämen brauchte. Alles an ihr wich vom Gewöhnlichen ab, sie lebte ganz eingezogen, Niemand hatte sie je essen oder trinken sehen, Niemand sie je auf etwas ertappt, das ihr wahres Wesen enthüllte. Um noch eine zu diesen Sonderbarkeiten hinzuzufügen, von den vier und zwanzig Stunden des Tags brachte sie wenigstens zwanzig im Bette zu.

Dieses Leben ohne Namen in der Gesellschaft musste endlich ein Ende nehmen; es wurde sehr ernsthaft bei Napoleon's Sturz, der Entwaffnung der Flotte und der Rückkehr der Bourbons. Sie wurde schwer krank; was man auch bitten mochte, sie möge einmal bei hellem Tageslichte ihre Zunge zeigen und sich zu einem Aderlass verstehen, war vergebens. Dennoch genas sie. Einmal verrieth sie beinahe das Geheimniss ihrer Geburt, indem sie das Geschlechtsregister eines hochgestellten Emigrirten aufzählte, der nach ihrer Behauptung einen ihm nicht gehörenden Namen an sich gerissen hatte. Dieser Name war der ihrige, und ein Anderer trug ihn, weil ihr alter Vater, zur Schreckenszeit eingekerkert, sein Leben nur durch die Einwilligung zu einer Heirath mit einem gemeinen Weibe und zur Adoption ihres Kindes hatte retten können.

Endlich verschwand sie ganz aus der Gegend, und die einzige Spur von ihrem Leben und Aufenthalt gab nur noch folgendes Billet an ihren Arzt: „Herr Doctor, ich reise sehr krank ab; ich leide an den Symptomen jenes Scorbut, mit denen Sie die Frauen bedrohen, die zu lange ihrem Vergnügen leben und nur die Luft des Alkovens athmen. Adieu, erinnern Sie sich mit

Beigeschlossenem der verschleierte Sappho, — der alten sollte ich eigentlich sagen. Bei alle dem freue ich mich, hier in einer weissen Verpuppung gelebt zu haben, denn ich werde nun, verwaist und ausgewandert, wiedergeboren für die schönen Tage, die ich zu Paris verlebe. Nochmals Adieu. — Gräfin W.“ Und diese Frau lebte noch einige Zeit zwischen Krankheit und Wiedergenesung. Doch die Natur, die keine Ausschweifungen vergiebt und früher oder später die rasenden Ausbrüche der Leidenschaft rächt, hatte in dem erschöpften Körper die Symptome eines ekelhaften Scorbut, Blutungen aus dem Zahnfleisch und der Nase, Ausfallen der Zähne, Diarrhöen, Geschwüre, hervorgerufen, die Kräfte verliessen sie, Geist und Körper verfielen, und endlich erfolgte der erwünschte Tod ohne langen Kampf, das wahre Erlöschen eines ausgebrannten Lichtes.

Dieser sogenannte hysterische Scorbut rafft häufig genug solche Frauen hin, und, wie wir weiter unten sehen werden, auch Männer, die ihr Leben im unmässigen Geschlechtsgenuss aufreiben. Uebrigens behaupten wir geradezu, dass die Liebeswuth manchmal zwar ein durch angeborne Organisation bedingtes Uebel ist, aber auch als erworbene Krankheit auftreten kann, als Product aller der Ursachen, die die Thätigkeit eines Organs überhaupt zu steigern und ihm dadurch eine tyrannische Herrschaft über alle andern zu verleihen vermögen. Eine unglückliche Organisation lässt sich nicht im Zaume halten; und jeder hat seine angebornen Neigungen und Anlagen, welche lediglich durch Erziehung und durch das Leben selbst mehr oder weniger geleitet werden können. Das Wohl der Gesellschaft

verlangt mithin, dass den Gesetzen, der Religion und dem Unterrichte der Jugend Achtung und Nachdruck verschafft werde, um die Keime böser Leidenschaften und schlimmer Neigungen in ihrer Entwicklung möglichst zu beschränken.

Was nun die Männer betrifft, die wir als Anhänger und eifrige Verehrer der Polygamie kennen lernten, so war ein grosser Theil von ihnen schon frühzeitig sich selbst überlassen und in eine Laufbahn geworfen, die ihren Geist wenig beschäftigte und ihnen müssige Zeit genug übrig liess. Die meisten waren sehr muthige Leute, von ritterlicher Tapferkeit; manche hatten auch den Hang zum Ausserordentlichen, der sie mit den besten historischen und poetischen Werken vertraut gemacht hatte. Die Qualen einer verzehrenden Leidenschaft haben sie grösstentheils nicht kennen gelernt, und wenn sie selten Widerstand finden, so muss man auch noch hinzufügen, dass sie die Flamme der Wollust am hellen Tage auflodern lassen, und dass es ihnen gleichgültig ist, wo, und ob sie dieselbe im Kothe löschen. Männer solcher Art arbeiten tüchtig auf ihren Selbstmord los; ihr wüstes Leben ist ein fortwährendes Vergeuden der Nervenkraft, und auf sie kann man das Sprüchwort mit Recht anwenden: die Klinge zerwetzt die Scheide. In gewissen Kreisen spendet man ihnen übertriebene Lobsprüche; man findet sie gefühlvoll, zärtlich und gutmüthig; und das alles sind sie auch wirklich, so lange sie ihr Sinnentaumel nicht über alle Schranken der Sittlichkeit und des Anstandes hinausführt. Was aber wagen sie nicht, diese Rasenden in ihrer Genusswuth! Ihnen ist nichts heilig; und sie würden versuchen, was Andere für

unmöglich halten, befänden sie sich selbst den Jungfrauen des Paradieses gegenüber!

Diese ächten Don Juans der Liederlichkeit nun sind die Geisseln der engern Gesellschaftskreise, wo sie gewöhnlich gern gesehen, oft sogar bewundert werden.

Aus angeborem Hange liederliche Wüstlinge, sterben sie auch noch in ihrer Jugend, oder sie schleppen sich allenfalls mit den ungewissen Erscheinungen physischen Verfalls bis in die ersten Jahre des spätern Alters. Was sie vor den Beängstigungen einer untergeordneten Seele sichert, ist die moralische Stärke, die sich bei ihnen dennoch behauptet. Sie halten ihren Zustand nicht eher für gefährlich, als bis zu der kritischen Stunde, wo sie sich der Ueberzeugung von ihrem nahen Ende nicht mehr entziehen können; und wenn sie dann von liebevollen und rechtschaffenen Freunden und Verwandten umringt sind, so verschliessen sie sich selten den Tröstungen und Verheissungen der Religion. Ihre frühere herrschende Leidenschaft ist erloschen; andere sittlichere Richtungen wachen wieder auf und machen einen neuen Menschen. Deshalb ist ihre letzte Stunde gewöhnlich sanft und von den Vorwürfen, die sie sich über ihr früheres Lasterleben zu machen hätten, nicht gestört; mit dem Hange, der sie vormals leidenschaftlich und flatterhaft machte, ist auch die Erinnerung an das Leben, in welchem sie ihm fröhnten, vergangen. Wie sollte es anders sein, wenigstens bei denen, die sich eben ganz dem Vergnügen hingaben? Ein solcher Hang verträgt sich sehr wohl mit einem sanften, leutseligen und grossmüthigen Charakter; und wer diesen besass, wem

nicht auf dem Sterbebette die Worte Wucherer, Niederträchtiger, Unmenschlicher in die Ohren tönen, der hält sich in seinem Gewissen für rein und vor Gott gerechtfertigt. Zu den offenbarenden Sterbestunden, wie ich sie genannt habe, gehört jedoch die ihre niemals; sie ist nur einfach und treuherzig, wie bei Allen, in denen die Erinnerung an die frommen Gefühle und den süßen Aberglauben der Kindheit zuletzt plötzlich noch einmal auftaucht. Denn wer noch nicht ganz der Sittlichkeit verloren ist, in dem sterben die ersten Lehren einer guten Mutter und der Religion niemals ganz ab.

Das kleine Gehirn widersteht am stärksten mechanischen Verletzungen, wie sie z. B. ein Schlagfluss herbeiführt; und dennoch habe ich ein Dutzend Fälle beobachtet, wo noch ganz junge Leute, die der Thätigkeit dieses Organs bis zur Ausschweifung nachgegeben hatten, in unheilbare Lähmungen verfielen. Doch muss ich bekennen, dass ich selten eine so durchaus tyrannische Gewalt desselben beobachtet habe, als nur bei drei Individuen, die ich in ihrer ganzen kurzen Laufbahn verfolgen konnte. Physisch ohnmächtig geworden und doch von Begierden gequält, klagten sie über tausenderlei Beschwerden, gerade wie die hysterischen Weiber, und wenn ein wenig Nachlass ihnen für ein paar Augenblicke Besserbefinden gestattete, schleppten sie sich mit hinkendem Beine in das gemeinste Bordell. Das beharrlich fortdauernde Gefühl dessen, was man sein könnte, und die Ohnmacht es beweisen zu können, begründen eine moralische Krankheit, welche weder auf die Schwäche des Körpers, noch, was mehr ist, auf den Schnee des vorgerückten Alters achtet.

In einer verdorbenen Gesellschaft, bei schlaffen und nachgiebigen Sitten, ist es diese Krankheit, welche die Greise liederlich und schamlos macht. Die Frauen sind davon keineswegs frei. Ich habe achtzigjährige gekannt, die mir, ohne dabei etwas Arges zu haben, lachend, und als ob es eine alltägliche Krankheit wäre, gestanden, dass ihr „Herz“ noch gar nicht gealtert sei. Und sind solche Weiber reich, so kommt es oft genug vor, dass schlechte Schufte auf dergleichen lebende Ruinen Jagd machen und durch eine erlogene monströse Leidenschaft ein Vermögen oder Protection erlangen. Dass Wesen, die die brennende Liebeswuth verzehrt, jedem religiösen Gefühl für immer abgestorben sind, versteht sich von selbst.

Manche Krankheiten begünstigen übrigens die excessive Thätigkeit des kleinen Gehirns; so unter andern die Lungenschwindsucht und die Rhachitis. Wir werden ihrer bei der Erörterung des Einflusses gedenken, welchen Krankheiten auf die Vorstellungen und Leidenschaften haben.

Wir übergehen hier diejenigen, in denen eine ungebändigte Sehnsucht nach sittlicher Liebe zu solcher Leidenschaft heranwächst, dass sie das schwache und nur von einem Gedanken beherrschte Wesen zu allen möglichen Verkehrtheiten sentimentaler Thorheit, oft aber auch zu unerhörten Verbrechen fortreisst. Es mag nur im Allgemeinen bemerkt werden, dass feurige Seelen, die das Leben nicht an dem frivolen Treiben der Welt abgenutzt haben, die wegen ihres Standes einsam und ehelos leben müssen und denen die Natur ein liebevolles Gemüth bei einem kräftigen Körper gab, am allerhäufigsten die Opfer eines Aufloderns

werden, das sie vor den begierigen Augen der Menge weder besiegen noch verhehlen können. Die öffentliche Stimme verurtheilt sie und überliefert sie dem Autodafé des Gesetzes; aber Niemand weiss, was sie alles unter der Marter einer Leidenschaft gelitten haben, für welche viele Andre die Nachsicht derselben Gesellschaft fanden, die sie von sich stösst. Wir haben allerdings unter ihnen Solche gekannt, die nur sich anzuklagen hatten; aber wir haben auch Einigen tief ins Herz gesehen, die der Spielball verschmitzter, frecher und herzloser Weiber gewesen, von denen ihr armes Herz mitgenommen wurde, wie es nur vom Satanas hätte geschehen können, wenn es ihm Gott erlaubt hätte. Einer solchen Leidenschaft gegenüber ist die Vernunft so ohnmächtig, dass uns eins jener Opfer gestand, dass er dem Zauber einer angebeteten Phryne gehorcht haben würde bis zur Abschwörung seines Glaubens, bis zur Entwürdigung seines Priestergewandes durch jede infame Handlung, dass er seinen Abfall laut bekannt haben würde: und die schöne Dame lachte ihn aus. Als er wieder zur Vernunft kam, konnte er seine Schande nicht ertragen, und er nahm ein klägliches Ende, er wurde rasend. „*Cur misero lux data est!*“ waren die einzigen Worte, die er immer wiederholte, und die ihm noch von einem reichen Schatz von Kenntnissen geblieben waren. Wir werden seiner noch einmal gedenken.

Es kommt uns aber hauptsächlich noch darauf an nachzuweisen, dass man jenem unglücklichen Hange noch eine vortheilhafte Wendung zu geben vermag, die die Gesellschaft vor den traurigen Folgen seiner gewaltsamen und ungezähmten Ausbrüche bewahrt. Mehr

oder weniger sind wir seinem Antriebe alle unterworfen, und die Natur hilft mit dazu, weil sie auf seine Befriedigung ihre Wiedergeburt und Fortdauer gegründet hat. Damit aber der Mensch im Stande sei, zu ihrer Verewigung mitzuwirken, wollte sie ihn körperlich vollkommen entwickelt und in seiner Wahl durch die von seinen höheren sittlichen Anlagen ausgehende Vernunft geleitet. Alles dies läuft darauf hinaus, dass der Geschlechtstrieb einer Erziehung fähig sei.

Das kleine Gehirn entwickelt sich bei dem Kinde entweder vorzeitig, oder es bleibt in dieser Entwicklung zurück. Im ersten Falle wird der Hang zum andern Geschlecht, besonders wenn die Umstände ihn begünstigen, sehr heftig; im zweiten Falle wird er durch die gleichen Ursachen endlich auch hervorgerufen. Daraus folgt die Vorschrift, dieses Organ so lange als möglich im Schlummer zu erhalten, es zu beschränken, wenn man eine gesunde, kräftige und ihres Namens würdige Nachkommenschaft haben will.

Das Unglück unserer Zeit ist, dass man Kinder haben will, die im zwölften Jahre schon Genies sind. Weiss aber das Kind in diesem Alter schon so viel, so kann es auch Alles wissen, was Geist und Herz entnervt.

Häusliche Erziehung und Unterricht unter den Augen des Vaters und der Mutter sichern am besten die Zukunft des Kindes.

Eigne Beobachtung hat uns unwiderleglich bewiesen, dass die Ansteckung des Beispiels unter einer Vereinigung vieler Kinder stets von denen ausgeht, bei denen das kleine Gehirn gegen die übrigen Gehirnthetheile beträchtlich vorwaltet. Diese geben den

übrigen die Anleitung zu einem Laster, welches im voraus Generationen, die dem kräftigsten Stamm entsprossen sind, zu Grunde richtet. Hier ist die Erinnerung ganz an ihrem Orte, dass dem Feinde gegenüber auch die rohe Stärke ein Element des Sieges ist; wird diese Stärke durch unsere fehlerhafte Erziehung verscherzt, so setzt man das Wohl des Vaterlandes aufs Spiel.

Der Zügel, den, wo möglich, die Religion anlegt, verzögert ebenfalls das Erwachen des Geschlechtstriebes beim Kinde, indem man es auf Gott und Ewigkeit verweist, und ihm eine heilsame Furcht einflösst, das Böse zu vermeiden, um Gottes Zorn nicht auf sich zu laden. Vergesse man nicht, dass unsere tapfersten Soldaten aus einer Erziehung hervorgegangen waren, in die sich die Familie und die Kirche getheilt hatten. Wir lassen uns nicht einwerfen, dass wir frommen Mummereien und dem Aberglauben das Wort reden, und dass unsre Vorschläge Frankreich zu einer Nation von Mönchen machen würden. Die uns dies unterschieben wollen, wissen recht gut, dass in unsern Worten Vaterlandsliebe und Wahrheit reden. Ein Aberglaube, der die Begierde zum Bösen erstickt, ist der wahre Zaum und Gebiss für einen jungen Menschen, den ein heisses Blut und die Bilder der Welt um die Wette stacheln. Und was den Beruf zur Religion betrifft, so wird der junge Mann, der eine freie Wahl treffen kann, nicht ins Kloster gehen, wenn er nicht eine besondere Inspiration in sich fühlt.

Ich habe manchen frommen und gescheuten Knaben in seiner letzten Krankheit behandelt, der bis zu dem Augenblick, wo ihn diese ergriff und hinraffte,

ein ausgezeichnete Schüler gewesen war. An dem noch lange nicht ausgebildeten Gehirn solcher Kinder, die der giftige Hauch der Welt noch nicht berührt hat, ist es unmöglich, die Seele, die zum Himmel strebt, zu verkennen. Ein Engel, der hernieder gestiegen, würde keine andere Verkörperung suchen. Was für hoffnungsvolle und gläubige Worte ich an solchen Sterbebetten vernommen, will ich hier nicht niederschreiben; aber nach dem Heldentode auf dem Schlachtfelde kenne ich keinen schönern, als den eines solchen Kindes.

Fünftes Capitel.

Die Spielwuth.

Ueber die sittliche Freiheit des Menschen. — Der Königsmörder. — Ursache der Monomanien. — Die Spielhäuser. — Charakter des Spielers. — Die Spieler auf den Galeeren. — Die charakteristischen Köpfe unter ihnen. — Beispiele. — Selbstmord wegen Verlustes im Spiel. — Der ruinirte Spieler. — Geschichte einer Leidenschaft für das Spiel. — Das verschiedene Ende der Spieler. — Die Frauen als Spielerinnen, und das Lotto. — Noch ein Galeerensträfling. — Schluss.

Die sittliche Freiheit des Menschen ist weder unbegrenzt noch unbedingt; sein Wollen des Guten oder des Bösen richtet sich nach seiner Organisation und nach den äussern Umständen, die darauf einwirken.

Erfahrungen, die man in den Bagnos, in den Gefängnissen, und im täglichen Verkehr des Lebens machen kann, beweisen nur zu sehr, wie unmöglich es manchen Charakteren ist, das Rechte zu wollen und das Böse zu unterlassen und zu vermeiden.

Dass der Mensch böse geboren sei, wird von Anfang der Welt behauptet; die Belege finden sich in den Sprüchen der Weisen, des Evangeliums, der Gesetzgeber, die sich durch alle erdenkliche Mittel be-

mühten, dem Hange zu Uebelthaten und Angriffen auf die öffentliche Ordnung und Sittlichkeit zu steuern.

Vermöge seiner Natur strebt der Mensch glücklich zu sein; aber dieses Glücklichein ist ein sehr zweideutiger Begriff; denn derjenige, der Moral und Religion mit Füßen tritt, und die Gesetze verhöhnt, findet auch seine Befriedigung, aber auf dem ungesetzlichen Wege. Der Spieler, der Geizige, der Wucherer, der Dieb, der Räuber und Mörder und so viele andere Typen moralischer Verwilderung, wissen zum allergrössten Theile sehr gut, dass es Gesetze gegen ihre Missethaten, und noch über aller menschlichen Macht einen Gott giebt, der straft und lohnt; und dennoch können sie ihr Wollen dem Joche einer verächtlichen Leidenschaft nicht entziehen.

Leidenschaft ist der ungemessene Drang einer Anlage, thätig zu werden; und so giebt es edle und erhebende, aber auch unsittliche und zur Verwilderung führende Leidenschaften. Die letztern nehmen immer mehr zu. Fehlerhafte Erziehung und der Skepticismus in religiösen Dingen sind die Ursachen. Wem das zu hart gesprochen erscheint, und wer es leugnen will, den verweisen wir auf den immermehr anwachsenden Tribut, den Frankreich alljährlich und regelmässig den Galeeren, den Gefängnissen und dem Blutgerüste entrichtet.

Es ist auffallend, aber keineswegs unerklärlich, dass Menschen, die dem Todesurtheile oder einer die bürgerliche Ehre verwirkenden Strafe verfallen, so viel trauerndes Mitleid und ein so dauerndes Andenken bei denen hinterlassen, die ihnen geistlichen Beistand leisteten oder ihnen sonst auf irgend eine Weise ihre

unglückliche Lage erleichterten. Wie kommt das? fragt man. Es kommt daher, weil der, der einem bösen Gedanken, einer schlimmen Leidenschaft sich bis zur Menomanie preisgegeben hat, dennoch eine grosse, manchmal eine erhabene Seele besitzen kann; und dann eröffnet ihm der Tod, der ihn trifft, einen Ausgang aus dem Leben durch Moral und Offenbarung; er stellt sich seinem Beichtvater mit dem Gepräge dessen dar, was er hätte sein können, wäre er im Stande gewesen, über den blinden Trieb nachzudenken, der ihn nun auf die Guillotine führt. Ich habe einen solchen Mann, der sich eines Attentats auf das Leben des Königs schuldig gemacht, in seinen letzten Stunden beobachtet. Er war so in die Wahrheiten der Religion eingedrungen, dass sein Beichtvater, ein edler und würdiger Priester, endlich in ihm nicht mehr den Verbrecher sah. Die Unterhaltungen, die sie mit einander über Gott und göttliche Dinge pflogen, die Reue und die Anerkennung, dass er ein Verbrecher sei, seine Todesverachtung, seine gefasste Haltung in seinen letzten Augenblicken, alles das hatte einen so tiefen Eindruck auf das Herz des guten Priesters gemacht, dass er eine wahre Freundschaft für den jungen Büsser fasste. Der Tod desselben kostete ihm unzählige Thränen und raubte ihm Esslust und Schlaf. Er wurde elend und mager; niemand konnte sich seinen Zustand erklären, einen Einzigen ausgenommen, der mit ihm die Ansicht theilte, dass hier eine ursprünglich edle Natur auf dem Wege der Verlorenen dem schimpflichen Tode sich überliefert habe.

Hier ist also die oben versprochene Erklärung: dass ein grosser Verbrecher auch noch im Stande ist,

so ganz den alten Menschen auszuziehen, das erwirbt ihm die innige und lebhafteste Theilnahme derer, die ihm in den letzten Tagen seiner Laufbahn zum Untergange die Drohungen und die Tröstungen der Religion zuzusprechen haben. Und wirklich verschliessen auch gewöhnlich Menschen, die eines heftigen und unheilbringenden Entschlusses wie seiner Ausführung fähig sind, eine moralische Stärke in sich, die sonst zu den Ausnahmen gehört, und die man nur von einem bessern Ziele verirrt glauben möchte. Galeerensträflinge, welche wegen besonders auffallender und ausgezeichneten Verbrechen verurtheilt wurden, würden sich auf ganz anderm Wege einen hohen Rang erworben haben, hätten sie die Ueberfülle vom Lebensdrang, der sie zum Bösen lenkte, auf das Gute und Rechte verwendet. Daher ist es gar nicht ungewöhnlich, dass sie im Angesichte des Todes sich ruhig, gefasst und reuig bezeigen, mit jener höhern Ergebung und Einsicht, die dem gemeinen und thierisch dummen Missethäter gänzlich versagt ist.

Soll ich nun noch die Ursachen einer solchen Monomanie, die unwiderstehlich zum Verbrechen führt, angeben? Ich finde sie einestheils in der angeborenen Anlage, anderntheils aber in der Nachahmung des Bösen, das begangen wird, also in dem bösen Beispiel, das mit einer von der Natur gegebenen Prädisposition in Causalzusammenhang tritt. Man suche also die Anlage zu verändern, und die Ursachen, welche sie vergrössern, abzustellen; man gebe der Anlage eine bessere Richtung auf ein besseres Ziel, so wird man eine verkehrte Natur umwandeln. Hiermit habe ich die Grundlage aller politischen und religiösen Er-

ziehung angegeben. Durch sie wird der rasende Spieler ein achtbarer und rechtschaffener Speculant; der Mörder, der vor seinem Verbrechen gelehrt worden ist, sich und das Vaterland zu vertheidigen, bleibt der menschlichen Gesellschaft würdig, deren Feind er sonst geworden wäre. Ueberhaupt, der Hang wendet sich immer dahin, wo der Geist ihm die Stärke und mithin die Macht darbietet. Das grösste Unglück, das einen Staat betreffen kann, ist, wenn sich die Stärke seiner Unterthanen auf eine Manie wirft, die die wahre Freiheit tödtet, und seine Moral und seine Gesetze umstürzt.

Die guten Lehren, welche eine wohlgemeinte Humanität predigt, sind in der Theorie gut; fruchtbar aber werden sie nur für die, deren Organisation den Mittelschlag ausmacht, welcher zwischen Gutem und Bösem mitten inne steht, und für die höhere Intelligenz, die übrigens gewöhnlich in der Welt so gestellt ist, dass sie keine Veranlassung hat, jene guten Lehren zu übertreten. Nun bleibt aber noch ein Haufe Bösewichter, denen es keineswegs an einer sehr hohen Geisteskraft und an sittlichen Anlagen fehlt, die aber zugleich mit bösen Neigungen ausgestattet sind, welche eine gute Leitung hätte bewältigen oder so weit beschränken können, dass jene erstern Anlagen in aller ihrer ursprünglichen Schönheit geblieben wären. Das sind die Individuen, die man Genies des Bösen in seinen verschiedenen Gattungen nennen kann, und die man allenthalben in den verschiedenen Classen der Gesellschaft, durch Gold, durch Blut, durch Zwietracht, durch schamlose Selbstentehrung befleckt und entstellt findet. Das sind die Wesen, welche die Sittlichkeit

der Völker untergraben durch die glänzende und verführerische Aussenseite, welche ihr Geist dem Laster verleiht, und durch die Gefälligkeit, mit welcher ein verdorbenes Jahrhundert dem reichen oder dem pfiffigen Mann es erleichtert, sich der Ahndung der Gesetze zu entziehen.

Es sind nicht etwa müssige Betrachtungen, die wir hier anstellen. Geht durch die Bagnos des Königreichs; die wohlbekannten Namen der grossen Illustrationen der Spielbänke und der Bankrotte, die alten Sünder, deren Gold Straflosigkeit für ihre Verbrechen erkaufte, alle diejenigen endlich, welche die öffentliche Stimme genugsam bezeichnet, die aber das Gesetz nicht erreicht, weil sich kein Ankläger meldet: die sucht ihr vergebens auf den Galeeren!

Und doch wären es gerade diese unangetastet gebliebenen Ordenshäupter, deren Gegenwart auf den Galeeren einen heilsamen Einfluss auf die armen Schlucker haben würde, die ein geringfügiges Vergehen erst vor die Assisen und dann in die Strafarbeit bringt, von wo sie, nach einer angeblichen Verbüssungszeit, verworfener aber besser abgerichtet für das Verbrechen und die Zuchtlosigkeit heimkehren.

Giebt es jedoch Umstände, wo die Gerechtigkeit Gottes auf Erden unerbittlicher ist, als die der Menschen, so sind es ohne Widerspruch die Sterbestunden und der Tod derjenigen, die der letztern zu entgehen wussten, und die dann ihre eignen Folterknechte werden.

Und somit kommen wir auf den Spieler, dessen Ende fast immer eben so entsetzlich als dramatisch ist. Unsere Nachbarn jenseit des Canals haben die Orte

der Barbarei, wo in geheimnissvoller Versammlung sich Alle treffen, welche der unersättliche Durst beherrscht sich die Plünderung des Andern einander streitig zu machen, mit dem symbolischen Namen „Höllen“ bezeichnet. Die Krankheit, mit welcher wir es hier zu thun haben, frisst am tiefsten und am weitesten um sich in den Ländern, wo Luxus, Wohlhabenheit und das übertünchte Leben der Civilisation am meisten herrschen. England leidet am schlimmsten an dieser Krankheit, und trotz aller Massregeln, mit welchen es ihre tragischen Resultate zu vermindern sucht, trotz seiner Gesellschaften zur Verbesserung der Sitten, sieht man dort alle Tage auf die Verschwendung des grössten Vermögens die abenteuerlichsten Selbstmorde folgen; oder auch die bekanntesten Männer des hohen Adels dahin gebracht, ihr Brod zu betteln, um sich vor dem neuen Glanze eines Emporkömmlings aus niederem Stande zu entehren. Grafen und Gentlemen, vormals reich und nun durch das Spiel zu Grunde gerichtet, sinken so tief, dass sie die Kutschpferde eines gemästen Roturiers lenken. Das Spiel, diese künstlich erworbene Leidenschaft, muss seine Opfer mit Geistesverwirrung heimsuchen; denn wir kannten z. B. einen Engländer von hoher Geburt, der als Staatsmann und Gelehrter in Achtung stand, bei sinkender Nacht aber eine armselige Kleidung überwarf und unter dieser Verhüllung in die dunkelsten Spiellöcher Londons schlich. Und nun sage man nicht, dass eine Beschäftigung mit den Aufgaben des Geistes und Herzens, und dass grosse Ehrenstellen, mit Talent und Gewissenhaftigkeit verwaltet, den ganzen Menschen darstellen. Der, von welchem ich spreche, und der seit-

dem England verlassen hat, weil er sich den Tod nicht geben konnte — vielleicht weil er ein scharfer Logiker war —, dieser Mann war zu der nämlichen Zeit, wo er einer elenden Leidenschaft nachhing, von seiner Regierung beauftragt, den Vorsitz in den grossen Mässigkeits- und Sittenverbesserungsgesellschaften des Königreichs zu führen; zugleich hatte er die Stelle des Lord-Oberrichters.

Ein gutes Viertheil der in England so gewöhnlichen Selbstmorde, die man dem Lebensüberdruß zuschreibt, ist vielmehr die Folge des Herabkommens durch Spielverluste und Entbehrung aller Mittel zu einem anständigen Auskommen, die der ruinirte Spieler nicht zu ertragen vermag.

Die Spielwuth gehört zu dem Abraum einer Nation, die die natürlichen Grenzen einer angemessenen Civilisation überschritten hat. In der Türkei spielt man nicht, und das ist eine der Ursachen, weshalb dort die Selbstmorde etwas Unerhörtes sind.

In der Seele des Spielers lodert ein verzehrendes Feuer. Der Mann, der eine unsinnige Leidenschaft für ein Weib hegt, die ihn betrügt und zu Grunde richtet, ist lange nicht so zu beklagen. Manchmal aber reichen sich beide Leidenschaften die Hand, um ihr Opfer auf die Galeeren oder aufs Blutgerüst zu führen. Ich habe etliche hundert Galeerensträflinge vor mir, die mit dem Spiele das Glücksritterleben begannen, und es in den Stunden, wo sie damit inne hielten, zu den Füßen einer Buhlerin fortsetzten. Tod oder Schande war ihr verdientes Loos.

Die Gewinnsucht, die sich in die Wechselfälle des Spiels wagt, wird zur unheilbaren Unsittlichkeit,

und entstellt den Menschen um so mehr, da sie in dem Lebensalter erwacht, wo er, — in die Gesellschaft eintretend, eingedenk der Lehren, die er in der Schule oder von seinen alten Eltern empfing, ihre Klippen vermeiden sollte. Gerade da, wo er Zeugniss ablegen sollte von der Festigkeit seiner Grundsätze, werden diese von der schrecklichen Leidenschaft erstickt. Der Spieler treibt ein wagehalsiges Gewerbe, das einen Mann mit nachgiebigen Sitten verlangt, der allenfalls nach Erforderniss der zweifelhaften Gunst seines falschen Sternes auch nachhilft. Hat er sich diesem Gewerbe ganz hingegeben, so tritt auch bald das Gepräge desselben an ihm hervor; er verliert die gute Natur, die er vielleicht hatte, und wird selbstsüchtig, menschenfeindlich und herzlos.

Ich habe die wegen Diebstahls zu den Galeeren verurtheilten Sträflinge zum besondern Gegenstande meiner phrenologischen Untersuchungen gemacht. Diejenigen, die gestohlen hatten, um ihre Spielwuth befriedigen zu können, sind fast allgemein Köpfe von gar keiner oder geringer Ausbildung der edlern Organe, aber das Diebsorgan und das der Schlaueit sind an ihnen hinlänglich ausgeprägt. Ohne Energie und Grösse der Seele, wie manchmal die vornehmern Spieler von Profession sie besitzen, unterlagen sie einer entehrenden Verurtheilung und tragen sie geduldig, führen aber immer ein Spiel schmutziger abgegriffener Karten bei sich, das sie hervorziehen und gebrauchen, so viel sie es vor der Wachsamkeit der Aufseher vermögen. Sie gehören alle den geringern Ständen auf dem Lande an. Fragt man sie, was sie auf die Galeeren gebracht hat, so ist die Antwort ganz

aufrichtig: das Spiel, die Schenke und die schlechte Gesellschaft. Fast keiner kann lesen; jeder Unterricht in Moral und Religion geht ihnen ab. Ihrer ist die grosse Mehrzahl gegen die etwas Gebildeten, die aus gleicher Ursache ihr Loos mit ihnen theilen, und sie begreifen z. B. gar nicht, wie man sich das Leben nehmen kann, weil man sein Geld verloren hat. Diejenige moralische Freiheit, die von Beurtheilung abhängt und nur die Frucht irgend einer Erziehung ist, muss man ihnen grösstentheils absprechen.

Ihr Gehirn, ohnehin schon an Masse nicht so viel enthaltend, wie es für einen Menschen von gewöhnlichen Fähigkeiten erforderlich scheint, ist ungefähr zu gleichen Theilen aus den Organen der blossen Thierheit und des Menschen zusammengesetzt. Ihr Tod bewährt dieselbe Stumpfheit, in der ihr Denken während des ganzen Lebens befangen war. Es giebt aber junge Leute unter ihnen, die „ins Unglück gekommen sind“ (so drücken sich die Mitglieder des Bagnos kunstgemäss aus), weil sie, mangelhaft unterrichtet und von schlechten Beispielen verdorben, sich ins Spiel stürzten, nicht um die anlockenden Gemüths-bewegungen des Gewinnstes und Verlustes zu empfinden, sondern lediglich um Pferde und Maitressen halten zu können. Diese bestahlen, wenn es ihnen an Geld fehlte, ihre Vorgesetzten um so zuversichtlicher, je mehr sie auf eine gute Karte rechneten, die das Entwendete wieder ersetzen sollte. Diese letztere schlaffere, weibischere Classe findet sich nicht so geduldig in ihr Schicksal wie ihre Genossen aus niederm Stande; das Heimweh plagt sie, sie erscheinen mürbe, und werden andächtig. Aber ihr Tod zeigt

sie wie sie sind; da fehlt jede Erhebung der Seele, und sie sterben wie die Füchse in der Falle. Einige Organe sind an ihrem Gehirn immer vorzugsweise ausgebildet; so namentlich das der Schlaueit und Berechnung, das ihnen vielleicht eine andere Stellung in der Welt verschafft haben würde; auch das des Hörsinnes, welches sie an die Pharobank trieb, von wo sie als Besitzer grosser Schätze zurückzukehren hofften.

Der ächte Spieler ist aber kein „Wild für die Galeere;“ seine Leidenschaft kann in ein Herz einziehen, das niedrige Handlungen und Verbrechen nicht zu begehen vermag. Diese Leute spielen, wie man eine Frau anbetet, der man Gut und Blut opfert, und derenwegen man sich tödtet, wenn sie uns betrügt oder verlässt.

Denn wo diese Leidenschaft sich des Gemüths so sehr bemächtigt hat, dass sie in ihm das sittliche Gefühl des Menschen tödtet, und wo von keiner Seite her ihr Mässigung und Heilung verschafft werden kann, da mag man ein gewaltsames Ende erwarten. Mancher wäre vielleicht schon zwanzig Mal gestorben, hätte er, um Mitternacht das Blut im Kopfe und die Wuth im Herzen aus dem Spielhause tretend, eine Pistole bei sich gehabt. Die Thür solcher Häuser in grossen Städten ist nur zu oft der letzte Kampfplatz, auf welchem der Spieler mit leeren Taschen fällt. Seit zwanzig Jahren zähle ich über sechshundert mir bekannte Personen, die dem Spiele als Todesopfer fielen.

Der charakteristische Kopf des Spielers ist am besten unter den höhern Ständen zu finden. Bei einem Umfang über ein und zwanzig Zoll, ist die Gehirn-

substanz zu gleichen Theilen den Organen des thierischen Instincts und denen der menschlichen Seele zugemessen. Solche Doppelnaturen sind der Seelengrösse und der erbärmlichsten Schwachheit, der Werke des Genies wie der tiefsten sittlichen Verwilderung gleich fähig. Zu der letztern gehört das Spiel mit allen seinen Gemüthsaufregungen und den rasenden Entschlüssen, die es hervortreibt. Der ächte Spieler ist abergläubisch bis zum Unsinn, wie überhaupt alle heftige und leidenschaftliche Menschen. Er glaubt an ein besonders ihm auferlegtes Geschick, an sein gutes oder schlechtes Glück, an seinen Stern; er folgt dessen Eingebungen, er bewahrt sie in seinem Bewusstsein auf, und doch, selbst dann, wenn ihm die innere Stimme Unglück prophezeit, reisst ihn ein noch stärkerer Dämon fort in die Hölle. Bei jeder abgeschlagenen Karte verflucht er seinen Stern, und im nächsten Augenblicke soll er ihn doch bei einem neuen Versuche begünstigen. Und fällt dieser wieder unglücklich aus, dann macht er sich nicht mehr in Flüchen Luft; mit zusammengepressten Lippen unterdrückt er sein Zähneknirschen, er fühlt sein Herz schlagen und die Hand krallt sich auf demselben zusammen wie eine glühende Zange. Wie betrunken, mit wankenden Beinen und einen Vulkan im Kopfe stürzt er hinaus. Hat er Alles verloren, ist aller Credit bei Wucherern, bei Verwandten und Freunden erschöpft, so wird er nun schweigsam und das Leben ihm wahrhaft zur Last. Denn für ihn war das Leben nur in der Welt, und er, der sich dort nicht mehr den gewaltsamen Stürmen des Spiels hingeben kann, er findet sich mitten in dem Strudel der Gesellschaft einsam und in seinem öden Herzen ver-

lassen. Hat er nun dabei den Hang zum grossen Leben, so führt ihn die Verzweiflung über seine Verluste und die Unmöglichkeit sie wieder zu ersetzen früher oder später an eine entlegene Stelle, wo er sich den Tod giebt. Und das Ende des Spielers ist die Krone der menschlichen Selbstsucht; er geht aus der Welt ohne Trauer, ohne Thränen, ohne Reue. Der Gedanke an Gott oder an ein zukünftiges Leben ist nie in ihm aufgestiegen. Hat er jemals menschlichen Sinn geheuchelt, so war doch kein Funke davon in seinem Herzen; hatte er einmal ein Lächeln für einen Mitspieler, so war es das des Schlächters über das Lamm, das er sich fürs Messer ausersehen hat. Eigentlich fechten zwei Spieler einen Zweikampf auf Leben und Tod mit einander, und der Pistolenschuss, den der Besiegte in seiner Verzweiflung auf sich abfeuert, ist nur das Signal zur Enthüllung des eigentlichen Unglücks, welches Vermögen, Achtung, Weib und Kinder in seinen Schlund mit sich hinabgerissen hat.

Denn bis dahin war dieses Unglück im Verborgenen geblieben. Verstellung und Verschwiegenheit sind unerlässliche Eigenschaften für den, der auf die Gunst des Glückes an der Spielbank speculirt; in diesem Punkte hat er niemals einen Vertrauten. Gewinnt er, so bringt er das Gewonnene auf die Seite, um künftige Verluste zu decken; verliert er, so verschluckt er seinen Aerger, und hat er die Gegenwart einer Gattin und Familie auszuhalten, so lächelt er ihnen zu, um sie einzuschläfern und ihre Aufmerksamkeit oder ihre Leichtgläubigkeit zu betrügen. Immer in der Erwartung, dass das Glück sein Unrecht wieder gut machen werde, verwüstet er sein Hauswesen, belastet es mit

wucherischen Zinsen, und rennt an die Spielbank; und dieses Treiben hört nicht eher auf, als mit seiner völligen Verarmung und seinem Tode. Ermordet er sich nicht, so hat er vielleicht eine Mutter, eine Frau, die er noch liebt; denen bekennt er seine Schuld und seine Reue, er rechnet auf ihre Nachsicht und will sie verdienen. Vergebens! die Zeit mässigt die Spielwuth nicht, so wenig wie sie den Säufer bessert; der einzige Tag, an welchem unser Mann der Freude wieder auflebt, ist der, wo die Erbschaft eines reichen Verwandten wieder von Neuem an die Roulette wandern und den Pactolus des Rouge et Noire anschwellen helfen kann.

Es giebt also, wie gesagt, unheilbare Spieler. Viele solcher habe ich in ihren Todesstunden beobachtet.

Manche von ihnen, die den Entschluss gefasst haben sich das Leben zu nehmen, führen ihn wenige Stunden darnach aus. Folgendes ist der letzte Wille eines Solchen: „Lieber Bruder, ich habe in dieser Nacht Alles verloren, und bin schon seit langer Zeit ruinirt. Tritt meine Erbschaft nicht an, ich bin dreimal mehr schuldig, als sie werth ist. Sobald du diesen Brief erhältst, gehe in das Boulogner Gehölz (hier ist der Ort näher bezeichnet), dort findest du meinen Leichnam unter dem und dem Baume. Lebe wohl!“ — Der Schreiber dieses Briefes war früher ein braver Junge, einfachen und traulichen Gemüths; er fiel Schurken in die Hände, die ihn verstrickten. Der noble Spieler, das Ideal der Gattung, hält unerschütterlich an dem Grundsatz fest, dass Spielschulden Ehrenschulden seien. Auch davon gebe ich ein Muster: „Mitternacht. Die Ehre meines Namens

nach meinem Tode verpflichtet mich zu der Erklärung, dass ich, auf Ehrenwort, dem *** sechzigtausend Franken, und dem *** fünfundvierzigtausend Franken schuldig bin. Diese Ehrenschulden werden von meinem Sachwalter, dem ich Vollmacht zur Liquidation meines Nachlasses gegeben, pünktlich berichtigt werden.“ — Man bemerke, dass die letzten Worte eines Spielers, der zum Selbstmörder wird, nie ein Wort von Gott, von Religion oder von Reue über sein thörichtes Leben enthalten; er stirbt als Wahnsinniger in Folge einer unbändigen Leidenschaft. Dass er gleichgültig für alle Freuden ist, die seine Familie oder die Freundschaft gewährt, kommt daher, weil der Mensch, der das Geld liebt, und der sein Verderben wagt um sein Vermögen zu vermehren, weiter nichts in der Welt lieb hat. Deshalb stirbt er ohne Trauer und ohne sich um die, die ihn gekannt haben, zu kümmern.

Der ruinirte Spieler, der seine Verluste zu überleben vermochte, und nun mit seiner Familie von Almosen oder von einem niedrigen Gewerbe lebt, leidet lange Zeit von der Gleichgültigkeit derer gegen ihn, die er ins Unglück gestürzt hat; er leidet nicht minder in seinem Gewissen, wenn er der bessern Zeiten gedenkt, wo er sagen konnte: „mein Besitzthum und meine Einkünfte“. Manchmal beugt den Menschen, den man sonst den Kopf sehr hoch tragen sah, auf einmal die Last des Unglücks, das er allein sich zugezogen hat. Niemand aber bedauert ihn, nicht einmal seine Frau und seine Kinder, die ihm vielmehr ihr Elend und ihre Verlassenheit vorwerfen. Dann sind Liebe, Freude, Hoffnung dahin. Uebrigens stirbt

er schnell, wie alle, die ihre Lebenskraft in unaufhörlichen Orgien vergeudet haben.

Doch bereitet sich dieser Tod langsam vor; Magen, Lungen, Herz oder Kopf empfinden zuerst die Angriffe des wüsten Lebenswandels. Ein mitleidiger Arzt warnt und giebt guten Rath; alte Freunde, die noch einiges Mitgefühl haben, treten an das Krankenbette des „armen Teufels;“ ein Beichtvater empfängt das abgedroschene Bekenntniss einer marklosen und von Gewissensbissen und Unglück zerrütteten Seele. Endlich stirbt er als hätte er niemals gelebt. Gleichgültigkeit und Vergessen begleiten ihn auf den Winkel irgend eines Kirchhofes; keine Kindesthräne benetzt sein flaches Grab.

Im Jahre 1840 begegnete ich auf dem Wege zum Friedhofe einer grossen Stadt zwei Leichenträgern, die sich auf den Sarg niedergesetzt hatten, um auszu-ruhen. Sie wollten den Todten begraben. Die Nacht war hereingebrochen; kein Freund begleitete den Sarg. Da sagte der Eine der Männer: „Den wir hier tragen, den bettete man an dem Tage, wo er geboren ward, wie einen Prinzen; und heute hätte, ohne das Hemd, das man einem andern Todten ausgezogen hat, seine Frau ihn in Papier einnähen lassen.“ Ich fragte den Redenden nach dem Namen des Verstorbenen; es war ein Spieler, den seine Leidenschaft von einem hohen Rang in die schimpflichste Lage herabgebracht hatte.

Ein andermal wurde ich zu einem Kranken in ein Dachstübchen gerufen. Er zeigte mir eine schlecht aussehende krebsartige Wunde, die die ganze Herz-gegend einnahm. Ich fragte nach der Ursache: „Ach, Herr Doctor, das ist nicht von gestern; und wenn ich

mich dazu verstehe mich behandeln zu lassen, so ist es nur, weil ich in meinem Elende Zeit dazu habe. Wissen Sie wohl, dass ich aus dem ersten Stockwerke eines Hauses, das mir gehörte, in das fünfte eines andern gestiegen bin, das einem alten Spielgenossen gehört, der mehr Glück hatte als ich? Er giebt mir diese Wohnung aus Mitleid, vielleicht auch aus Erkenntlichkeit, denn sein Vermögen gehörte ein Bischen mir. Nun so erfahren Sie also, dass ich ein alter Spieler bin, den Gott verlassen hat. Ich habe Alles verloren, und selbst das, was Sie hier in dieser Dachkammer sehen, ist nicht mein Eigenthum. Nun, um auf mein Uebel zu kommen, das fing mit Kratzen an, das erst nur bis aufs Blut ging, und ist, wie Sie sehen, bis zu offenen Stellen gekommen, die das Fleisch wegfrassen. Ich will Ihnen das Räthsel erklären. Wenn ein Spieler auf eine Karte gesetzt hat und nun von dieser sein Loos erwartet, so fühlt er wie sein Herz zerspringen will, und drückt es mit der rechten Hand zusammen. Ich that aber noch mehr: wenn meine Karte immer nicht kommen wollte, so packte es mich unwillkürlich, meine eignen Nägel wühlten sich in meine Haut. Zeit, mich heilen zu lassen, hatte ich niemals; auch wäre der Versuch nutzlos gewesen, denn den andern Tag, wenn mich das Unglück wieder verfolgte, machte ich es noch schlimmer; und ohne es eigentlich zu wollen, fühlte ich mit einer Art von Wollust das warme Fleisch und Blut an meinen eiskalten Fingerspitzen. Jetzt, wo ich nichts in der Welt mehr habe und wo mir nur noch der Tod übrig bleibt, denke ich an meine Wunde, und möchte sie gern los sein. Es ist närrisch, Doctor;

seitdem ich so arm bin wie Hiob, will mir mein Löffel nicht mehr schmecken.“

Ich hatte Zeit meinen Mann zu studiren. Er hatte einen sehr wohlgeformten Kopf, mit den Organen, die auf edlere Anlagen deuten. Aber unter diesen fehlte der Muth gänzlich. Verdankte er diesem Mangel die stoische Resignation in seiner Lage? Ich machte ihm darüber meine Bemerkungen; er antwortete sehr aufrichtig; „Ohne die Liebe zum Leben wäre ich ein Held geworden. Ich bin einem Duell ausgewichen, das mir ein Spitzbube, der mich im Spiel unverschämt geschnellt hatte, anbot, um sich weisszubrennen; ich fürchtete, wenn ich mein Leben in Gefahr brächte, nicht mehr die verdammten Karten tanzen lassen zu können.“ Diesem Manne verdanke ich auch das Bekenntniss, was ein wahrer Spieler sei. „Er ist,“ sagte er, „der leibhaftige Teufel. Er hat weder Seele noch Herz; Karten und Gold, das ist der Kreis, in welchem er handelt, denkt und sich bewegt.“

„Der Spieler hängt an gar nichts. Ich weiss einen, der mit dem Dolche in der Hand seinen alten Vater zwang ihm Geld zu geben. Ich kenne noch einen, der für eine bestimmte Summe seine Frau einem Andern überlieferte; als er das Geld verloren hatte, wurde er wieder eifersüchtig, verkaufte aber die Frau noch einmal, um wieder an die Bank gehen zu können. Wir sterben alle nur auf zweierlei Art: diejenigen, die einen Namen haben, und auf ein falsches Point d'honneur halten, erschiessen sich, halb der Ehre wegen und halb aus Verzweiflung; das sind die Aristokraten der Roulette; die andern, und zu denen gehöre ich, sterben jeden Tag ein Bischen an Gewissens-

angst und Elend. Ich hätte nun wohl die Kenntnisse, die ich mir beim Spiel erworben habe, nutzbar machen können; denn, sehen Sie, in dieser unsittlichen Zeit sind wir eben solches Unkraut, wie das Böse selbst, die es aber doch auch mit jäten helfen. Ich hätte z. B. Polizeiaгент oder so etwas Aehnliches werden können; ich wollte aber einen Namen nicht preisgeben, den ich in meiner Vaterstadt mit Ehren trug. Ruinirte Spieler haben auch noch andere Industriezweige, die sich ihrer Geschicklichkeit eröffnen; sie können ein Kaffeehaus anlegen, oder selbst ein Spielhaus halten, und was dergleichen mehr ist. Das alles aber steht mir nicht an; ich fühle mich weder stark genug mich zu entehren, noch die jungen Leute zu verlocken, die an solchen Orten ihr Verderben beginnen, und von da hinlänglich formirt herauskommen, um den geraden Weg auf die Galeeren oder auf das Schafot zu wandern. Ich könnte ihrer dreissig nennen, die einen in den Bagnos, die andern guillotinirt, die mit mir zugleich das schlechte Leben anfangen. Der ganze Unterschied zwischen ihnen und mir ist, dass jene, als sie fertig waren, Revanche haben wollten, und deshalb stahlen oder nach Befinden mordeten; während ich dagegen am Rande des Abgrundes anhielt. Gute Lehren von zu Hause und von meiner ersten Communion her haben mich vor einem grössern Unglück, als die Armuth ist, bewahrt. Zum Spiel war ich geboren, der böse Hang blieb so lange unterdrückt, als mich meine Mutter noch in die Kirche führte; wie ich einmal von zu Hause weg und den Beichtvater los war, wurde ich schnell, was ich werden sollte. Ich glaube so gut wie Sie, dass man besser in der Kirche

aufgehoben ist als in der Kneipe und beim Spiel, und dass man seine Zeit besser anwendet, wenn man den Almanach von Pierre Larrivay liest, als wenn man sein Capital angreift und nichts thut es zu vermehren. Hätte ich übrigens ein Kind, so würde ich ihm jede Gelegenheit zum Spiel benehmen, weniger wegen der Zeit, die dabei verloren wird, als wegen der Anleitung zur Selbstsucht, die die höllische Freude am Gewinn giebt. Ich sah meine alten Eltern tagtäglich spielen; das machte mich glauben, dass man vom blossen Zeitvertreib leben könne, und als ich nun etwas lernen sollte, hatte ich schon keine Lust mehr zur Arbeit. Grosse Spieler sind alle faul.“

In diesem Bekenntniss wird man wohl die naturgetreue Schilderung finden.

Es ist auch vollkommen richtig, dass die Faulen und Müssiggänger beständig auf irgend einen glücklichen Treffer spannen; besonders sind die Schwachsinnigen unter ihnen von dieser Art Fatalismus besessen, mit dem sie sich einem unbekannten Geschick auf Gnade und Ungnade ergeben. Es giebt in den Annalen der Spielbänke unerwartete Glücksfälle; und diese, übrigens hinlänglich seltenen Fälle liefern eben dem Diebstahl und dem Bankrotte immer neue Candidaten.

Unter den letztern giebt es auch noch hässlichere Gestalten, als die bisher geschilderten, deren Ende auch ihrem Leben entspricht, und das sind die wahren Panierträger der Immoralität eines Volks. So empfängt z. B. ein Sachwalter mehrere Depositengelder; die Gewinnsucht spiegelt ihm vor, dass er damit ohne Mühe ein grosses Vermögen erwerben könnte; er setzt das Geld seiner Clienten auf eine Karte und

verliert. Ein paar Tage darauf wird es wieder eingefordert; der Gesetzkundige verlangt Aufschub, der ihm abgeschlagen wird. „Warten Sie, ich gehe in meine Casse.“ Zehn Minuten, eine Stunde vergehen, der Mann kommt nicht wieder. Man geht nach der Casse und findet ihn mit umgedrehtem Kopfe und ein Rasirmesser in der Hand. Er hatte sich die Halspulsadern durchschnitten. In dem Blute schwimmt ein Billet. „Ich habe Ihr und vieler Anderer Geld verloren. Verfluchtes Spiel! Vergebe mir Gott.“

Solche tragische Selbstmorde von Leuten, die für rechtschaffen galten, sind nicht selten, und sie beweisen, was die Verblendung dieser Art vermag, da sie mehr und mehr die Würde und Reinheit des Sachwalterstandes, des Verkehrs und aller Berufsarten, die sich auf Rechtlichkeit und Vertrauen gründen, zu vernichten droht. Der persönliche Charakter und die öffentliche Stellung werden dabei gleichmässig geopfert. Auffallend ist, dass diese Art von Spielern sich Gott befehlen, nachdem sie die Menschen betrogen haben; ein Beweis, dass es in ihrer letzten Stunde hell in ihnen wird und dass die Reue sich einstellt. Bei ihnen ist es aber auch nicht die Leidenschaft des ächten Spielers, sondern eine angekünstelte, die an die Habsucht angränzt und die selbst auf Gottes Erbarmen noch speculirt. Eine grössere moralische Nichtswürdigkeit kann es nicht geben. Denn der Spieler von Jugend auf betrügt nur sich, oder vielmehr das Spiel verblendet und verführt ihn; er stirbt als Unsinniger und verlangt weder von Gott noch von Menschen Verzeihung. Er tödtet sich endlich mehr seiner eignen Ruhe wegen, nicht wegen der Andern; der aber, den wir jetzt zu-

letzt schilderten, fürchtet sich vor dem Tode, und wenn er nicht über das Meer entkommen kann, lässt er sich vor Gericht schleppen, oder er spielt auch wohl, um sich aus der Schlinge zu ziehen, hinter einem Versteck von Chicane und rabulistischen Kniffen.

Frauen, denen nichts daran liegt, ob sie gefallen, kennen die heftigen Gemüthsbewegungen eines Menschen, der Vermögen und Leben aufs Spiel setzt, ebenfalls sehr wohl; wenn sie sich dieser Leidenschaft weniger überlassen, so kommt dies nur daher, weil einerseits ein eigentlicher Spielclubb von Frauen in der öffentlichen Meinung weit mehr verpönt ist, und andererseits die Regierung, ihrem finanziellen Vortheile entgegen, die Abschaffung des verruchten Lottos ausgesprochen hat. In den Zeiten, wo dieses, unter einem König, der beständig in Geldverlegenheit war, erfunden, unglücklicherweise so gute Geschäfte machte, wurden ihm Menschen selbst bis in die untersten Stände hinab zum Opfer. Besonders stürzten sich die Frauen, vom Hange zum Ausserordentlichen und von Habsucht getrieben, wie unsinnig an das Glücksrad, wo sie in Hoffnung ankamen und mit bitterer Täuschung heimkehrten. Von Zeit zu Zeit trifft man noch auf einige solche Opfer, die ihre kleine Habe überlebt haben, und denen auf ihrem Strohlager kein Trost blieb als das unaufhörliche Anstarren der unzähligen Zettel, auf welchen die alten Versprechungen einer ersehnten Terne immer wieder zu lesen sind.

Das Lotto war ganz darauf eingerichtet, das Volk in seinem Aberglauben zu erhalten; und es ist so wahr, dass die Träume die Gedanken, die man am Tage mit sich herumträgt, widerspiegeln; denn

fast überall konnte man damals beobachten, dass die Spielerinnen hartnäckig auf der Nummer bestanden, die ihnen die Jungfrau oder irgend ein Heiliger im Traume als die künftigen Treffer angegeben hatte. Das Lotto war die Schoosssünde der alten Weiber und des Dienstpersonals; und da die Kirche das Glücksspiel verbietet, so gingen sie lieber nicht zur Beichte, als dass sie die hoffnungsreichen Tage vor den Ziehungen aufgaben.

Ich hatte eine alte Frau zu behandeln, die durch langen Kummer in eine Art von Blödsinn verfallen war. Seit zwölf Jahren wohnte sie in einem fünften Stockwerk, und lebte da, entfernt von allem Umgange und nur von ihrer Familie mit Almosen unterstützt, in der Verborgtheit. Eines Tags aber fand ich sie bei vollem Verstande; da gestand sie mir ihre Thorheit, dass auch sie auf die Millionen einer Quaterne gehofft habe. Sie hatte sechzigtausend Franken in den Schlund des Lottos geworfen, und als mir dies doch zweifelhaft schien, holte sie ein ungeheures Paket alter Lottozettel unter ihrem Kopfkissen hervor. „Alles habe ich in diesem Spiele verthan, Schmuck, Wäsche, Renten und Capital. Ich habe nichts behalten, als was ich da im Koffer liegen habe, ein Taschentuch und eine Nachthaube. Dahin hat mich dieses Spiel gebracht; ich denke aber doch noch mit Sehnsucht an die gute Zeit, wo ich allemal acht Tage lang mit der Hoffnung auf zweimalhunderttausend Livres Rente einschlief.“ Die Frau starb bei wiedergekehrtem Verstande und in der äussersten Dürftigkeit. Sie musste auf öffentliche Kosten begraben werden.

So führt das Spiel zu allen Entartungen des Geistes und Herzens.

Man beklagt seine Folgen, weil sie gewöhnlich auf Selbstmord und den Zusammensturz alles zeitlichen Glückes hinauslaufen. Aber in den Gefängnissen und auf den Galeeren findet der Beobachter noch viel traurigere Folgen, wenn er fragt, ob die, die dorthin gebracht wurden und später einmal wieder auf freien Fuss kommen, durch die Strafe besser geworden sind. Wer weiss nicht, dass die Spieler von Profession, die durch ihre Geburt oder ihr Gewerbe Vermögen besitzen, die natürlichen Verführer derer sind, die nichts haben, die, in ärmlichen Verhältnissen, aber mit Lastern und begehrllicher Sinnlichkeit aufgewachsen, in dem Diebstahl, dem Morde und in Verbrechen aller Art den ersten Einsatz auf ihren Glücksstern suchen? Die bösen Beispiele werden immer von oben gegeben. Es giebt unter dem Volke Leute von den tüchtigsten Anlagen, sie konnten gute Familienväter, rechtliche Gewerbsleute und würdige Bürger werden, hätten sie nicht mit angesehen, wie das Glück sein Füllhorn in die Börse des Spielers ausschüttet. Nun gehen sie die Schlangenwege des Bösen, um ihrem aufgeregten Verlangen Befriedigung zu verschaffen.

Die grossen Virtuosen des Verbrechens gehen stets aus der grossen Classe von Menschen mit schwankenden Grundsätzen hervor, die weder an Sittlichkeit glaubt, noch irgend etwas für unmöglich hält. Diese stehlen um zu spielen, und morden um zu spielen. Einer der Sträflinge, der zum Tode verurtheilt worden aber durch königliche Gnade auf Lebenszeit auf die Galeeren verwiesen war, erzählte mir, dass er als Haupt einer Spielerbande zu Paris zu seiner Unterhaltung die nur ihm bekannten Spielhäuser oft besucht

habe. „Ich unterstützte,“ sagte er, „den Besitzer eines dieser Etablissements mit meinem Credit und meinem Rathe. Letztern gab ich umsonst, erstern nur gegen sicheres Unterpfand, Nun, es konnte nichts Schmäherliches geben, als die Liste der Darlehen, die ich täglich hingab. Denn ich lieh nur auf werthvolle Dinge; glauben Sie wohl, dass man mir Frauen und Töchter anbot? Und wenn diese verdammten Spieler Alles verloren und keinen Credit mehr hatten, blieben sie freilich von der Bank weg; bald aber kamen sie mit vollen Taschen wieder. Ganz gewiss hatten sie dann gestohlen, oder mit ihren Frauen und Töchtern Gold gemünzt. Wenn Einer arm, von gesunden Knochen und faul ist, so soll mich nichts von ihm wundern; nur Eins ist er nicht im Stande: recht zu thun.“

Hier haben wir also an dem Spiel das Laster, das, wie sich mein Galeerensträfling richtig ausdrückte, die untern Classen ansteckt, ihr Herz verhärtet und den Glücksfall zu ihrem Gott macht. Die Ablegung alles menschlichen Gefühls und der Mangel an freiem Willen sind Anfang und Ende aller Auflösung der Sittlichkeit.

Als dieser verrufene Galeerensträfling endlich starb, verleugnete er nicht einen Augenblick den schwankenden und den Ereignissen nachgebenden Charakter der Menschen, die sich den Schickungen des Zufalls überlassen haben. Noch an seinem Todestage sagte er: „Sehen Sie, Herr Doctor, unter allen diesen, wegen so verschiedener Verbrechen verurtheilten Menschen, die Sie da in Ihrem Saale liegen haben, ist nicht ein Einziger, der nicht faul, arm und ein Wagehals gewesen wäre. — Aber der da, der reiche Gutsbesitzer,

der seinen Feind, als er über seinen Grund und Boden kam, mit der Flinte erschoss — nein, das ist kein Galeerensklave, das ist ein Verbrecher.“ — Was macht ihr denn aber für einen Unterschied zwischen diesem und jenen? — „Denselben, wie Sie zwischen dem Aussatz und dem Schlagfluss; der erstere ist unheilbar und pflanzt sich oft in der nämlichen Familie fort; der andere tödtet auf der Stelle oder macht den, den er getroffen, blödsinnig und gelähmt. Der Galeerensklave ist ein chronisches Uebel der Gesellschaft, und die Bagnos haben den Ruhm, die reinen Muster derselben zu bilden. Die unächten Galeerensklaven sind nur unvollständige Nachahmungen der erstern.“

Wie er dem Tode ganz nahe war, redete ihm die barmherzige Schwester zu, einen Priester kommen zu lassen und zu beichten. „Ich glaube an nichts auf der Erde; wenn es Ihnen aber angenehm ist, so mag es sein.“ Er beichtete und sagte dann zu mir: „Wenn Gott in den Herzen der Menschen liest, so wird er recht gut wissen, dass ein Spieler keine Viertelstunde seines Lebens rechten Treu und Glauben hatte. Ich habe es auch dem Priester gesagt, als er mir von Glauben und Reue vorredete, dass ich nie das Eine oder das Andere gekannt habe; sie zu lernen ist es zu spät, und Gott wird sich nicht betrügen lassen. Wenn er mir verziehe, so wäre er nicht gerecht.“

Wenn ich bedenke, dass so manches Gewerbe die Herzensverhärtung und einen niederträchtigen Zweifel an Allem gerade durch die nämlichen Grundsätze predigen, wie sie beim Spiel gelten; und wie der Zufall, dieser Gott des Reichwerdens oder des Bankrotts,

seinen Anhängern bald Gold bald Dolchstösse austheilt; so sehe ich wohl, woher das Böse kommt, das jetzt an der Gesellschaft frisst, aber ich finde das rechte Heilmittel nicht, das man gegen diese Ansteckung des Gelddurstes anwenden müsste, deren Symptome alle auf eine Verflachung der Seelen scheinen zurückgeführt werden zu können.

Sechstes Capitel.

Der Wucher.

Psychologie des Wucherers. — Charakter, Sitten, Ungeselligkeit, Sterbestunde und Tod desselben. — Beispiele und Schilderungen. — Gewaltsame Todesarten des Wucherers.

Der Wucherer ist ein verzerrtes Abbild des Spielers; er unterscheidet sich von diesem durch die in ein System gebrachte Materialität seines Thuns. Die Leidenschaft, die ihn ausschliesslich beherrscht, nährt sich weder von den lebhaften und oft getäuschten Gemüthsaueregungen des ächten Spielers, noch von der Lust einer schnell vorübereilenden Gegenwart, die er sich bemüht in thörichter Verschwendung zu erhaschen. Gegen die Furien der Verzweiflung durch die Unfehlbarkeit seines Gewinns geschützt, zittert er stets nur für das Leben Anderer, derer nämlich, deren Ehre, Vermögen und Stellung er mit Unverschämtheit ausbeutet. In der Seele des Spielers giebt es noch einen moralischen Gehalt: er fühlt die Schläge der glücklichen oder unglücklichen Wechselfälle; er verehrt eine Idee, er glaubt an das Glück, das durch Wagen gewonnen wird; der Wucherer aber betet nur die Gottheit

an, die er betasten kann. In seine Seele hat sich, da er geboren wurde, selten ein Strahl des Himmels gesenkt; und empfing er einige Erziehung, so hat er sie bald vergessen, sie geht unter in den Theorien der Habsucht und der schlaunen Berechnung. Gegen sich selbst ist er jedoch keineswegs immer geizig; wäre er das, so vereinigte er zwei Charaktere in sich; und obgleich solche Doppelwesen auch vorkommen, so ist es doch gar nicht ungewöhnlich, dass ein Wucherer für seine Person ein bequemes und behagliches Leben liebt.

Ich habe mehrere correcte Muster dieser krankhaften Ausartung der Menschheit gekannt. Alle hatten sich durch ihre niederträchtige Betriebsamkeit aus der Hefe des Volks bis zu dem trivialen Range eines reichen Mannes emporgewunden. Sie besaßen ein Haus, ein Landgut, Bedienten, Equipage, und nicht einen Freund. Ihre innere Einrichtung war ein buntes Allerlei aus alten oder neuen Meubles, mancherlei Gemälden aus verschiedenen Schulen, Candelabern und Pendulen aus allen Zeitaltern; aber nichts passte zusammen; alle diese fremden Gäste schienen sich hier nothgedrungen oder zufällig das Rendez-vous gegeben zu haben. Der Herr vom Hause, mit dem bedeutungsvollen Aussehen eines Bewahrers von Reliquien, hatte auch noch verborgene Schätze aufzuweisen, deren Werth seine Unwissenheit überschätzte; Ringe und Dosen von Königen geschenkt, antike Cameen, Diamanten vom reinsten Wasser. Und wenn er sie uns in die Hände gab, damit wir sie besser betrachten könnten, so war ihm bänglich wie einem Könige, der seine Krone zu verlieren fürchtet; er hütete uns mit

dem Blicke, und seine ungeduldigen Hände hörten nicht eher auf zu zittern, bis er das Kleinod selbst wieder hatte. War die Musterung vorbei, so war auch die Unterhaltung beendigt; die Ungeduld über den Besuch malte sich in stummen aber verständlichen Mienen. Auf einmal klopft es an die Thür; das Herz des Wucherers wird von Hoffnung geschwellt. Das ist Einer, der sich schnellen lassen will, ein Spieler, der auf dem Trocknen sitzt, oder ein armer Familienvater, die kommen um „von Geschäften zu sprechen;“ wir entweichen durch eine verborgene Thür, und unser trockner Gruss wird uns mit einem Aufathmen erwidert, das zu sagen scheint: Endlich ist er fort!

Meine mehrfachen Beobachtungen an den Schädeln dieser elenden Gauner lassen mich die Behauptung aufstellen, dass der Wucherer als solcher geboren wird. Eine schöne Stirn oder irgend eine edle Hervorragung habe ich bei dem ächten Wucherer niemals gesehen. Die Organe, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, in mässiger Entwicklung, bieten vielmehr dem Phrenologen hinlängliche Gelegenheit dar zu bemerken, wie sehr hier die der Schlaubeit und noch mehr die der Habsucht weit über alle andern vorherrschen. Erwarte Keiner etwas von dem Manne mit der zusammengequetschten Stirn, dem unaufhörlich rollenden Blicke, der dünnen spitzen glänzenden Nase, den schmalen zusammengekniffenen Lippen, auf welchen nur zufällig ein anbefohlenes Lächeln herumirrt. Was er auch für ein Geschäft treibe, er wird sicherlich seinen Ertrag durch Alles vergrössern, was er durch Praktiken voll Lug und Trug erpressen kann. Und verleiht er Geld, so hält er erbarmungslos auf

die Verfallzeit von Zinsen und Capital. Redet ihm nicht von etwas Grosse, von Philosophie, von schönen Künsten; davon begreift er nichts; alles Wissen, was seine Selbstsucht nicht befriedigt, ist ihm Spielerei. Eins nur versteht er, das hat er gelernt, weil er Tag und Nacht daran dachte, sein Buch zu führen und Chicanen zu machen. Auch den Zahlensinn findet man nicht selten an seinem Schädel; aus allem macht er Geld, und etliche Paragraphen des Civil- und des Criminalgesetzbuchs weiss er sehr gut auszulegen. Zwei Personen nur besucht er öfter auf geheimnissvolle Weise; er traut aber keiner von beiden; das ist der Notar und der Sachwalter. Handelt es sich um eine Verschreibung, so ist es staunenswerth, mit welcher Erleuchtung er irgend einen zweifelhaften Punkt ausfindig macht; oder um einen Process, so liefert er dem, den er mit seinem Vertrauen vor dem Gerichtshofe bekleidet, selber die Beweise, und die möglichen Einreden der Gegenpartei dazu.

Der Wucherer hat, wie gesagt, nicht einen Freund. Wie sollte er auch, er, dem der Sinn für Wohlwollen und Freundschaft gänzlich abgeht? Er lebt allein, ausser Berührung mit seinen Verwandten, seinen Nachbarn und alten Bekannten. Man sieht ihn selten unter den Leuten; er scheut sich vor ihren Blicken, geht umher mit niedergeschlagenen Augen; am allerwenigsten kommt er in Gesellschaft, wo lustige Gesellen beissenden Tabak rauchen, starkes Bier trinken und sich derbe Wahrheiten sagen. Er weiss recht gut, dass der, dem man auf unmässige Zinsen leiht, unser Feind wird; und die Zahl seiner Feinde wächst, wie sich seine Jahre und seine Capitale mehren.

Bewundernswürdig versteht sich der Wucherer auf die Zukunft eines Vermögenden, der in der Klemme ist. Gelüstet ihn nach dessen Landgute oder Hause, so weiss er, ehe er ihm Geld leiht, die Zeit, zu welcher er ihn höchstwahrscheinlich nöthigen wird, ihm in gerichtlich verfügter Versteigerung das Erbe seiner Väter zu verkaufen. Er kauft auch auf Leibrente; und da ist es nach ein oder zwei Jahren Abwarten schön zu sehen, wie tief er die Unsicherheit einer anscheinend noch so robusten Gesundheit durchschaute; man möchte glauben, er habe über die wahrscheinliche Lebensdauer eines schon halb zu Grunde gerichteten Spielers, bevor er mit ihm abschloss, einen Kunstverständigen zu Rathe gezogen. Er sieht die Schlagflüsse, die Aneurysmen, die Wassersuchten und alle andern Krankheiten, welche unser Geschlecht so schnell hinraffen, schon von Weitem kommen.

Wird er nachgerade alt, so verbreitet sich der Widerwille, den er einflösst, durch die ganze Stadt, wo er seine zahlreichen Capitalien angelegt hat, und auf dem Lande, wo seine überschuldeten Pächter im Elend schmachten. Den nagenden Gedanken, dass man ihn verachtet, kann er nicht los werden; er wird wortkarg und verzagt; er fürchtet auf seinen entlegenen Landgütern, wo ihm verarmte Landleute schon mehrmals Drohworte ins Gesicht gestossen haben, sich in Gefahr zu bringen. In jedem Jäger mit der Flinte sieht er einen Feind, der auf ihn lauert, um ihn zu tödten. Nun kommt er wider Wissen und Willen von seinem alten Zuge, die Leute aus ihrem Eigenthum zu werfen und zu chicaniren, zurück; man steckt seine Waldungen und Ernten an, verwüstet seine Besitzun-

gen, er aber lässt sich Alles gefallen. Gerichtsdieners, Notar und Sachwalter kennen ihren früher so unerbittlichen Kunden gar nicht mehr; er, der sonst so herbe auf seinen Forderungen bestand, und so hitzig an biss, wenn es zum Process kam, er ist mit einemmal gelassen und ruhig wie der alte Hiob.

Am Abend seines Lebens fühlt er doch manchmal einige Regungen von Moral und Religion in sich, und beinahe möchte man glauben, dass in seiner Seele der Gelddurst mit Gewissen und Recht und Pflicht zu ringen habe. Wirklich nimmt er sich vor künftig einen bessern Wandel zu führen; er leiht von jetzt an zu billigen Zinsen, ja er giebt sogar dann und wann ein Almosen. Diese Sinnesänderung darf uns nicht in Erstaunen setzen; sie ist bei einem niedrigen Menschen, der das Böse lange Zeit mit Leidenschaft geliebt hat, nun aber fühlt, dass seine Kräfte dazu nicht mehr ausreichen, ganz natürlich. Früher oder später macht sich bei jedem schlechten Menschen, wie übel organisirt auch seine Seele sein mag, doch eine sittliche Regung, wenn auch noch so schwach und leise, geltend. Es müsste Einer dem rohen Thiere ganz nahe stehen, wenn nicht gegen das Ende seines Lebens einmal das Gewissen über seine lange Schlechtigkeit erwachen sollte; und im Wucherer geht der Mensch doch nicht ganz unter. Er möchte wohl gern nun wiedergeboren werden für die sanften Freuden der Familie, der Freundschaft, und für die Verheissungen der Religion; das aber kann er nicht; und wie der unglückliche Aussätzige sein Uebel nicht los wird, so kann er sich nimmermehr der Stimmen seines Innern erwehren, die ihn verurtheilen.

Ist er Familienvater, so hat er gewöhnlich kein Glück mit seinen Söhnen; diese haben bei Zeiten schon das Haus verlassen, führen in der Ferne ein wüstes Leben, und er empfängt von seiner Nachkommenschaft nichts als Klagen und protestirte Wechsel.

Die Religion könnte ihm wohl einigen Trost darbieten; aber die Pflichten und Opfer, welche sie verlangt, die gehen doch immer noch über seinen Horizont. Er steht schon mit einem Fusse im Grabe, aber der Gedanke, dass er unrecht erworbenes Gut wieder erstatten soll, macht ihm doch das Herz bluten. So hilft er sich denn mit einem Abkommen; er geht in die Messe; und eines Tages, nachdem er den zusammengescharrten Trödel seiner Opfer preisgegeben hat, trifft man ihn als verschämten Christen in dem Eingange einer kleinen Kirche.

Die Calculs des Wucherers haben, eben so wie die des eigentlichen Geizhalses, auch ihr Uebersinnliches und Abstractes. Denn man kann gar nicht glauben, was alles diese gierigen Seelen, die einen Menschen bis auf den letzten Heller bewirthschaften, zernagt und durchätzt. Er liegt auf Dornen.

Zwei Gedanken trägt der Wucherer beständig mit sich herum: einmal, so viel Gold als nur immer möglich anzuhäufen; sodann aber das tiefe Gefühl, wie sehr man ihn verachtet, und die Angst vor den Anschlägen, die seine Feinde auf sein Vermögen oder auf sein Leben machen möchten. Daher kommt seine Schlaflosigkeit, seine Abgeschlossenheit, seine beständige Furcht, sein Hocken zu Hause und sein Mangel an Esslust. Diese Sklaverei an Leib und Seele zieht ihm Nervenkrankheiten, Blutandrang nach dem Kopfe,

schlechte Verdauung, Hämorrhoidalübel, Wassersuchten zu. Nimmt er nicht ein gewaltsames Ende, so stirbt er an einer chronischen Krankheit, die von seiner Monomanie entsprungen ist und gesteigert wird. Rückt ihm der Tod nahe, so wird er selten einen Geistlichen verlangen, und die, welche ihn kennen, haben auch nicht den Muth, ihm eine Aussöhnung mit dem Himmel vorzuschlagen. Wiedererstattung! das Wort drückt ihn wie der Alp und ist sein ewiges Schreckbild. Uebrigens wird der, der sein Lebenlang nur auf die Güter dieser Welt seine Hoffnung setzte, nie glauben, dass sein Ende schon so nahe sei.

In der Sterbestunde bleibt der Wucherer mit seinen Schätzen fast allein. Besuche beunruhigen ihn auch nur und bringen ihn auf, denn er meint, sie werden ihm doch nur aus interessirten Absichten gemacht. Der Anblick seiner natürlichen Erben ist ihm vollends unerträglich, und wenn ihm eine Thräne ins Auge tritt, so fällt sie gewiss auf seine Casse, von der er sich nun trennen soll. Ich kannte einen dieser Unglücklichen mit einem so versteinerten Herzen, als es nur jema's eins gab. Seine unerbittliche Härte gegen seine Neffen verleugnete er bis zum letzten Augenblicke nicht. Als er fühlte, dass es mit ihm zu Ende gehe, machte er heimlich ein Testament zu Gunsten eines lumpigen Bettlers; nichts ist bei solchen böartigen reichen Leuten gewöhnlicher als dergleichen verrückte Schenkungen, die auch nur aus ihrer Geistesverwirrung zu erklären sind. Nun, mein Wucherer hatte doch an meinen Blicken gegen meinen Willen mir abgemerkt, dass er dem Tode diesmal nicht ent-rinnen würde; er liess sich auf ein nahes Landgut

bringen, und kam nicht wieder in die Stadt, als nur um da beerdigt zu werden. Der Wärter, der ihn gepflegt hatte, erzählte mir, dass kurz vor dem Tode, während er einen Augenblick geschlummert habe, unser Mann die Nacht ausser dem Bette zugebracht, und dass er ihn am Morgen, zitternd und zähneklappernd vor Frost und auf ein Grabscheit gestützt, vor der Thür des Landhauses gefunden habe. Was hatte er gemacht? Weil er seinen Erben nichts hinterlassen wollte, hatte er sein Geld und Alles, was er von Werth besass, in einem verborgenen Winkel des Feldes vergraben. Manchmal, wiewohl selten genug, lässt sich der Wucherer durch eine Gevatterin aus der Nachbarschaft bearbeiten, dass er einwilligt, einen Geistlichen kommen zu lassen. Seine Beichte ist eine schlechte Komödie. Er verspricht zu bereuen, künftig nicht mehr für seine Darlehen himmelschreiende Provisionen zu nehmen; er lässt sich alle Bedingungen gefallen, um dem Herrn des Himmels, an den er doch noch von seinen Kinderjahren her etwas glauben muss, Verzeihung abzulocken; aber verlasse man sich darauf, dass alle diese Entschliessungen einer hinfälligen Seele leer und lügenhaft sind. Kommt er diesmal mit dem Leben davon, so ist der verbärtete Sünder durch diese Prüfung noch nicht mürbe gemacht; sowie er sich wieder fühlt, wacht auch die alte Leidenschaft wieder auf, der Wucherer ist wieder erstanden. Ich habe ihn im Delirium beobachtet; der gute Abbé glaubte steif und fest, er habe der Hölle eine Seele entrissen; aber die Worte, die der Sterbende unverständlich und abgebrochen hermurmelte, waren nur die Kunstausrücke seines Gewerbes.

Ob die folgende Anekdote erfunden oder wahr ist, mag dahin gestellt sein; dass sie den Wucherer, der sich angeblich bekehrt hat, treu schildert, ist gewiss. Ein solcher hatte ein silbernes Crucifix in den Händen, und der Glanz des Metalls beschäftigte ihn viel mehr als die Vermahnungen des Beichtvaters. „Sie versprechen also in Christi Namen, dass Sie Ihr Leben bereuen; Sie bitten um Vergebung, dass Sie auf fünfzig Procent geliehen haben, und wollen das nicht wieder thun?“ Der Patient antwortete mit unverständlichen Lauten, die der Abbé zu Gunsten seines Seelenheils auslegte, um so mehr, da der Wucherer den Christus in seinen Händen hielt, als wolle er ihn umarmen. Auf einmal richtet er sich empor, der alte Instinct siegte über Tod und Hölle; er giebt den Christus mit der Geringschätzung eines Taxators zurück und sagt mit dem Tone des Bedauerns: „Darauf kann ich nur zehn Thaler leihen.“

Es giebt eine moralische Wahrheit, welche diejenigen, die die Güte der menschlichen Natur mit Lob überschütten, vergeblich zu bekämpfen bemüht sind; die Erfahrung und der Augenschein sprechen hier überzeugender, als alle Worte. Wo sich ein Mensch einmal mit dem Schlechthandeln ganz vertraut gemacht hat, ist eine gründliche Besserung, das wage ich zu behaupten, unmöglich, und selbst die Schrecken des Todes pressen ihm höchstens eine gemachte, künstliche und nicht von Herzen gehende Reue ab. Wie soll auch dem Wucherer ein Wort von Herzen gehen, der niemals ein Herz gehabt hat? Einen Mörder, bei dem die Hand ein einziges Mal rascher gewesen ist, als die Ueberlegung, dem will ich glauben, wenn er

von Gewissen und Reue spricht; ein Schurke, der seine schlechten Handlungen stets vorher bedachte, der bleibt, was er ist, auch am Rande des Grabes; auch dass er dem Priester zuhört, behandelt er noch wie ein Darlehn: er leiht ihm seine Ohren, gegen den wucherischen Zins an ewiger Glückseligkeit, die ihm dieser darbietet. Er giebt ihm sein Wort, wie er vormals Einem, der ihn vom Abgrund rettete, die Hand gab, und ihn am andern Morgen an die Verfallzeit seiner Schuld erinnerte.

Erwarte Niemand von dem Wucherer etwas Menschliches; ihn rührt kein Unglück, und die schwersten Zeiten finden ihn von Stahl und Erz. Während des Herrschens der Cholera hat sich kein Einziger von dieser Menschenklasse irgend eine edelmüthige Handlung beugehen lassen. Und wunderbar, sie widerstanden der Krankheit und den Gemüthsbewegungen ungleich besser als Andre. Warum? Weil sie kein Gefühl haben für das, was ihre Person nicht betrifft. Als ich 1819 auf einer Fregatte auf Station bei den Antillen war, hatten wir einen Wucherer, der als Modell der Gattung dienen konnte, an Bord. Das gelbe Fieber wüthete unter dem Officiercorps und der Mannschaft. Unser Geschäftsmann verzog keine Miene, bis er hörte, dass ein braver Junge, sein Kamerad aber nicht sein Freund, dem Tode nahe sei; sie hatten gemeinschaftliche Rechnung bei dem Schiffskoch. Da nahte er sich ohne Scheu dem Sterbenden, ein Papier in der Hand, das dieser mit allem, was darauf richtig und falsch stand, was er ihm geliehen und nicht geliehen hatte, sowie eine unbedeutende Wechselschuld unterzeichnen musste.

Ein gewaltsames Ende haben solche Menschen oft gefunden, die nichts in der Welt liebten, als das Metall, womit man Alles, nur nicht Liebe und Freundschaft, kaufen kann. Das, was nur ein freies Geschenk ist, das bleibt dem Wucherer, und wäre er noch so reich, versagt. Von aller Wiedervergeltung, die Menschen gegen Menschen üben, ist diese die gerechteste und von dem allgemeinsten Beifall gebilligte. Wir haben in Frankreich fast keinen Ort, der nicht seine Anekdoten über das endliche Loos eines solchen falschen Krösus zu erzählen wüsste. Den Einen hat der Schlag gerührt über eine Forderung, die er nicht eintreiben konnte; der Andre ist bei einer Emeute, in die er zufällig gerathen, mit umgekommen. Auf einem Dorfe in Languedoc findet man einen am Baume erhängt. Ich kenne einen, dem man mit der Pistole auf der Brust die Verschreibung einer ungeheuren Summe abzwang. Anonyme Briefe, mit Drohungen von Ueberfall und Mord, haben ihrer viele empfangen und aller Lebensmuth war ihnen dadurch für immer genommen. Manche wollten lieber unter den Händen ihrer Schuldner sterben, als ihrer liquiden Forderung entsagen. Einer wurde durch die Aussicht auf ein gutes Geschäft angelockt; nachdem dies abgeschlossen, lässt er sich bereden, zu essen und zu trinken; man macht ihn durch ein betäubendes Mittel im Weine in kurzer Zeit betrunken, sein Wirth führt ihn an den Quai eines unserer Seehäfen, und darauf hört man lange Zeit nichts von ihm. Nach drei Monaten wird das Hafenbecken gereinigt; man findet den Leichnam des Wucherers auf dem Grunde, um den Hals einen Strick, an dessen Ende ein

schwerer Stein hängt, und alle Taschen mit Steinen gefüllt.

Stirbt ein Wucherer aber in seinem Bette, so bleibt er mit seinem Todeskampfe allein, ohne Freunde, dann und wann nur von gierigen Verwandten besucht, die an seinem Lager eine Parodie auf die Be-trübniß aufführen. Er glaubt jedoch nicht daran, und stösst sie von sich wie sonst die mittellosen Borger. Von Feinden oder gleichgültigen Gemüthern umringt, weist er den Beistand der Kirche zurück, denn man könnte ihm, als Preis für die Vergebung seiner Sün-den, die Wiedererstattung des gestohlenen Gutes an-muthen. Sein Delirium ist ein Monolog des Wuchers und des Geizes. Endlich stirbt er, und seine Erben laden die ganze Gemeinde zum Begräbniss ein, als wollten sie vor Gott die Schande und den Genuss un-recht erworbenen Gutes bemänteln.

Siebentes Capitel.

Der Geiz.

**Psychologie des Geizigen. — Der travestirte Geiz. — Der Kirchen-
vorsteher. — Der Gefängnisvater. — Die Sucht zusammenzuscharren noch
über der Liebe zum Leben. — Der Geizige in der Klemme. — Tod eines
Harpagons. — Phrenologisches. — Arznei des Geizigen. — Eine Krank-
heit. — Verkehrte Erziehung der studirten Geizigen. — Der Geizige
glaubt nie zu sterben. — Sein Mangel an Religiosität. — Sterbestunde
und Tod. — Ein letztes Wort über seinen letzten Seufzer.**

Der Geiz, als der ein Individuum beherrschende fixe und unaustilgbare Gedanke betrachtet, ist ein aufreibendes Abnutzen, das dieses Individuum an sich selbst begeht, und seine Folgen stellen den menschlichen Egoismus in seiner ganzen Nacktheit dar. Wie jeder natürliche Hang, der entweder durch fehlerhafte Erziehung oder, wie gewöhnlicher, durch eine eigenthümliche Gehirnorganisation unbezähmbar wird, drängt der Geiz alle andern Anlagen des Gemüths und des Geistes zurück. Wer nur zu einem materiellen Thun und zu blosser Anhäufung brauchbarer Dinge, ohne allen Willen sich ihrer zu bedienen, geboren ist, der ist in seinem Gehirn verkrüppelt, er leidet an einer Monomanie und ist ein Menschenhasser seiner selbst.

Wir haben also jetzt von dem zweibeinigen Geschöpf zu handeln, dessen intellectueller Instinct lediglich auf den Kreis der Habsucht, ohne dass er weiss, was er mit dem von ihm Hervorgebrachten machen soll, beschränkt ist. Ein solches Geschöpf hat einen schwachen Kopf; eine philosophische Reflexion über die Unbeständigkeit der Dinge bringt es nie zu Stande; es glaubt nur an seine zukünftige Armuth, und opfert seine Gegenwart den Entbehrungen aller Art; endlich es stirbt alle Tage ein wenig, während es für Andere die Mittel aufhäuft, von denen diese leben können.

Der Geiz ist, wie wir ihn hier nehmen, die ausgeartete und fast thierische Aeusserung einer Anlage, welche, wo sie von einigen andern höhern unterstützt wird, die Bemühungen um Wohlstand, um Ehre oder um die Schöpfungen der Natur und Kunst zu edlen und kühnen Unternehmungen treibt. Solche Unternehmungen aber sind nicht für den gemeinen Geizigen; und dies beweist nur, dass die Instincte der Thiere sich lediglich in dem Masse zu der sittlichen Schönheit umgestalten, als sich ein Wesen von den untersten Stufen der Thierreihe zu dem göttergleichen Geschöpf, wie es der geniale Mensch ist, erhebt.

Der vollendete Geizhals ist also eine Missgeburt, deren Gehirn in seiner Thätigkeit bei den blinden Aeusserungen des Instinctes mancher Thiere stehen geblieben ist, die entwenden und zusammentragen, ohne im Geringsten von dem Verhältniss ihrer Bedürfnisse zu den versteckten Gegenständen eine Vorstellung zu haben. Diese Aehnlichkeit geht manchmal sogar noch weiter, man trifft bei den filzigen Seelen, von denen wir sprechen, einen angeborenen Hang, Dinge zusammenzuschleppen,

wovon sie gar keinen Begriff haben, wie z. B. Steine, Medaillen, bloß weil diese Dinge Glanz haben und ihr Besitz die Vorstellung eines Eigenthums mit sich bringt.

Der Kopf des ächten Geizhalses hat gewöhnlich noch unter neunzehn Zoll Umfang, und ein solches Gehirn deutet auf eine geringe moralische Willenskraft; auch ist er wirklich der Sklave seines Vermögens, das er nicht gemeint ist für seine Bedürfnisse zu zersplittern. Eigenthümlich ist ihm ferner ein völlig leidender, man kann sagen knechtischer Gehorsam für den Willen und die Launen derjenigen, die er als seine Herrn oder Gönner ansehen muss. Wir finden ihn durchaus als demüthigen Hungerleider; er geizt mit seinem eignen Glücke.

Hat er sich einem liberalen Berufe gewidmet, so seufzt er stets unter einer Mittelmässigkeit, aus der er nie heraus kann; er möchte gern gute Muster nachahmen, möchte sich gern zu ihrer Höhe erheben, vergebens; seine Ohnmacht drückt ihn nieder, und er bringt es bloß bis zur ungerechten Beurtheilung, zur Verleumdung und Undankbarkeit. Ganz versessen auf die Wissenschaft, irrt er um ihr Heiligthum herum; erschöpft von vergeblichen Anstrengungen merkt er endlich, dass seine geistige Gährung nur flüchtigen Schaum getrieben hat, der sich in der Ruhe zu Boden setzt. Jetzt, von den Hindernissen ermattet, und erlöst von dem Zauber der Aussichten des Ehrgeizes, bescheidet er sich zum letzten Range und wird nun bis zur Verdummung geizig. Denn sein Kopf ist zu leer, als dass er es zu etwas Bedeutendem bringen könnte; seine Auffassung und sein Urtheil sind verkehrt oder matt; ihm geht jede der höhern Seelenfähigkeiten ab, die ein sittlicher Wille auf nützliche und edle Zwecke

richtet. Besässe er das Organ der List und Verschlagenheit, so könnte er irgend ein einträgliches Gewerbe ergreifen; hätte er Muth, so würde er unter den Waffen Gelegenheit finden, sich hervorzuthun; hätte er den Zahlen- oder den Tonsinn, dann vollends könnte er masslos aufhäufen, was er so sehr liebt; aber er ist keiner bestimmten Bestrebung fähig und sein flacher Schädel verurtheilt ihn für immer auf der untersten Stufe der Menschheit zu bleiben. Mittelmässigkeit in Allem, was er unternimmt, das ist sein beschieden Theil; desto weiter aber bringt er es in der Kunst des Geizes. Gehört ein solcher Halbmensch den untern Ständen an, so ist er auch für die alltäglichsten Geschäfte weniger brauchbar als seines Gleichen. Zerstreut und hungrig auf Alles, was nicht für ihn ist, giebt er einen trägen Bedienten ab, einen Schäfer ohne Wachsamkeit, einen Glöckner, der die Dorfglocken in Unordnung bringt, einen Kutscher, dem die Pferde durchgehen, einen Portier, der Jeden ohne Unterschied einlässt. Er würde Dieb, Strassenräuber, Mordbrenner werden, wenn, wie gesagt, die Natur ihm Willenskraft genug zum Bösen gegeben hätte und wenn Erziehung und gutes Beispiel ihm noch dazu gefehlt hat. Und ich habe wirklich in den Gefängnissen und auf den Galeeren solche energische Verbrecher gefunden, welche eine wahrhafte Verirrung des an sich nicht zu Gewaltthaten führenden Hanges zum Geize, zu Dieben, Betrügnern und Mördern gemacht hatte.

Der Geizige aber, von dem ich spreche, ist nicht der eigentliche Spitzbube; sondern er schindet nur, und beschuppt; seinen Freunden und seiner Herrschaft entwendet er werthlose Dinge; nur um seine Leiden-

schaft zu nähren, schleppt er von Allem, wonach ihn lüstert, einen Fetzen zusammen.

Ein Herz hat er nicht; er ist schwach, und doch gefühllos; er kann sein Thun gerechtfertigt finden, und setzt bei Andern kein Gewissen voraus. Er glaubt weder an Eide, noch an ein gegebenes Wort. Ist er von Haus aus reich, oder hat er sich sein Vermögen erst erworben, so ist er nun der besondern Beobachtung werth. Was auch an ihm versucht worden sein mag, ihm eine liberale Erziehung zu geben, so bleibt doch der Gegensatz zwischen seinen eingelernten Phrasen und seinen Handlungen erbarmenswürdig; immer schwitzt ihm die Selbstsucht aus allen Poren; und er bleibt armselig, mag er einen Pfennig verlieren oder ein politisches oder religiöses Glaubensbekenntniss ablegen. Freunde hat er dem Namen nach, und erhält von ihnen Höflichkeiten, die er kaum und nur sparsam erwiedert. Einen Dienst erweist er Andern nur mit Worten und Rathschlägen. Eigentlichen Wucher übt er nicht, denn er fürchtet die bösen Schuldner und den übeln Ruf; aber einem „guten Freund“ hilft er gegen gute Provision aus; wäre das aber der Apostel Petrus in eigener Person, so müsste er doch das Darlehn verbriefen und versiegeln, damit der Gläubiger ruhig schlafen könne.

Der reiche Geizige, der etwas durch die Studien gelaufen ist, ist eine Plage für die Gesellschaft; er richtet die Familien zu Grunde, wenn er einen Beruf treibt, dessen Leistungen bezahlt werden. Dann ist seine Gewinnsucht unersättlich, er träumt von Millionen, die er erwerben will. Ist er Notar, so nimmt die Schreiberei kein Ende; ist er Bevollmächtigter, so be-

treibt er die Sache nur nach dem Gewinn, den sie abwirft; als Advocat übernimmt er den ungerechtesten Process; als Arzt zieht er die Behandlung in die Länge. Ein Jahrhundert, welches das goldne Kalb anbetet, muss solche Charaktere üppig hervortreiben. Habsucht in allen Gestalten ist die Losung, nach welcher die Emporkömmlinge aller Art vor allen Mächten der Erde tanzen. Aber sie ist dann nicht mehr die Leidenschaft des armen Schluckers, sondern die Unzucht der Seele, die begierig jede Schande in sich frisst, und, um ihr Ziel zu erjagen, wie eine freche Dirne jede Gestalt und jede Stellung annimmt. Das Reden dieser Geldjäger ist ein Echo von moralischen Büchern und Gebeten. Das erkäuflichste Gewissen drückt sich auf der Rednerbühne wie ein Cato aus; der Liederliche ereifert sich gegen die Sittenverderbniss; der Religionsverächter und Atheist führt den Völkern die Wahrheiten des Evangeliums zu Gemüthe; und während, von ihrer Masslosigkeit vorwärts getrieben, die morsche und aufgelöste Gesellschaft dem Zusammensturz und der Vernichtung entgegengeht, drängen sich jene scheinheiligen Eiferer für die öffentliche Moral um die Beute, die ihnen die Macht hinwirft; denn morgen könnte sie ihnen Einer, der noch verschmitzter ist als sie, wegschnappen.

Doch sind das nicht unsre Geizigen. Diese sind vielmehr in einer Leidenschaft befangen, die zuletzt Niemanden Schaden bringt als ihnen selbst, und welche mehr das Mitleiden als den Zorn erregt. Ihr Geiz ist nicht ansteckend, wie der, von dem wir so eben sprachen, und hauptsächlich erzeugt er nicht das Gift, welches den gesunden Kern eines Volkes zerfrisst.

Der ächte Geizige ist es vor Allem gegen sich selbst; und wahrlich, er wäre nicht mehr geizig, wenn er es über sich gewinnen könnte, die Vortheile seiner Lage und seines Vermögens wirklich zu geniessen. Man verfolge ihn in seiner ganzen Lebensweise; er zürnt sogar den Gesetzen der Natur, die nur unter der Voraussetzung, dass er isst, trinkt und sich im Winter eine milde Temperatur verschafft, ihm zu leben gestattet. Da er sich nun einmal den tyrannischen Forderungen des täglichen Bedarfs fügen muss, so isst er wenigstens blos schwarzes Brod, trinkt Wasser und bleibt im Bette, um die Heizung zu ersparen. Einer ass zwanzig Mal im Monate trocknes Brod, und gestand offen, dass er nie einen Pfennig ausser dem Hause ausgabe. Eines Tages erhielt er ein Stück Nankin zum Geschenk; ein ganzes Jahr lang sann er nach, was er wohl damit machen sollte. Endlich geht er zu einem Schneider, breitet mit wichtiger Miene seinen Stoff vor ihm aus, und fragt ob er daraus ein Paar Beinkleider und zwei Westen machen könne. Er bekommt eine abschlägige Antwort und wandert mit seinem Schatze wieder nach Hause. Das nächste Jahr kommt er wieder, und ermässigt sein Verlangen auf Beinkleider und eine Weste für sich und eine für einen ganz kleinen Jungen. Der Meister kann ihm auch damit nicht dienen. Das dauerte vier Jahre lang so fort, und nur der Tod des Geizhalses machte diesen Anfragen ein Ende. In seinem Nachlass fand man für hunderttausend Franken Papiere.

In dem unsittlichen Beharren auf seinem Eigennutz bringt es der Geizige bis zur Meisterschaft. Niemals thut er etwas, was blos gut ist; eben so strebt er

nach keinen Ehrenamte, und verweigert jede Theilnahme an mildthätigen Werken; er will nichts sein und nichts werden; denn zehn Minuten für das öffentliche Wohl verlieren, heisst bei ihm schon etwas geben. Eines Tages erzählte mir ein solcher guter alter Mann von der schmutzigen Oekonomie, dass er beinahe das Amt des Kirchenvorstehers in seiner Gemeinde angenommen hätte. Aber die Verpflichtungen, die die neue Würde ihm auferlegte, hatten ihn beunruhigt. „Es ist weiter nichts“, hatte man ihm gesagt; „Ihr werft zuerst einen Sou in das Becken, wenn Ihr die Einsammlung für die Armen beginnt, und habt ausserdem für einige Prisen Tabak zu sorgen, die Ihr während der Predigt Euren Brüdern in Christo anbietet.“ Das machte den künftigen Kirchenvorsteher stutzig, er nahm das Amt nicht an. Dass er jeden Sonntag einen Sou geben, und den Tabak, dem er dreimal aus seinen schmutzigen Taschentüchern wieder herausrieb, verschenken sollte, das war genug, ihm alles Verlangen nach dem Titel eines gottseligen Mannes zu benehmen.

Ein andermal glaubte ich schon eine unerhörte Ausnahme vor mir zu haben. Ein wenig bekannter Geizhals suchte mit uneigennützigem Eifer um das Amt eines „Gefängnissvaters“ nach, und erhielt es. Jedermann schrie Mirakel; da liefen bei der Verwaltung Klagen ein, dass jetzt die Suppe der Gefangenen so schlecht sei. Sehr bald entdeckte man die List des Patrons; er hatte, bevor die Suppe ausgetheilt wurde, stets die beste Brühe aus dem gemeinschaftlichen Kessel für sein Haus auf die Seite zu bringen gewusst.

Der Geiz überwindet selbst die Anlockungen dessen, was die Menschen am meisten werth halten, er überwindet die Liebe zum Leben. Ein Officier, der

sich nicht sehr auszuzeichnen pflegte, hatte sich in Spanien eine böse Krankheit zugezogen. Zu seiner Heilung bedurfte es etlicher Flaschen einer Medicin, von der das Mass zwanzig Franken kostete. Etliche mitleidige Kameraden, gerührt von der angeblichen Armuth des Kranken, schossen zusammen, um ihm seine Gesundheit wieder zu verschaffen. Die Behandlung blieb aber unvollendet; das Schiff ging nach Frankreich ab und der Kranke musste in einem Hospitale zurückbleiben. Der Arzt stellt ihm vor, dass er unvermeidlich eine Verstümmelung erleiden werde, wenn er sich die kostbare Medicin nicht verschaffe. Der Kranke schützte seine Armuth vor, und überliess sich, ohne zu zucken, dem Messer des Operateurs, starb aber am Brande. Als man seinen Mantelsack öffnete, fand man, in alte Lumpen eingewickelt, drei Rollen, jede von zwanzig Unzen Goldes.

Der Geizige verabscheut den Luxus, den Lebensgenuss, er versagt sich aber sogar die gewöhnlichsten Bedürfnisse des Lebens. Sein Gold, das er mit den Augen hütet, dient ihm statt aller Freude und aller Sinnengenüsse. Er würde sich das geringste Glück, das er bezahlen müsste, als einen Verstoss gegen die Oekonomie vorwerfen. Sich ein Vergnügen machen, heisst ihm, sich eine Reue erkaufen. In dem Laufe seines langen Lebens — denn lange lebt der Geizhals — begeht er manchmal Handlungen, die nur bei einer wahren Geistesverwirrung möglich sind. Ein Geizhals wurde von einem nahen Verwandten zur Hochzeit eingeladen. Die Lüsternheit nach einem guten Schmause und der Aufwand, den ihm sein Erscheinen kostete, kämpften mit einander in seiner Seele; er hätte gern

seinem Magen für die langen Entbehrungen, die er ihm zugemuthet, eine Güte gethan; aber dagegen stritt der böse Geist, von dem er besessen war, weil ein paar Thaler nothwendig springen mussten, um vor den Leuten in anständiger Kleidung erscheinen zu können. Die Zeit verging unter diesen innern Kämpfen, und es kam zu keinem Entschlusse. Endlich ist der Hochzeitstag da, die Stunde schlägt, und der Geizhals steht noch wie der Esel zwischen zwei Heubunden, ohne zu wissen, wo er anbeissen soll. Mittlerweile isst er sein Abendbrot, und mit dem Magen ist er nun fertig. Aber die Lust am Ball ist noch zu befriedigen; was thut er? nur ein Geizhals kann auf eine solche Auskunft, einzig in ihrer Art erfunden, verfallen. Er stellt mehrere Rollen mit Thalern als die Quadrillenpaare auf einen wackeligen Tisch, nimmt eine Geige, und kratzt den Grossvater darauf ab. Nachdem er so lange genug im Geiste mit Allem, was er auf der Welt liebte, getanzt hatte, beendet er seinen Ball ohne Reue, legt sich nieder und schnarcht sehr bald, noch träumend von dem Feste, das er sich ohne einen Heller Unkosten gegeben hatte.

Niemand traut den Menschen weniger als ein alter Geizhals; er verbirgt seine Schätze, oder vielmehr er lässt sie nicht aus den Augen, und der Cassenschlüssel schläft mit ihm auf seinem Herzen. Manchmal ist ihm auch dies noch nicht sicher genug. Einer lag krank, und da er es satt hatte, von dem Bette aus alle Tage den Geistlichen, den Arzt und die Haushälterin mit seinen Blicken zu verfolgen, so half er sich auf eine ganz eigenthümliche Weise, die man wohl nicht leicht errathen dürfte. Während des Monologs, den

er delirirend ein paar Stunden vor seinen Tode hielt, wiederholte er, Allen zum Räthsel, beständig die Worte Matratze, Kopfkissen und Deckbett mit der frommen Salbung, mit der ein Klosterbruder in seinen letzten Augenblicken alle Heiligen anruft. Als er gestorben war, fand man seinen Schreibtisch, Schränke, Comoden u. s. w. leer. Was? nicht einmal ein altes Betttuch? Doch, ein Stück Packleinwand wurde endlich entdeckt, und in diese beschloss man den Todten einzuwickeln. Als man ihn anfasste, ergab sich, dass der Leichnam auf einer harten Fläche und der Kopf auf einem sehr steifen Pfuhl ruhte. Nun löste sich das Räthsel der Worte im Todeskampfe; man schneidet alle Nähte des Bettzeuges auf, und sehr bald ist die Diele der ärmlichen Kammer von Gold, Silber, Geschmeide und feiner Wäsche bedeckt. Hier konnte es heissen, wie man sich bettet, so schläft man. Kein Paradebette eines Königs hatte je so bezeichnende Embleme des zurückgelegten Lebenslaufs, als das unsers alten Harpagons.

Solcher Beispiele könnte ich mehrere anführen. Eigentlich möchte der Geizige, in seiner Leidenschaft und Ekstase für das Gold, es mit allen seinen Poren in sich saugen. Und davon sollte er nur ein Körnchen weggeben, um sich eine profane Lust zu erkaufen! Will denn der platonische Liebhaber von seiner Geliebten auch nur eine Fingerspitze entweihen? und würde der Enthusiast, den ich zu Florenz vor der Mediceischen Venus entzückt auf die Kniee sinken sah, es wagen, auch nur ein Atom des erhabenen Marmors zu entführen?

Die Thorheit des Geizhalses rührt nicht nur von seiner geistigen Beschränktheit her; sie beruht auch

auf einer eigenthümlichen Bildung des Gehirns. Diese ist meistens folgende: das Organ der Habsucht ist als eine Hervorragung an dem vordern untern Winkel des Scheitelbeines auf der einen Seite sehr deutlich zu fühlen; auf der andern Seite aber findet man an derselben Stelle eine Vertiefung, unter welcher die Gehirnssubstanz als ebene Fläche wegläuft. Die Hervorragungen des Kopfes sind nur, insofern sie an den seitlichen und untern Gegenden vorkommen, wo die hauptsächlichsten Organe der den Menschen und Thieren gemeinschaftlichen Neigungen und Fähigkeiten liegen, auf eine Anlage zur Thorheit im weitesten Sinne zu beziehen; Hervorragungen an den obern Gegenden des Kopfes können allerdings auch mit mancherlei Arten der Thorheit und Verkehrtheit des Geistes zusammentreffen; gewöhnlich hält aber doch die Fähigkeit, ein Causalverhältniss zu begreifen und Vergleichen anzustellen, jene Wirkungen einer fehlerhaften Gehirnorganisation in Ordnung.

Trotz allem, was der ächte Geizige sich zumuthet und versagt, behält er lange Zeit seine kräftige Gesundheit. Er bestätigt den alten Satz vom guten Magen bei schlechtem Herzen; er behält den freien und ausdauernden Gebrauch seines Körpers. Wenn ihn schon die Lockungen des Theaters unberührt lassen, so mag er noch weniger von dem Apotheker und Arzt wissen. Ist er krank, so weiss er in seinem Geize bessere Hülfe zu finden, als bei der viel zu viel gerühmten Heilkunde. Er macht es wie die Thiere; er legt sich nieder, fastet und trinkt Wasser. Das ist seine ganze Medicin, und da er sein Lebenlang Alles vermieden hat, was aufregt, die Säfte verdirbt und die

Lebenskraft schwächt, so übersteht er vielmal Krankheiten, denen unmässige und verschwenderisch lebende Menschen unterliegen. Das ist ohne Zweifel die gute Seite seines verkehrten Lebens. Thäte er anders, so würde er auch die Folgen zu tragen haben, von denen er jetzt frei bleibt. Wie er es jetzt hält, kann ein etwas kräftiges Abführmittel ihm, statt zum Heilmittel, zum Gifte werden.

Die Frau eines Geizhalzes, ihres Ehegatten in jeder Hinsicht würdig, brachte ihm einmal ein Fläschchen, das ihn von alten Uebeln herstellen sollte. Es hatte aber einiges Geld gekostet. „Ich will verdammt sein, wenn ich einen Tropfen davon trinke“, sagte der Mann, aufgebracht über die Ausgabe. — „Was, Du willst die gute Medicin nicht einnehmen? gut, was meinen Mann gesund macht, kann der Frau auch nicht schaden“. Und auf einen Zug trank sie die gefährliche Mixtur aus, und starb daran. Der Mann aber folgte ihr bald; ihn rührte der Schlag, wie er daran dachte, dass die Frau kein Testament zu seinen Gunsten gemacht habe, und er nun ihren Erben ihre Ausstattung und die Hälfte ihres Vermögens ausliefern müsse. — Ueberhaupt, ein gutes Geschäft, das ihm entgeht, ein Geldverlust oder eine derbe Prellerei, die an ihm be-
gangen wird, sind für den Geizigen mehr als genug, ihm Krankheit und den Tod zuzuziehen.

Ja, eine verkehrte Natur ist der Geizige, und sie muss angeboren sein; auch pflanzt sie sich unter so manchen andern moralischen Gebrechen, die man für erblich hält, vielleicht am öftersten vom Vater auf die Kinder fort. Dabei darf man freilich nicht vergessen, in welcher Dürftigkeit, unter welchen Ent-

behrungen aller Art, unter welchem Spott, der allenthalben auf sie ergossen wird, solche Kinder aufwachsen. Aber das bleibt gewiss, was ein Geizhals werden will, zeigt sich in früher Jugend schon als solcher; an der Mutterbrust, bei den Kinderspielen, auf der Schulbank vollends, verräth er seine angeborene Natur. Was ihm gehört, bewacht er neidisch; gegen die Armen hat er eine entschiedene Abneigung; er häuft sein Spielzeug auf, ohne es zu zeigen oder zum Gebrauch herzugeben; wird in der Schule zu einem Feste sammengeschoffen, so unterschlägt er ein paar Pfennige; von seiner Tinte und seinem Papier erhält kein vergesslicher Schulkamerad etwas; barfuss läuft er seines Wegs, um die Schuhe zu schonen. In allen Classen ist er als schlechter Schüler und boshafter Junge angeschrieben.

Wenn nun, nach den bereits mehrmals angedeuteten Erziehungsgrundsätzen, ein angeborner Hang auf einen Gehirntheil zurückzuführen ist, der sich vorwaltend ausbildet und künftig einmal das ganze geistige Leben unterjocht, so ist es für das Wohl des jungen Wesens, das einst in fortwährende Berührung mit den Menschen treten soll, angemessen, einen solchen Keim der Ungeselligkeit in ihm auszurotten oder dessen Entwicklung wenigstens zu beschränken. Diese moralische Gymnastik des Gehirns besteht in nichts anderem, als in der Anregung und Uebung desselben von einer, dem zu bekämpfenden Fehler entgegengesetzten Seite her. Man erinnere sich an die Lection, die der alte Cardinal Richelieu seinem Neffen Fronsac zu Theil werden liess. Dieser zeigte ihm mit Stolz die Frucht seiner Ersparnisse. „Holla, he“, rief Richelieu

einen Bauer an, „das schenkt Euch Herr von Fronsac“. Und dabei liess er die mit Gold gefüllte Börse dem armen Mann in den Schooss fallen. Eine solche Erinnerung hilft mehr als alle Vorschriften und Lehren.

Man wecke bei Zeiten in dem Kinde Bewunderung und Achtung für das, was man ihm als gut und musterhaft vorstellen will, so findet sich die Nachahmung desselben von selbst dazu. Mit irgend einem Vorbilde ist die Phantasie des Kindes immer beschäftigt. Es sucht einen Helden, dem es gleichen möchte, es denkt sich selbst einen solchen aus. Haben ihm seine Erzieher nur ein alltägliches oder schmutziges Vorbild darzubieten gewusst, so kann man voraussehen, was das Kind einst als Mann sein wird. Wir alle werden als Egoisten geboren, insofern wir von dem, was wir für das Beste ansehen, so viel als möglich uns anzueignen suchen; so mögen denn also Eltern und Erzieher das Kind auf das Würdige und der sittlichen Natur des Menschen Entsprechende hinweisen, damit es daran sich bilde, und davon möglichst viel in sich aufnehme.

Betrachten wir die Seele als den Keim, der alle Elemente seines spätern Lebens in sich trägt, so liegt auch die Möglichkeit vor Augen, diesen Keim für die Umgebungen vorzubereiten und anzupassen, unter denen er sich entwickeln, fortleben und wieder vergehen soll. Bei einer Fähigkeit zu denken, wie sie doch dem grössten Theile der Menschen nicht abzusprechen ist, wird es immer leicht sein, dieses Denken allmählig und ohne Anstrengung so weit aufzuklären, wie es der einfache und natürliche gesunde Menschenverstand, den man nur sehr unpassend auch „gemeinen“ Verstand nennt, fordert.

Schmuziger Geiz aber ist geradezu die Verleugnung des gesunden Menschenverstandes, denn er verlangt Leiden mitten im Ueberfluss; und noch mehr, er verdirbt die edelsten Blüthen des Wissens und des Genies, wo er den Geist überzieht, wie jene dunkeln Flechten auf den Statuen alter Meister. Nie ist das Genie eine reinere Himmelsgabe, als wo es sich fern von den Reichthümern der Erde entfaltet; sobald es vor dem goldenen Kalbe kniet, ist es aus mit ihm; dann werden seine Schöpfungen eine Waare. Raphael und Michel Angelo bleiben ewig unnachahmlich und ihr Tod kann, wie der der Gerechten, ein Anhauch Gottes genannt werden, während die sogenannten Künstler, welche nur der Klang des Goldes zum Schaffen begeistert oder die sich unter ihren zusammenge rafften Schätzen begruben, Alles besitzen mochten, nur nicht das, was dem Genie das Siegel höherer Vollendung aufdrückt, den schönen Charakter und die unverdorbene Sittenreinheit. Der Geizige kann auf eine grosse und edelmüthige Seele keinen Anspruch machen; es geht ihm selbst die menschliche und verständige ab; denn er vergisst seiner selbst bis zum Grabe und noch darüber hinaus. Frömmigkeit hat er nicht, oder eigentlich, er zieht die Religion zu seiner Selbstsucht herunter; er meint, es genüge an Gott zu glauben, ohne jedoch, was eben der Geiz verbietet, Gutes zu thun, wie es dem Christen ziemt. Seine Schätze anbetend, dazwischen oberflächlich an Gott denkend, erwartet er geduldig den Tod, den er immer nicht kommen sieht, weil er während seines nüchternen und einsamen Lebens keine Ahnung davon hat. So lange er in seiner letzten Stunde noch bei vollem Bewusstsein bleibt, so

lange das Röcheln ihm noch nicht das Sterbegeläute vor die Seele führt, denkt er weder an die Pflichten der Religion noch an die Ewigkeit; die Güter dieser Welt, mit denen seine Gedanken Tag für Tag beschäftigt waren, sind auch an seinem letzten Tage das Einzige, was seine Seele erfüllt. Und wie beunruhigen ihn die ungewöhnlichen Ausgaben, welche eine Krankheit, „die das Alter mit sich bringt“, so unnöthig in seiner Wirthschaft verursacht; namentlich ärgern ihn die Besuche des Arztes und die Rechnung des Apothekers. Wozu denn das Bett so oft wechseln? was soll er denn mit einer Wärterin für den Tag und einer für die Nacht? und was kosten die guten Suppen und der starke Wein, Dinge, die er niemals zu seinem Wohlbefinden gebraucht hat, für Geld! Alle diese Bedürfnisse eines erlöschenden Lebens quälen die Seele des sterbenden Geizhalses und führen seine Gedanken in diese Welt voll Entbehrungen zurück, wo in seinen Augen Alles, nur er selbst nicht, eine Schätzung fand und ein Recht, mit ihm alt zu werden.

In seiner beständigen Beschäftigung mit den Dingen der Gegenwart merkt der Geizige nicht und will es auch nicht anerkennen, dass er nur noch wenig Tage zu leben hat, und dass er besser thäte, für seine Seele zu sorgen, wie es ein gesunder Sinn so vielen Andern vor ihm geboten hat. Er würde vielleicht dieser innern Stimme gehorchen; aber bekennen, dass man dem Tode nahe sei, sein vergangenes Leben überschauen, sich zur Ewigkeit vorbereiten, das erfordert eine gänzliche Umwandlung, und diese ist von einem Menschen nicht zu erwarten, der bei vollem Bewusstsein auf dem Sterbebette nichts

im Herzen hat, als den Brennpunkt seiner einzigen Leidenschaft.

Wenn also der Geizige auch an einen Gott glaubt, so steht er doch ausserhalb des Christenthums, welches durch und durch Hingebung und Demuth ist; und der Geistliche findet nicht eher Zutritt, als zu dem bewusstlosen Sterbenden, der im Delirium und Todesröcheln liegt. Menschen mit selbstsüchtigen und bloß auf das Materielle gerichteten Leidenschaften sind die letzten, die sich zu einem reuevollen Bekenntniß verstehen; daher sterben Wucherer und erklärte Geizhalse ohne alle jene vielbedeutenden Ceremonien, welche nur fromme, feurige, dem Himmel zugewandte Seelen verlangen und begreifen. Wie kommt der Geizige und der Wucherer zu diesem Zeichen des Fluchs? Sie lebten ohne Liebe und Sehnsucht für das, was ihnen einmal nicht eigen war, und sie sterben ohne Glauben an das, was nur durch thätige Liebe und Erbarmen gelernt wird. So erklärt sich der scheinbar unerwartete Tod derer, die nie etwas geliebt haben. Wenn etwa ein Verwandter, ein Nachbar, verwundert hier einen Sterbenden zu finden, zum Geistlichen eilt mit der Nachricht, dass jemand dem Tode nahe, vielleicht schon hinüber sei, so folge man dem Priester, man trete mit ihm in das Zimmer ein, das kein Segen, kein Dank eines Armen je geheiligt hat; und nun betrachte man die Mienen aller Anwesenden. Liegt nicht auf den Einen der Ausdruck vollkommener Gleichgültigkeit; blitzt nicht aus den Augen derer, die dem Lager des Sterbenden näher stehen, die verhaltene Freude? Letztere sind doch die natürlichen Erben dieses versteinerten Herzens, und nur mühsam verhehlen sie die

unchristliche Freude einen Menschen zu überleben, den sie oft mit den schimpflichsten Ausdrücken bezeichnen, und der wie das Schwein, womit sie ihn verglichen, nach dem Tode so brauchbar für sie und so wenig bedauert wird.

Aus alle dem erklärt sich, warum die letzte Oelung fast immer das einzige und das letzte Sacrament ist, dessen der Geizige theilhaftig wird; warum der Arzt nie eher gerufen wird, als bis seine Kunst nichts mehr vermag; warum endlich der Notar eine von den gesetzlichen Erben so sehr gefürchtete Person ist. Diese drei Artikel des Todes findet man aller Orten, wo ein menschlich gesinnter, gewissenhafter und gegen seine Verwandten wohlwollender Sterbender, mit einem Worte, wo Einer, der geliebt wird, liegt. Der Geizige aber stirbt einsam, und erblickt er seinen Erben, so stirbt er vor den Augen seines Feindes. Ja, er hat sogar nicht so viel Freiheit des Willens mehr, dass er sein Vermögen veräußern könnte; karg und filzig bleibt er noch über den Tod hinaus, denn er bestellt sich ein armseliges Begräbniss. Ein solcher wollte, als er den Tod fühlte, sein neues Hemde mit dem schmutzigsten und zerrissensten, das er besass, vertauschen; denn er wollte, wie er sagte, nicht nach seinem Tode verderben, was ihm bei seinen Lebzeiten so viel Mühe gemacht hatte sich anzuschaffen.

Achtes Capitel.

Der Selbstmord.

Ursachen des Selbstmordes in der Jugend. — Phrenologisches. — Das achtzehnjährige Paris. — Ueberdruss am Leben und Leerheit der Seele. — Selbstmord aus Mangel an sittlicher Haltung. — Die sogenannte liberale Erziehung. — Der junge Mediciner. — Das Opium. — Mangel an Religiosität eine Ursache des Selbstmords. — Thörichte Ansicht von der Vernichtung. — Falsche Philosophie und Freigeisterei. — Phrenologisches. — Selbstmord aus ohnmächtigem Ehrgeiz. — Der Kaufmann zu Pisa. — Der Golddurst und das feilschende Frankreich. — Statistik des Selbstmords. — Muth ohne Glück, der den Tod sucht. — Die Liebe als Ursache des Selbstmords. — Romantismus und Sentimentalität. — Verzweifelte Liebe. — Die Kinderbälle. — Betrogene Liebe. — Religiöser Fanatismus. — Lypemanie. — Falsche Ruhmsucht — Poetischer Tod. — Die Hautkrankheiten als Ursachen des Selbstmords — Das Heimweh. — Duell auf Tod und Leben. — Schluss.

Es giebt gewaltsame und tragische Todesfälle, die den gewöhnlichen Menschen in Erstaunen setzen und ihm ganz unbegreiflich bleiben; für den Philosophen aber werden sie ein Gegenstand seiner sorgfältigsten Forschung, und bieten ihm wichtige Aufschlüsse für seine Betrachtung des Menschen dar. Ich meine die Selbstmorde, die gegenwärtig so häufig sind und schon junge Leute, in denen verderbliche Lehren den Keim der Sittlichkeit und des Glaubens an die Zukunft vernichtet haben, dem Leben entführen. Die französische

Revolution eröffnete jeglichem Streben die Aussicht und die Berechtigung, durch Arbeit jede Stufe in der Gesellschaft zu erreichen; damit trieb sie aber zugleich einen frühreifen und verdienstlosen Ehrgeiz wuchernd empor, der das Absurde und das Abscheuliche nicht verschmäht, wenn das von einem rohen Instinct für Grösse begehrte Ziel verfehlt wird und die schwankenden Hoffnungen einer hochmüthigen Mittelmässigkeit unerfüllt bleiben.

Die jungen Leute, die ich hier zunächst im Sinne habe, haben bei einer brennenden Einbildungskraft, mit der sie geboren wurden, das Unglück gehabt, in ihrer Kindheit einer guten Mutter, der rechten Quelle aller Bildung zur Sittlichkeit und Religiosität, zu entbehren; es fehlten ihnen strenge und dabei wohlmeinende Lehrer; es fehlten ihnen endlich würdige Freunde, die durch das Beispiel ihrer Anstrengungen zeigten, um welchen Preis man endlich eine Stelle unter den Glücklichen der Erde erlangt. Die wir kannten als thörichte Verschwender des Lebens, als Vergeuder ihrer Geisteskräfte in schändlichen Ausschweifungen, und zuletzt als die verzweifelnden Schwächlinge, die sich eine Kugel durch den Kopf jagen, alle diese waren ihre eignen Herren geworden in dem noch unreifen Alter, wo die Freiheit des Thuns und Lassens nur zu oft zum Sklaven aller Leidenschaften und Laster macht.

Je länger die Kindheit unter den Flügeln älterer Verwandten und Lehrer dauert, desto mehr gewöhnt sich der Sinn des jungen Menschen an die Gebote der Ordnung, der Klugheit und Vorsicht. Nicht das Wissen macht den Familienvater und den guten Bürger; dieses

Wissen hält nicht Stand und ist nur eine Schwelgerei des Geistes; sondern die natürlichen und allgemein fasslichen Einsichten des einfachen gesunden Menschenverstandes. Wer mit einer lebhaften, herumschweifenden und ziellosen Einbildungskraft geboren ist, welcher Eltern und Lehrer kein Mass und keine Beschränkung auferlegen, in dessen Gehirn wird fast unfehlbar irgend eine Thorheit sich festnisten, die sehr bald die Oberherrschaft gewinnt, und ihre unüberlegten und flüchtigen Einfälle dem ganzen Leben aufdringt.

So ist es der Fall mit den meisten jungen Leuten, denen das Zerrinnen ihrer Täuschungen, herbeigeführt durch die Masslosigkeit ihrer Vorstellungen und Erwartungen, schon früh nur den Selbstmord als einzigen Ausweg übrig liess. Alle haben die Keime ihrer Geistesfähigkeiten auf einen dürrten Boden verstreut, wo sie keine Frucht erziehen konnten; alle haben den Becher des Lebens schnell hinuntergestürzt, und als sie ihn in ihrer Verblendung bis auf die Hefe geleert hatten, sank ihnen der Muth; ihr ohnehin schon unkräftiger Wille konnte es nicht über sich gewinnen, das Dasein fortzusetzen.

Diejenigen, die ich gekannt habe, waren durchaus sogenannte lustige Schelme und verzogene Kinder. Man hatte ihnen vorgesagt, dass sie schön und lebenswürdig seien; man hatte sie in glänzende Cirkel gezogen; auf der Schulbank schon waren sie mit allen Künsten der Liederlichkeit im guten Ton und mit den geschminkten Coketten bekannt gewesen; kurz sie waren als Männer behandelt worden und hatten sich als solche benommen. Das hatte ihr Gehirn auf eine

Stimmung hinaufgeschraubt, die weit abliegt von der kühlen, stillen Ruhe, in welcher allein angestrengte, eine unausgesetzte Aufmerksamkeit erheischende Studien gedeihen können. An Fähigkeiten hatte es ihnen nicht gefehlt; wie aber mag man sich mit der trocknen Grammatik, mit lateinischen und griechischen Autoren befassen, wenn man als funfzehnjähriger junger Herr von den Herrlichkeiten eines Routs oder eines Boudoirs abgespannt oder bezaubert in die Schule kommt? Wiewohl es auch davon Ausnahmen in ihrer Art giebt; manche dieser Schuljungen lernen das, was ihnen gerade zusagt, Dinge, die ihrer Einbildungskraft Nahrung geben, und die sie alsdann in ihre Moral und in die Regeln für ihr Benehmen verwandeln. Endlich freiwillig oder dazu veranlasst, sitzen sie auf den Bänken der Universität, und auch da haben sie ihre fleissigen und aufmerksamen Wochen, die ihnen gerade soweit helfen, um für hoffnungsvolle junge Leute zu gelten, von denen sich noch mehr erwarten lasse. Noch mehr erwarten — er wird sich hüten, denn ihm brennt der Kopf, er träumt von nichts anderm als von dem Tage, wo er sagen kann: Ich bin eigner Herr! und dann wird er seine Hoffnungen, seine Erwartungen erfüllt sehen.

Dieser Tag kommt endlich, und der eigne Herr tritt in irgend einen Beruf ein. Der Geist, den er dazu mitbringt, ist derselbe, mit dem er in der Schule und im Collegium sass, nur mit dem Unterschiede, dass er heute die Rolle des Mannes, wie er sich dieselbe schon lange ausgedacht hatte, wirklich aufführt. Erwarte man von ihm nicht, dass er ernsthaft an seine Geschäfte denke; in Allem, was dahin gehört, leicht-

sinnig und sorglos, thut er kaum das, was seine Vorgesetzten durchaus von ihm verlangen, und er findet sie mit ihren Forderungen langweilig und grob. Dagegen verliebt er sich fleissig, macht ein Sonett an Chloris oder schreibt es aus einem Musenalmanach ab; auch widmet er sich vielleicht den schönen Künsten, der Musik, dem Tanz, der Malerei; denn er weiss recht gut, wie beliebt in den Salons ein graciöser Tänzer, ein angenehmer Sänger, ein Zeichner niedlicher Bildchen ist.

In dem Bureau, wo er arbeiten soll, hätte man sich seine unnütze Gegenwart vielleicht schon zwanzigmal verboten; aber er ist der Sohn eines braven Mannes, oder eines Rentiers, oder gar eines Wählers; und dann seine angenehmen Talente — nein er ist in den Wintersoireen unentbehrlich.

Die Organe, welche in dem Gehirn dieses Homunculus im buchstäblichen Sinn des Worts vorherrschen, sind vor allen der Hang zum Ausserordentlichen, der Höhesinn, und der für das andere Geschlecht. Daher darf man sich nicht wundern, wenn er gegen seine schwachen Eltern sich mit seiner angeborenen Befähigung zum Advocaten oder Arzt sehr breit macht. Hat er doch das Theater fleissig besucht, um sich in der Declamation zu vervollkommen; oder seine besten Freunde sind unbärtige Mediciner, von denen er bereits etwas Anatomie gelernt hat. Die Eltern glauben dem Sohne, der solche Mirakel verspricht, aufs Wort, und versplittern ihr kleines Vermögen, damit er einmal statt dieses Erbes erlange, was allerdings noch weit mehr werth ist, eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft.

So reist er denn endlich nach der Hauptstadt der Civilisation ab, der vielgeliebte Sohn; und kaum hat er sich den beschwerlichen Liebkosungen der Mutter entwunden, so athmet er leichter auf; er hat jetzt seine Freiheit doppelt errungen.

Jetzt befindet er sich ohne Mentor in Paris. Was er hier thut, das ist leicht errathen: er verpufft das Leben in der heissen betäubenden Atmosphäre des Theaters, der Bordelle, der lustigen Freunde. Dann kommen die Schulden, die Gaunereien, die heimlichen Krankheiten und bringen ihn physisch und moralisch herunter; er wird düster und hat Langeweile, er liebt das Vergnügen und das Vergnügen reibt ihn auf; ein junger Greis, wird er von dem Gefühl seiner Ohnmacht gepeinigt, und bereits nennt er sich den Bürger, der des Weltekels voll ist. Endlich sieht der junge Mann, in Täuschung über das Leben aufgewachsen, dieses Leben wie es ist. Alles hat er gekostet, und Alles ist ihm zum Schlimmen ausgeschlagen; es war also wahrlich nicht der Mühe werth auf die Welt zu kommen, um darin so unglücklich zu leben. Dass er nun lebensmüde ist, gehört mit zu den Folgen einer Erziehung, die die Periode der jugendlichen Anstrengungen und Leistungen übersprungen hat und die noch grüne Frucht mit Gewalt reifen wollte. Nur zu sehr wird es vergessen, dass das Gehirn erst im zwanzigsten Jahre vollkommen ausgebildet ist; erst dann also sollte man daran denken, die Kinderzucht zu beenden, und den künftigen Mann sich selbst und seinem Berufe zu überlassen.

Der Gedanke an den Selbstmord setzt eine Verwirrung des Geistes voraus, die nicht leicht zu besiegen

ist. Wo er in jungen Gemüthern auftaucht, die dem Anscheine nach mit dem, was sie besitzen, vollkommen zufrieden sein könnten, da darf man sicher sein, dass sie an einem schwer heilbaren moralischen Uebel leiden. Die Seele ist ein harmonisches Instrument; frühreife Leidenschaften zerren gewaltsam an seinen Saiten, und wenn sie zerreißen, so zerbricht der verzweifelte Künstler den unnütz gewordenen Körper. Das ist die ganze Geschichte des Selbstmords junger Leute.

Alle heftigen Leidenschaften der Jugend zählen ihre Opfer. Wehe dem, der nicht, da es noch Zeit war, manchmal Zaum und Gebiss gefühlt hat, die ihm seine natürlichen Erzieher anlegten; der nicht den bitteren Kelch der anstrengenden Arbeit gekostet, und sein künftiges Leben auf die einfachen Grundlagen des schlichten Menschenverstandes erbaut hat. Er kann vielleicht ein Pflegling der Gelehrsamkeit werden; aber gegen die unzähligen Angriffe des Neides und der Falschheit ist er gewiss nicht gerüstet. Endlich muss man zugeben, dass zwar die Liebe zum Leben eigentlich stärker ist als jedes andre Gefühl, und so ist es bei den allermeisten Menschen der Fall; dass aber doch Einzelne den Keim zum Lebensüberdruß fast schon von Geburt an in sich tragen, dass ihnen lange ihr Dasein zur Last ist, bis endlich eine bitter getäuschte Hoffnung in der Liebe, der Freundschaft, in den Bestrebungen um Rang oder Vermögen die innere Gährung zum Ausbruch bringt und den Menschen zum Selbstmord treibt. Geringeres, und auch Grösseres kann ihn herbeiführen; dann aber ist die eigentliche Ursache meist schwer aufzufinden, sie ver-

liert sich in dem Chaos überschwenglicher Ideen, die in einem excentrischen Kopfe durcheinander fahren, und die man gewöhnlich glaubt mit dem Worte Lebensüberdruß ebenfalls richtig bezeichnet zu haben.

In allen Fällen aber ist das Aufgeben des gesunden Menschenverstandes, den Jeder, von dem verzogenen Kinde, bis zu dem, der in der Wissenschaft oder im Leben eine unerschöpfliche Wollust zu finden hoffte, in sich verdirbt, stets die erste Ursache eines tragischen Endes in dem noch zarten Alter, wo uns die Welt nur in ihrer ganzen Schönheit anlachen sollte. Unsre Civilisation ist wirklich antisocial, insofern sie zu frühzeitig den Knaben zum Mann machen will.

Wir führen also, unsern Beobachtungen gemäss, den Lebensüberdruß und den in einem Augenblicke von Geistesverwirrung aus ihm entspringenden Selbstmord auf die Leerheit der Seele zurück, eine moralische Krankheit, die mehr und mehr um sich greifen wird, wo Verleugnung und gänzliches Vergessen der Religion, Verachtung ihrer Formen, und die Lehren eines philosophischen Materialismus so allgemein sind, und wo, wenn man ja einen Urgrund aller Dinge, ein höchstes Wesen annimmt, man sich sehr wenig um die von ihm gewollte Bestimmung des Menschen in diesem und jenem Leben bekümmert. Ein Mensch, der an nichts Uebersinnliches glaubt, mag seine Seele nähren womit er will, mit eitler und stolzer Wissenschaft oder mit dem sinnlichen Vergnügen dieser Welt; sehr bald wird sie diese Nahrung satt haben, die überladet, ohne den angeborenen Geschmack zu befriedigen. Früher oder später, nachdem er die materielle Welt ausgekostet hat, bricht er hinfällig und über alles

Vergängliche enttäuscht, zusammen und sehnt sich nach Vernichtung. Da thut er das erste Gelübde des Selbstmords; er erneuert es noch oft, bis endlich der Tag kommt, wo er, in einem Anfalle von Verzweiflung über die tausend scharfen Dornen des Lebens, es erfüllt unter Umständen, die die Menge in Erstaunen setzen. Ein paar Beispiele mögen hier stehen.

* * * hat kaum das zweiundzwanzigste Jahr angetreten, aber schon mehrmals gegen seine fröhlichen Freunde geäußert, dass er sich das Leben nehmen möchte. Er war ein schöner, kräftiger Jüngling und allen Arten der Wollust mit brennendem Verlangen nachjagend. Schon frühzeitig sich selbst überlassen, hatte er das Unglück gehabt auch sehr bald in alle Sophismen des Unglaubens und in alle Künste der vornehmen Liederlichkeit eingeweiht zu werden. Seine Gönner hatten ihm ein anständiges, doch nicht überreichliches Auskommen verschafft; dies schmolz und reichte nicht zu für seine Schulden und sein wüstes Leben. Vom Wein und von Ausschweifungen zerrüttet, schimpft er einmal voll Verzweiflung auf seinen kranken Magen, der nicht ein Glas Champagner vertragen wolle, und auf seine vollkommene Ohnmacht in den Armen seiner Geliebten. Von diesem Augenblick an trug er sich im Stillen mit dem Gedanken an Selbstmord herum und nährte ihn durch das Lesen von Romanen der neuen Schule, wo das Leben blos Geniessen ist, und nicht mehr Geniessen jeden Augenblick den Tod leiden. Unser Freund setzt also seine Todesstunde fest, und weil er aus dem Leben gehen wollte wie Mirabeau, so ordnete er ein Festin an, zu welchem etliche seiner Gesellen mit ihren Phrynen ge-

laden wurden. Man stösst fleissig an zu Ehren des künftigen Hingeschiedenen, und es muss wenigstens bemerkt werden, Niemand glaubte an das Vorhaben, worauf er als Lebend-Todter mit stoischer Kalblütigkeit sein Wort gegeben hatte. Zu Hause angekommen, schickt er seinen Mantel zum Schneider als Abschlagszahlung auf eine Rechnung, die dieser nunmehr nicht wird eintreiben können; darauf ladet er die Pistole, schreibt ein Abschiedsbillet, und setzt dann an. Aber er zaudert, und voller Scham über seine Schwachheit läuft er zu einem neben ihm wohnenden Freunde, und erzählt ihm, was er seine elende Feigheit nennt. „Kannst Du dir es wohl denken! ich setzte die Pistole ans Auge und die Kälte der Mündung brachte mich von meinem Vorsatze ab; das hätte ich nicht geglaubt. Ich bin ein erbärmlicher Wicht, ein Mensch, der kein Herz hat, und da man mich nun feig nennen kann, so will ich auch leben, ohnmächtig und voller Schulden ... Adieu!“ Damit geht er auf sein Zimmer zurück. Der Freund hatte ihm noch halbbetrunknen zugehört; kaum war er eingeschlafen, so dröhnt sein Zimmer von einem Pistolenschuss. Er springt aus dem Bette, eilt hinüber und kommt zu spät; ein Leichnam mit zerschmettertem Kopfe lag im Alkoven. Am andern Morgen fand man unter einer Lampe auf dem Kamin einen Zettel mit jenen bekannten Romanfloskeln, die den Familien und den nachsichtigen Gläubigern die Frucht ihrer übelverstandenen Gefälligkeit vor Augen legen. „Ich habe das Dasein zu sehr genossen; nichts wollte mich mehr ansprechen. Adieu, ich gehe um zu braten. Dort unten sehen wir uns wieder, ich mit zu wenig Zähnen und einem Horne zu viel. Ich habe um ein

Uhr Nachts mein Bündel geschnürt, und bin mit dem Liedchen Turlutu etc. ad patres abgegangen.“

Das ist ein ächtes Muster von solchen Selbstmorden und ein Zeugniss für die Aftererziehung, die ein junges Herz allen Ausartungen der Schwelgerei und des Hochmuths preisgiebt. Atheistische Philosopheme thun das Meiste zu dieser Verwilderung der Generationen, die auf sie horchen. Erst wird der Glaube an Gott und der religiöse Sinn zerstört oder für überflüssig erklärt; der Schüler nennt sich dann einen Philosophen, das heisst, er lässt sich in der Welt gehen, wohin ihn seine Leidenschaften treiben. Leeren Aberglauben und Furcht vor der Hölle hat er allerdings nicht; irgend einen festen Haltpunkt findet er in seiner leeren Seele aber auch nicht. Unter solchen Umständen ist es gar nichts Ausserordentliches, dass in einem Augenblicke, wie sie unvermeidlich kommen müssen, wo der Mensch ohne den Glauben an Gott und an ein künftiges Leben auch von dem letzten Reste seiner Vernunft verlassen wird, dass er da einen Ausweg sucht, um der Verzweiflung zu entinnen, und dass er ihn nur im Tode findet. Die jungen Selbstmörder sind fast alle aus dieser Schule und beweisen, welche Ausbreitung sie gewonnen habe, noch mehr aber beweisen sie, dass die Grundlage aller Erziehung nur die Religion sein könne, und dass die, welche diesen Anfang aller Weisheit verachten, die eigentlichen Verderber der Jugend, die Räuber der Segnungen sind, welche Gott ihr bestimmt hat.

M***, von einem Vater abstammend, der ein sogenannter Philosoph war, rühmte sich schon in früher Jugend mit empörendem Cynismus der Verachtung

alles Heiligen. Seine oft wiederholten Redensarten waren: „Gott und Hölle sind schöne Utopien für die, die davon Ansehen und Gewinn ziehen. Die Ehe ist ein Unsinn, die Thiere leben in Polygamie. Dachte etwa mein Vater an mich, als er meine Mutter aus Liebe nahm? Er hat mir eine „gute“ Erziehung gegeben, damit hat er mir aber nur wieder gegeben, was er von seinen Eltern bekommen hatte.“ Mit solchen Grundsätzen, dabei jung und schön, trat M * * * in die Welt. Man bewunderte sein heiteres Wesen und seine angenehmen Talente; er war die Seele aller Kaffeehäuser und der Liebling der Damen. Auf diesem Wege arbeitete er in verschiedener Weise alle Tage ein Bischen auf seinen Untergang los; endlich verfiel er in einen Trübsinn, den er kaum in den fröhlichen belebten Cirkeln, deren Zierde er sonst gewesen, von sich abschütteln konnte. Man sagte ihm nach, dass er häufig gewisse Pillen, in Italien *Diavolini* genannt, verschlucke und seinen Grund dazu habe. Eines Tags fand sich der unbärtige Jüngling völlig untüchtig, der Gegenstand seiner Zärtlichkeiten verspottet ihn und weist ihm die Thür. Am andern Tag war er auf einem Ball; und dort konnte er, angeblich so stark und so gerüstet gegen das Elend des Lebens, die Gleichgültigkeit seiner Angebeteten nicht verwinden. Ein verliebter Blick, den diese einem begünstigten Nebenbuhler zuwirft, stösst ihm vollends den Dolch ins Herz. . . . Er geht zu allerletzt vom Ball weg und eine Stunde darauf schneidet sich der junge Thor, im Ballcostume, in einem Gehölz, die Kehle mit einem Rasirmesser durch. Solche Selbstmorde sind nun eine wahre und unauslöschliche Schande für die Würde des Menschen

und stürzen ihn von seinem Range in der Schöpfung tief herab; denn kein andres Geschöpf tödtet sich etwa darum, weil es nicht alle irdischen Glückseligkeiten auskosten kann. Wie vortrefflich dagegen der Familiengeist, durch Arbeit und Religion genährt, wirkt, beweist der Sohn des armen Tagelöhners, der unter Kummer und Sorgen am väterlichen Herde aufgewachsen, niemals auf demselben Wege zum Selbstmord kommen wird, wie der, dem das Leben eine Last ist, weil er über seine Vergeudung verzweifelt. Arbeit ist die natürliche Gewähr für einen gesunden Körper und eine gesunde Seele. Der Sohn des Handwerkers ist der wahre praktische Moralist, weil es ihm nie einfällt seine Kräfte an die unfruchtbare Anstrengung, die eine fruchtlose Ueppigkeit kostet, zu wenden. In seiner Werkstätte kann man die Bestätigung des zu sehr vergessenen „*Mens sana in corpore sano*“ aufsuchen.

Unsere Zeit hat die angeblichen Vortheile einer sogenannten liberalen Erziehung viel zu allgemein zugänglich gemacht. Alles glaubt man sei geschehen, wenn ein Kind beim Austritt aus der Schule, wo es nur Mittelmässiges geleistet hatte, um jeden Preis einem Berufe aufgedungen wird, der doch ein angeborenes Talent und tiefe Studien verlangt. Der oder jener, der sich jetzt nur in Kneipen und Bordellen herumtreibt, wäre ein guter Handwerker geworden, hätte er nur der Profession Geschmack abgewinnen können; jetzt, entmuthigt von seiner Unzulänglichkeit für das Studium der Rechte oder der Medicin, sucht er Zerstreuungen allenthalben, wo seine Faulheit und Unwissenheit sie ihn finden lassen. Wird er älter,

so sieht er nun, wie weit er zurückgeblieben ist hinter Gefährten, die ihn jetzt nicht mehr bemerken; er möchte noch einmal jung werden, noch einmal anfangen; vergebens; die Folgen des wüsten Lebens melden sich jetzt, er hat in seinem Schiffbruch Geist, Gedächtniss und Willenskraft verloren. Niemand wird sich wundern, wenn er sich das Leben nimmt; wo die sittliche Freiheit aufgegeben ist, folgt die Geistesverwirrung bald nach. Ich habe stets die meisten Selbstmorde von dem allmäligen Heraustreten aus dem wahren und ursprünglichen Zustande des Menschen ableiten können; tausenderlei Irrwege führen von demselben ab und zu den traurigsten Katastrophen, und mehr als jemals sehen wir in diese junge hochmüthige und aus ihren Einbildungen herabgestürzte Thoren verfallen.

Von einer Menge Selbstmorde dieser Art hebe ich nur folgenden heraus. M*** ist ein sehr mittelmässiger Kopf, aber mit einer wilden ungeordneten Einbildungskraft. Er studirt Medicin, ist dabei Spieler, Raufbold und sehr sinnlicher Mensch. Romane sind seine gewöhnliche Lecture und er nennt sich einen Lebemann. Auf der Akademie, wo er studirt, wird das Aufrücken durch Concurs erworben; diesen macht er dreimal mit, ohne dass er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Endlich ertheilen ihm die Lehrer, mehr durch seine Ausdauer ermüdet, einen ersten Grad. Von diesem Erfolge befriedigt, erholt er sich von den Anstrengungen, die er gemacht hat, durch alle mögliche Ungebundenheiten. So vergehen wieder zwei Jahre, und sein Ehrgeiz träumt mehr als jemals von einer neuen Auszeichnung, die jüngere Studien-

genossen schon längst erlangt haben. Er fängt wieder an zu arbeiten, und merkt, dass ihm sein Gedächtniss untreu, sein Urtheil unsicher ist. Er wird schweigsam und sucht die Einsamkeit, seine Freunde finden, dass er sich über das Leben und die Wissenschaft mit höhnischer Verachtung äussert.

Er arbeitete vorzüglich die Nächte hindurch, und die Aufwärter der Anatomie erzählten, dass man ihn mit stieren Augen, ein Scalpell in der Hand, ganze Stunden nachdenklich vor einem Cadaver sitzen gesehen habe, das er secirte, ohne etwas daran zu lernen. Als der bestimmte Tag heranrückte, erwachte er aus seinem Brüten, schlug sich zornig vor den Kopf, ging nach Hause und schloss sich in sein Zimmer ein, aus dem ihn kein Mensch herausbrachte. Den Tag vor dem Concurse begiebt sich M*** wie gewöhnlich auf die Anatomie, und bleibt die Nacht dort. Da hören ihn die Aufwärter mehrmals laut sprechen, schimpfen und fluchen. Er sucht vergeblich zu beschreiben, was er so oft sorgfältig präparirt hat; die Anatomie war in seinem Gedächtniss vergangen, wie der Hauch am Spiegel, nichts hatte haften wollen. Der Gedanke an die Niederlage, die ihn den andern Morgen erwartet, vor einem zahlreichen Auditorium, benimmt ihm vollends den letzten Rest seiner Besinnung; er ergreift ein Rasirmesser, schliesst sich in die Todtenkammer ein, legt sich dort neben einem Cadaver auf den Fussboden, und öffnet sich die Halspulsadern. Der letzte Schnitt, den er mit dem Scalpell gemacht hatte, war der genauen Untersuchung des Gefässes, welches er zur eignen Tödtung gewählt hatte, gewidmet gewesen.

Doch sind die Selbstmorde solcher jungen Leute, die ihr Loos auf dieser Erde verfluchen, weil sie auf diesem Meer voller Stürme ohne Steuer und Compass herumtreiben, noch lange nicht die beklagenswerthesten. Es giebt noch andre Selbstmörder, die die Bürde des Lebens von sich werfen, nachdem sie ihr Andenken mit einem unauslöschlichen Flecken beschmutzt haben. Diese betrauert und beweint freilich Niemand; sowie Niemand das Bekenntniss macht, er sei der Gefährte ihrer Liederlichkeit gewesen. Ich meine die jungen Leute, die ihre Vergnügungssucht zum Diebstahl, zum Unterschleif, zu allen Lastern, die zu den Galeeren oder zum Blutgerüst reif machen, verführt. Diese haben nur einen Augenblick, wo ein Rest von Gewissen in ihnen erwacht und als unerbittlicher Richter ihre Missethaten ihnen vorhält. Dieser Augenblick ist es oft, der sie zum Selbstmord bestimmt.

Ein junger Postbeamter sprach allenthalben von seiner vornehmen Abkunft und von seiner reichen Familie in der Provinz. Vor Aller Augen trieb er den kostspieligen Luxus mit Pferden, Maitressen, grossen Dinern; sonst verstand er nicht viel, er war nur Verfasser eines Romans, der keinen Verleger gefunden hatte, und dabei ein sehr nachlässiger Arbeiter. Oefters schon waren Klagen über das Verschwinden von Geldbriefen eingelaufen; wer hätte aber einen Verdacht auf den Liebling so vieler Damen und den Amphitruo der lustigsten Gesellen des Orts geworfen? Eines Tags jedoch wurde er belauscht, als er mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers einen Brief in seine Stiefeln gleiten liess. Der Commis, der es bemerkt hatte, schwieg lange; gab ihm jedoch einmal gesprächs-

weise anzuhören, für einen Postbeamten sei es doch sehr leicht Geldbriefe, die poste-restante aufgegeben wären, zu unterschlagen. Das traf, und von dem Augenblicke an war unser junger Spitzbube trübsinnig verlegen und voller Scham. Er gab Schlaflosigkeit und unglückliche Liebe vor und erhielt von einem Arzte gegen die erstere ein Recept, worin Pillen zu einem Gran Opium verordnet waren. Mehrere Tage lang liess er nun dieses Recept bei allen Apothekern des Orts und der Umgegend machen, und brachte so funfzig Gran Opium zusammen. Unterdessen erneuern sich die Klagen bei der Postverwaltung mehr als jemals; das Bureau, bei dem unser Mann angestellt war, wurde geradezu der Entwendung beschuldigt. Alle Angestellte, als derselben verdächtig, wurden mit Absetzung bedroht; und jetzt schrieb der, der den wahren Schuldigen kannte, aus einem Reste von Mitleid ihm Abends zehn Uhr ein Billet, in welchem er ihn benachrichtigte, dass er den andern Morgen dem Director sagen würde, was er gesehen habe. Das war das Todesurtheil für den eleganten Dieb; ohne sich weiter zu bedenken, schluckte er seine sämtlichen Pillen auf einmal hinunter und starb nach drei Tagen unerhörter Leiden.

Von allen Mitteln, die erdacht worden sind, um schmerzlos aus dem Leben zu gehen, ist übrigens Opium gerade das unzuverlässigste und das, welches einen schweren Todeskampf am längsten hinzieht. Die so sehr verbreitete Meinung, dass es einschläfernd in die Arme des Todes hinüberführe, findet so viel Glauben und ist doch so unrichtig. Aber es ist das Mittel für Verzagte und Kleinmüthige, die sich tödten, weil sie wissen, dass sie eben sowohl das Vertrauen, als

die Mittel zu ihrem fernern Unterhalt verloren haben, und die den Tod so verlangen, wie sie das Leben empfangen haben, bewusstlos, und hauptsächlich ohne Leiden.

Diese Classe von Selbstmördern bezeugt also die verderblichen Folgen einer Erziehung, die von ihrer ächten Grundlage, der Häuslichkeit, abgewichen ist, und welche vorsätzlich einen Vulcan unbändiger Leidenschaften aufhäuft, die selbst das männliche Alter kaum bezwingt. Eine andere Classe von Selbstmördern wird erzogen durch die Verbannung und Verschmähung des religiösen Sinnes, die hernach ihre Opfer durch den Lebensüberdruß zum Tode führt. Diese sind Menschen von kalter Ueberlegung, deren Geist nur positive auf das Materielle beschränkte Thatsachen anerkennt, und dem dann dies ewig gleichförmige Ablaufen der nämlichen Vorgänge und der nämlichen Empfindungen zum Ekel wird. Solche wenigstens aufrichtige und mit sich selbst einige Philosophen sind die schneidendste Ironie für den Deismus oder Atheismus; denn beide laufen auf Eins hinaus, insofern sie jenseit des Grabes nur das Nichts annehmen. Wenn für gewisse Charaktere Leben und Leiden gleichbedeutend sind, und Sterben nichts andres ist als in die Verhältnisse der Materie zurückkehren: dann ist es nicht schwer, das Aufhören des Daseins zu wollen, sobald an unserm Firmament, dem einzigen nach jener Denkweise, jede Hoffnung verblichen ist.

Das ist denn auch das Loos mancher tüchtigen Köpfe, die das Leben als ein trocknes, blos durch Zahlen zu lösendes Problem behandeln, und unerfassbare unbekannte Grössen, wie Gott und Unsterblichkeit, gar

nicht mit in ihre Rechnung aufnehmen. Sie, die den Lauf der Sterne ermessen, sind die stolzesten Sterblichen, denn sie verwerfen den Glauben aller Völker; und sie sind auch die Schuldigsten; denn ihr Selbstmord ist ein Ableugnen der angeborenen Ueberzeugungen, die dem Armen Freude, und den Betrübten Trost geben. Wissenschaft aber, die sich des gesunden Menschenverstandes entäussert, wird häufig genug eine Ursache des Wahnsinns und des Selbstmordes. Der erstere befällt meistens die, bei denen die Wissenschaft eine brennende und unstete Einbildungskraft auf Irrwege lockte; der Selbstmord bleibt den kalten fühllosen Gemüthern vorbehalten, die den Tod aus dem nämlichen Grunde, wie die jungen Wollüstlinge, suchen, weil der Baum des Lebens ihnen nur entlaubte Zweige zeigt.

So können Menschen, die man für glücklich hält, dahin kommen, mit der ruhigsten Ueberlegung ihre Tage zu verkürzen. Die es in einem Anfall von Geistesverwirrung thun, haben einen Grundsatz nur abgeändert, ohne ihn zu bestimmen. Wir glauben darauf schon geantwortet zu haben.

Folgender merkwürdige Selbstmord verdient erzählt zu werden, weil er in psychologischer wie in physiologischer Hinsicht einzig in seiner Art ist, weil hier eine stoische Kaltblütigkeit, eine ganz ungewöhnliche physische Unempfindlichkeit mit Seelenruhe, und der Umstand, dass ein fremder Körper im Herzen durch keinerlei Zeichen sich kundgab, zusammentreffen. Ein Gelehrter, in den glücklichsten äussern Verhältnissen lebend, wurde in seinem Arbeitszimmer mit mehrern Wunden in der Brust und am Halse, von

Federmesserstichen herrührend, gefunden. Man brachte ihn ins Hospital, wohin ihm seine Frau und einige Freunde aus der polytechnischen Schule nacheilten. Er benahm sich ganz ruhig, auch reuevoll und in sein Schicksal ergeben. Vergeblich fragt man ihn nach der Veranlassung zu seiner That; er beharrt in seinem Schweigen, und hört antheillos den Ausspruch der Aerzte, die eine baldige Heilung versprechen. Drei Tage darauf stirbt er. Man öffnet die Brust, und findet das Herz von einem Radirmesser durchstoßen, das die Höhle wie ein Pfropf verstopfte. Unbegreiflich war es, dass, einige leichte Störungen des Pulses abgerechnet, der Blutumlauf drei ganzer Tage lang das Hemmniss in dem Centralorgane dieser Function nicht verrieth. Um seinen Vorsatz auszuführen, hatte sich der Verstorbene zuerst eine tiefe Wunde zwischen der fünften und sechsten Rippe beigebracht, dann das Radirmesser in das Herz eingestossen und tief in die Brust getrieben, indem er sich gegen den Rand eines Tisches stemmte. Auch soll er sich einer Ahle bedient haben, um das Radirmesser leichter ins Herz einsenken zu können.

Dieser in seiner Art einzige Selbstmord bietet kein anderes Zeichen von moralischem Verfall dar, als die gänzliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was auf dieser Welt ist; und der durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann hatte eine Frau und Kinder, die schluchzend und betend an seinem Lager standen. Den Beistand der Religion lehnte er ohne weitere Erklärungen ab. Er erlosch wie ein verglühender Körper; und, wohlzumerken, nicht die mindeste Spur von Geistesverwirrung war an ihm zu beobachten.

Dergleichen Selbstmorde haben natürlich den Scharfsinn der Psychologen und Aerzte beschäftigt; und weil doch eine Ursache aufgefunden werden sollte, hat man sie durch eine chronische Aufhebung der moralischen Freiheit erklärt. Dann, gleichsam um das Princip zu erweitern, hat man anerkannt, dass der Spleen aus einer erblichen Melancholie, einer organischen Krankheit, einem tiefen Kummer, einem Verlust, kurz aus Allem hervorgehen könne, wodurch eine schwache Urtheilskraft und ein unentschiedener Charakter in Verwirrung gerathen müsse. Gewiss, das Alles kann man in Irrenhäusern bestätigt finden; aber die Personen, mit denen wir es hier zu thun haben, sind gewiss unter allen Menschen diejenigen, die in kritischen Augenblicken den besonnensten Muth und das schärfste folgereichste Denken entwickelt hatten. Aber schon halbe Materialisten durch Deductionen aus absurden Philosophemen, hatten sie ihrer Seele, dieser Schöpferin ihres ganzen Wesens, die Gewissheit der absoluten Vernichtung eingeredet; und als nun ihr hohles Dasein der ewig wiederholten Scenen der Natur müde war, waren sie, unvermerkt vielleicht, die herzlosen Apostel der Lehren Zeno's geworden. Oder, um es kurz zu sagen, die Seele, ihrer Behausung überdrüssig, zog aus.

Ich habe solcher Charaktere, die so ganz ausser dem Kreise der gewöhnlichen Menschheit, und so hoch über allen, sonst jeden Muth brechenden Ereignissen stehen, genug gekannt, dass ich unbedenklich mir ihren Selbstmord so erkläre, wie ich bereits bemerkt habe, durch ihre Ueberzeugung, dass der Mensch in das ewige Nichts zurücksinke. Ein solcher war ***,

Officier in der Marine, ein Krieger „von unerschütterlicher Grundfeste“, den Studien ergeben, ein kaltes Gemüth und stoischer Charakter. Auf das Gefecht entbrannt, benahm er sich doch dabei, wie bei der friedlichen Lösung eines Problems. In den indischen Meeren zerschmettert ihm gleich zu Anfange eines Treffens eine Kugel den linken Arm; er macht aus seinem Taschentuche eine Binde, legt den verwundenen Arm hinein, und denkt erst nach dem Ende des sechsständigen Kampfes wieder daran. Dieser Mann nun, ein so hoher und fester Denker, stösst eines Tags auf dem Schiffe mit dem Fusse an eine Kiste, und die daraus entstandene Wunde geht in schlechte Eiterung über. Einen Monat wartet er auf die Heilung, ohne das Zimmer zu verlassen. Als dieser Termin vorüber ist, schneidet sich der in jeder Hinsicht vollkommene und anscheinend so geduldige Mann mit einem Rasirmesser die Kehle durch. Oft hatte er geäußert, dass diese Art, dem Leben ein Ende zu machen, die allerbeste sei, weil sie den Körper nicht verstümmele, und die einem Philosophen angemessenste, da man mit jedem hervorquellenden Blutstropfen fühle, wie das Leben entfliehe, bis es in den unendlichen Raum des Weltganzen sich verliere.

Hier haben wir ein Beispiel, welche Macht eine Idee über die Entschliessungen eines von der Natur und von falscher Erziehung gebildeten Charakters übt; werden wir uns aber, um die That zu erklären, hier auf Geistesverwirrung berufen dürfen? Nein, indem er sich tödtete, weil seinem Glauben nach Sterben soviel ist als Schlafen, hat er sich ebenso von dem gesunden Menschenverstande losgesagt, wie der feige

und schwache Wollüstling, für den Leben nur Geniessen war. Bekennen wir es aufrichtig, die Seelenruhe und die Hoffnung auf ein besseres Leben werden in dieser Welt nur dem genügsamen Sinne zu Theil. Dieser ist auch die wahre Weisheit. Dagegen ist es der hochfliegende Geist des Menschen, der in seinen Nächten voll peinlicher Betrachtungen den Zweifel, die Verzweiflung und die Vernichtung erschaffen hat.

Es giebt ferner sonderbare Menschen, die mitten in dem Meere der Erdenfreuden satt und ermüdet, sich nur deshalb tödten, weil ihre Sinne dafür unempfänglich sind. Wenn ihre Vernunft sich weigert an den Unerschaffenen zu glauben, so wird auch ihr Herz nur selten von den Entzückungen der Liebe oder anderer irdischer Genüsse ergriffen. Wären sie empfänglicher für instinctartige Empfindungen, so würden sie recht gern ihr Leben fortsetzen; aber sie waren schon abgelebt, ehe sie geboren wurden, und sie starben, weil sie nicht wussten, was man mit dem Leben machen kann. Die angeblichen atheistischen Philosophen erdolchen sich nicht wie sie; diese schlürfen vielmehr bedächtig die unzähligen Becher Nektars hinunter, welche ihnen ihr Vermögen und eine glänzende Lage bieten; und kommt es zur letzten Stunde, so wissen sie irgend eine Auskunft zu erfinden, um ihre Sophismen mit den dunkeln Mahnungen eines Glaubens, den der Todeskampf in ihnen erweckt, so gut es geht verträglich zu machen.

Gewisse starke Geister aber, die Gott und die Unsterblichkeit der Seele verlästern, ergreift die Manie des Selbstmords erst, wenn ihre abgestumpften Sinne ihnen das Absterben einer Thätigkeit bezeugen, durch

welche sie noch an dem Leben hingen. Bei dem Einen ist es der Magen, der nichts mehr verlangt und nichts mehr verdaut; bei Andern die Kraft, die ihnen bei der Bettgenossin versagt; und noch Andere denken wegen noch viel geringfügigerer Ursachen an den Tod. Bedenkt man nun, dass solche Entschliessungen in Köpfen aufsteigen, die die Tiefen der Wissenschaft durchwühlt haben, so fragt man mit Schauern, was man denn glauben, was verehren soll; und ob der einfache Glaube an das Wort des Pfarrers, der uns von einer Fortdauer jenseits des Grabes erzählt, nicht am Ende dem Steine der Weisen, den die Philosophen und der Hochmuth suchen, unendlich vorzuziehen sei.

M***, ein Studirter, kaum achtundzwanzig Jahre alt, hat schon längst den Aberglauben der Kirche von sich geworfen; er nennt sich einen Philosophen. Er würde sich ganz glücklich schätzen, wenn er stets seiner Leidenschaft in den Armen seiner Geliebten genügen und wenn er immer guten Tabak haben könnte. Wir waren damals mit allen Völkern im Kriege, und Havana war uns versperrt. Eines Morgens geht er von Hause weg, ärgerlich über seine Kraftlosigkeit und in Verzweiflung, dass er nur noch eine letzte Pfeife guten Tabak zu rauchen hat. Er raucht sie und wandelt dabei dem Gipfel eines Berges zu. Mit dem letzten Zug aus der Pfeife kommt er auf der Höhe an; dieser letzte Zug ist für ihn das Ende der Welt. Er nähert sich einem steilen Abhange von zweihundert Fuss Tiefe und betrachtet ihn mit kaltem Blute, ob er ihn schwindlig mache. Nachdem er etliche Minuten gewartet, fasst es ihn endlich zum letzten Male;

da wirft er die Pfeife hinab, und guter Dinge und mit offenen Armen stürzt er sich ihr nach, um an einem scharfen Vorsprunge seinen Tod zu finden. Das ist der gewöhnliche Selbstmord der Philosophenschule, deren Anhänger ihr Ende aus Ursachen und auf eine Weise beschleunigen, die der menschlichen Natur unwürdig sind, und sie noch unter das Thier herabsetzen. Aber sie lebten auch ohne den Glauben an Gott; und dieses angeborene Gefühl, allerdings nur ein subjectives und keiner Untersuchung und Erörterung Stand haltend, macht doch die unübersteigliche Kluft, die für immer das in der höchsten Ordnung stehende Thier von dem mit den geringsten Geistesgaben ausgestatteten Menschen trennt.

Jedoch die Geschichte der Ursachen des Selbstmordes ist endlos und zum grossen Theil noch nie erzählt. Obenan unter diesen Ursachen steht die Umwandlung des sittlichen Menschen in den Sklaven einer Leidenschaft, eines ungereimten Gedankens, eines übelverstandenen Wortes. Jede Classe der Gesellschaft hegt und pflegt in ihrem Schoosse die Dolche und die Gifte, die, wenn die Stunde der Opfer geschlagen hat, sie dramatisch von der Scene entfernen. Dann machen die guten Leute aus der Menge grosse Augen vor diesen Menschenopfern, welche die dem Scheine nach Glücklichen dem alten Satze zur Bestätigung darbringen, dass das wahre Glück nicht von dieser Welt sei. Was aber das Volk, das betende und arbeitende Volk, vollends nicht weiss, ist, dass es das allein von den Grossen der Erde beneidete ist, wenn diesen die Gedanken an den Tod ans Herz treten. Jean-Jacques hatte also Recht, wenn er sagte, dass

das Glück kein Merkmal habe; und der, den wir im Grunde seines Herzens glücklich und zufrieden glauben, ist vielleicht hundertmal mehr zu beklagen als der Seifensieder in seinem Laden. Die Leidenschaften, die uns gegeben sind, um dann und wann einmal das Leben in dem, was es Berauschendes und was es Mörderisches hat, zu fühlen, sind weit öfter die Furien, die sich zu unserm Verderben in uns verkörpern.

Es giebt nicht eine Neigung und nicht eine Gemüthsbewegung, die nicht in Wahnsinn, der zum Selbstmorde führt, ausschlagen könnte. Vergöttere Einer seine Frau und werde von ihr betrogen; steige er zu Ehren oder zu Vermögen empor, und werde von dem einen wie von dem andern herabgestürzt; kurz, glaube er an die Ewigkeit der falschen Götter dieser Erde: sowie ihm eine unveränderliche Wahrheit, wie zum Beispiel die des Unbestandes aller Dinge, klar wird, und er hat weder Festigkeit des Charakters noch Religion, so tritt sicherlich an die Stelle der zerstörten Täuschungen von nun an der Gedanke an Selbstmord. Unter dem Nagen einer Leidenschaft, die in ihren Hoffnungen betrogen wurde, scheint es, als ob sich ein böser Geist der Seele bemächtige und sie in ihrer sittlichen Haltung so wie in ihrer körperlichen Umhüllung unterwühle. Die Gesundheit leidet, weil alle Functionen von ihrem normalen Zustande abgewichen sind; das Herz wird in seinen Bewegungen gestört, der Blutumlauf unregelmässig; der Magen empört sich gegen jede Nahrung; Säfteverderbnisse, Obstructionen, schleichende Entzündungen stellen sich ein; der Mensch geht seinem Untergange entgegen. Er findet keine Ruhe am Tage, und keinen Schlaf in der Nacht; er

befindet sich zwischen Wachen und Schlafen; es ist ein unaufhörliches Drängen zum Leben und zum Tode in ihm, das bis zur tragischen Auflösung dauert. Dies ist der langsame Selbstmord, der endlich zur entscheidenden That führt durch die stufenweise zunehmende Verwirrung des Geistes, die den Gebrauch der moralischen Freiheit aufhebt. Dann bleibt der Unglückliche wahnsinnig, oder er nimmt sich das Leben. Der Spleen oder Lebensüberdruß ist keineswegs, was man auch sagen mag, eine Krankheit ohne Ursache; wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, dass in den Erscheinungen der Hypochondrie sich immer der Stachel, der in der Seele sitzt, bemerklich macht, sei es nun ein moralischer Schmerz, oder irgend ein anderer langsam und ununterbrochen nagender, dessen Sitz im Leben wohl ausfindig zu machen war; nur das muss man zugeben, dass es manchen Menschen angeboren ist, bei den Stürmen des Unglücks müßig zuzusehen. Eine wahrhaft grosse Seele aber bietet dem Unglück entschlossenen und ausdauernden Widerstand in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. In dieser Hinsicht hat das Christenthum, welches den Schmerz, als den ersten Dienst, den man Gott darzubringen hat, ermunthigt, gar manches Opfer gerettet.

Ich habe die Köpfe von Menschen, die an ihrem allmäligen Selbstmorde arbeiteten, in Bezug auf Phrenologie untersucht, und nur selten fand ich unter ihnen einen, der nicht an irgend einer Stelle des Gehirns den gewünschten Aufschluss darbot. Bald beherrscht der Höhesinn ein wenig ausgebildetes kleines Gehirn, es findet sich sittliche Liebe ohne Muth und ohne Causalität; es fehlt das Organ der Anhänglichkeit an

das Leben; oder man trifft eine sehr begabte Intelligenz, die den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes den Gehorsam versagt; oder ein gemeines Gehirn mit dem sehr vorherrschenden Organ des Muthes; oder ein Gehirn, das eine höhere Ausstattung versprach, aber in seiner Entwicklung zurückgeblieben, abgeflacht und verbildet, auf einer Wölbung seiner Basis ruht, wo die instinctiven Triebe ihre Stelle haben. Solcher individueller Verschiedenheiten der Gehirnorganisation giebt es unzählige; die Betrachtungen, die sich daran knüpfen, liefern zuletzt den Beweis, dass alle Menschen im Stande sind, bei einem mittlern Masse von Erkenntniss und Begehrung zufrieden zu leben, nur wenige aber sich über diese Schranken erheben dürfen, ohne dem plötzlichen oder langsamen Selbstmorde entgegen zu gehen. Der wahre Weise weiss nur Eins gewiss: dass Alles eitel und vergänglich ist.

Der Ehrgeiz aller Art führt zum Selbstmord, sobald die Fähigkeiten nicht in richtigem Verhältniss zu dem erstrebten Ziele stehen. Alle Selbstmörder aus Ehrgeiz haben sich eingebildet, dass die Bekleidung mit den äussern Formen der Macht auch zugleich die Einsicht in ihren rechten Gebrauch verleihen müsse. Sie haben sich abgearbeitet, um Rang, Vermögen oder Ehrenstellen zu erjagen, und gelang es ihnen oder gelang es ihnen nicht, in beiden Fällen drückte sie das Bewusstsein ihrer Untüchtigkeit nieder und trieb sie zur Verzweiflung. Sie wissen nicht, dass es leichter sei, einen Stier bei den Hörnern zu fassen, als eine Rolle eben so geschickt durchzuführen, wie die Personen, denen sie es hatten nachmachen wollen.

M***, Officier in einem Generalstabe, erhält endlich eine Befehlshaberstelle, die das Ziel aller seiner Wünsche gewesen war. Kaum hat er sie übernommen, so übersieht er den Umfang seiner Verantwortlichkeit; er erschrickt davor und tritt zurück. Niemand kann das begreifen; nur er ist gerecht gegen sich und gewinnt es über sich, in der Dunkelheit und unglücklich zu leben. Einige Zeit darauf regen die Gerüchte von einem bevorstehenden Kriege sein Soldatenorgan auf. Er erhält aufs Neue ein Commando, und bewährt am Tage der Schlacht seinen Heldenmuth. Zum zweiten Male ist er mit sich enig und zufrieden; und sein Ehrgeiz wächst mit dem erlangten höheren Grade. Endlich belohnt man seine Tapferkeit mit einer noch höheren Stelle; und damit ist das Mass seiner Befähigung überschritten. Vergebens sucht er das Gefühl seiner Schwäche zu bemeistern; sein Bewusstsein lässt es nicht zu und er blickt in eine düstere Zukunft. Der arme Junge, von Pflichtgefühl und Misstrauen gegen sich erfüllt, fällt einem Ehrgeize zum Opfer, den er nicht länger glaubt ertragen zu können, ohne sich einer wahrscheinlichen Entehrung auszusetzen; er stürzt sich aus dem fünften Stock eines Hauses.

Ein bei der Armeeverpflegung Angestellter trachtet eifrig nach einem höhern Posten, und erhält ihn auch auf die Verwendung seiner Gönner. Kaum hat er ihn angetreten, so erschrickt er vor seinen jetzigen Pflichten, er fürchtet sie zu verletzen, zum ersten Male wird er über sich zweifelhaft. So kommt er auf die Einbildung, dass seine Untergebenen allerhand an ihm auszustellen haben, er wagt nicht vor sie zu treten und ihnen seine Aufträge zu ertheilen. Eines Tages

lässt er sich durch eine nicht böse gemeinte Aeusserung eines Unterbeamten zu zornigen Ausbrüchen fortreissen. Als er wieder zur Besinnung kommt, schämt er sich seiner Schwäche und Unfähigkeit und beschliesst seinen Tod. Die Nacht über bringt er seine Angelegenheiten in Ordnung; am andern Morgen frühstückt er wie gewöhnlich, und als die Stunde schlägt, wo er auf das Bureau gehen soll, schiesst er sich vor den Kopf.

Eben so kann in dem, welcher nur einem einzigen Gedanken eines ungeduldigen und mehrmals in seinen Erwartungen getäuschten Ehrgeizes nachhängt, der Vorsatz zum Selbstmord aufsteigen. Er trägt ihn lange mit sich herum, bis er endlich zur Ueberzeugung kommt, dass jene Bemühungen vergeblich und erfolglos bleiben. Dann wird der unglückliche nur von dem Gefühl der Schwäche hervorgerufene Entschluss durch keine Liebe zu den Angehörigen und durch keine Religion wankend gemacht; der Tod wird gesucht als das Einzige, das in solchem Zustande Ruhe bringt. Eine starke Seele wird freilich das Missgeschick in ihren Unternehmungen zu überwinden wissen; sie macht andere Wege ausfindig, um ihre Zwecke zu erreichen. Aber der an Geist arm und der Tugend bar ist, der reisst sich vom Leben los, ohne daran zu denken, dass er Vater sei und dass sein Tod seine unglücklichen Hinterlassenen noch um so mehr ins Elend stürzt. Zu dieser Classe gehört die grosse Menge derjenigen, die bei geringen geistigen Mitteln von grossen Aussichten träumten, die bei ihrer grundlosen Eitelkeit glaubten, dass, um sich aus niederer Sphäre emporzuschwingen, um mit grossen Ansprüchen aufzutreten, und aus den Kindern Magistrats- und Standespersonen zu machen,

der blosse Wunsch hinreiche. Bei solchen Leuten verzeiht der gedemüthigte Hochmuth nicht einmal sich selbst, gar leicht schlägt er in Selbstmord aus, und dazu werden Opium, Arsenik oder der Strick gewählt. Wüssten sie mit der Pistole umzugehen, so wählten sie diese.

Ein Kaufmann macht grosse Speculationen, und sie gelingen. Er verdoppelt, verdreifacht seine Unternehmungen; das Gold regnet in seine Casse. Diese Gunst des Glücks macht ihn unvorsichtig; er möchte gern seinen Reichthum masslos vergrössern und setzt seine ganze Habe auf einen entscheidenden Wurf. Diesmal hat er sich verrechnet und wird bankrott; er verliert Alles, weil er Alles gewinnen wollte. Die Nachricht von seinem Falle erhält er durch einen Brief nach Pisa, wo er sich gerade aufhält und eben im Begriff ist, den schiefen Thurm zu ersteigen. Er geht auch hinauf und erst oben eröffnet er das Schreiben und muss sich nun für einen aufgegebenen Mann halten. Was thun? „Das überlebe ich nicht“, sagt er, steigt hinaus auf die Brüstung des Thurms und stürzt sich hinab; zerschmettert stirbt er auf dem Steinpflaster.

Hochmuth und Eitelkeit, die Begleiter jedes Ehrgeizes, der sich gern aus dem Staube hervorwinden möchte, sind oft genug die Führer ins Elend und zum Selbstmord.

M*** bekleidet eine einträgliche Stelle, womit jeder Andere, vollends bei so geringen Fähigkeiten, zufrieden sein würde. Weil er aber gern in der Welt etwas vorstellen, seine Frau anputzen und seinen Kindern eine vornehme Erziehung geben lassen möchte, lässt er sich zu elenden Betrügereien verleiten. Die

vorgesetzte Behörde erfährt dies und entsetzt ihn seiner Stelle. Sowie er die Nachricht erhält, schliesst er sich ein und lässt sich vom Kohlendampf ersticken.

Doch ich käme nicht zu Ende, wenn ich die Selbstmorde alle erzählen wollte, die in allen Ständen der Golddurst und die Gewissheit, ihn niemals befriedigen zu können, erzeugt. Die Moralität unserer Zeit, die sich in den einzigen Ausdruck: „sein Glück machen“, zusammenfassen lässt, setzt jeden Ehrgeiz in Bewegung und treibt ihn zur Eroberung des Metalls, ohne die Frage, ob der Charakter und die Mittel die rechten seien. In diesem Kampfe, den Selbstsucht, Berechnung und Betrug führen, sind die Besiegten noch nicht die Entwaffneten; sie ringen noch als Verzweifelte, als Niederträchtige, als Verbrecher. Die ersten bilden die Classe der ruinirten Speculanten; die zweiten enden mit dem Selbstmorde, die dritten auf den Galeeren oder auf dem Blutgerüste.

Die Uebertreibungen der Civilisation, und die ungeheuren Bedürfnisse, welche sie erzeugt, ersticken in dem Herzen des Menschen den Glauben an Gott, die Stimme des Gewissens und der Ehre; Habsucht, Mord, Selbstmord sind an die Stelle der edelsten Regungen der menschlichen Seele getreten. Ja, Frankreich feilscht: und jedes Jahr rechnet es ohne Schauer die immer anwachsende Zahl der Strassenräuber und Mörder, der Bankrottirer und Selbstmörder zusammen, die von dem unglücklichen Geiste, von dem es beherrscht und der allenthalben aufgemuntert wird, herrühren. In einem einzigen Jahre hat man, nach den Angaben der öffentlichen Blätter in allen Orten des Königreichs, vierhundert Selbstmorde gezählt, die nur aus verun-

glückten Speculationen in dem kleinen Krämerverkehr entsprungen waren. Davon wurden sechzig durch Erhängen, vierzig durch Sturz von einer Höhe, achtzig durch Schuss, fünfundsiebenzig durch schneidende oder spitzige Waffen, hundertundfunfzehn durch Gift, zehn durch Ersticken im Kohlendampfe, und zwanzig durch Ertränken bewerkstelligt¹⁾.

Die Mehrzahl dieser Morde muss allerdings auf Rechnung der Geistesverwirrung, die der That vorhergeht, gebracht werden; aber wir sind weit entfernt, diese Geistesverwirrung als Entschuldigung gelten zu lassen; das hiesse mit den Lastern der Zeit unterhandeln. Der bescheidene Mann, der sich an den Vortheilen seiner Lage genügen lässt, häuslich und in der Furcht Gottes lebt, der wird wohl niemals sein Leben verkürzen wollen. Ihn mag sich der zur Warnung und zum Beispiel nehmen, der in seinen Untergang, in Entehrung und in den Tod rennt, indem er in blindem Wagen der launischen Glücksgöttin nachjagt. Weiss Einer wohl bei solcher Führung, wohin er gerathen wird?

Unter denen jedoch, welche von der Höhe, zu der sie sich in ihrer Einbildungskraft aufzuschwingen gedachten, herabstürzen und mit Selbstmord enden, sind immer Einige, die man entschuldigen würde, gäbe es nicht Beispiele von unendlich Unglücklichen, die unter den Krallen der Reue und Verzweiflung dennoch der Nachwelt das seltene Vorbild einer wahrhaft grossen

1) Alphons Devergie, Statistik der Morgue zu Paris für das Jahr 1836; in den Annales d'hygiène et de médecine légale T. XVII.

Seele hinterlassen wollten. Die Leiden des Prometheus auf St. Helena waren der schönste Triumph des christlichen Sinnes der neuern Zeiten.

Nichtsdestoweniger kann der Muth ohne Glück, der seine Niederlage, den Verlust seines Ruhms und die Gefährten seiner Kämpfe nicht überleben mag, sogar den Selbstmord zu einem Gegenstand der Rührung und Theilnahme machen. Wer mag den Lorbeer, den das Walten des Geschicks in eine Cypresse verwandelt, verlästern? Frankreich gebar Krieger, noch ehe es Christen bewohnten. Niemand hat einen Stein auf den Admiral geworfen, der, als er sich den Dolch ins Herz stiess, vielleicht Nelson anrief: „Gieb mir meine Schiffe wieder!“ Es ist bekannt, dass in der blutigen Schlacht bei Trafalgar der Sieger auf seinem Posten im Gefecht den Tod fand, und der Andre, der Besiegte, durch Frankreich reisend, der Donnerstimme Napoleon's entgegenging, der ihn nach Paris vor den fürchterlichen Richterstuhl des allenthalben siegreichen Frankreichs gerufen hatte. Die Begleiter des Admirals Villeneuve erzählen, dass sich sein kummervolles Antlitz mit jeder zurückgelegten Station des weiten Wegs mehr umwölkte. Als er zu Rennes angekommen war, schloss er sich in sein Zimmer ein und öffnete es am andern Morgen nicht! Er wurde in Blut schwimmend, auf den Fussboden ausgestreckt und von mehrern Messerstichen durchbohrt gefunden. Man glaubte sein Andenken durch die Vermuthung zu schonen, dass er ermordet worden sein müsse. Sachverständige begründeten diese Annahme durch die zahlreichen Wunden, von denen erklärt wurde, dass der Wille eines Menschen nicht so lange aushalte, sich

so viele Stiche selbst beizubringen, bloß um sich zu verwunden, und dass nur ein Mörder so aufs Gerathewohl zustosse, bis er den tödtlichen Stoss getroffen habe.

Hier ist ein folgerechter Zusammenhang zwischen Ursache und That; dieser fehlt aber auch nicht in einem ganz anderen Falle, wo ein Mensch, in seiner Eigenliebe tödtlich beleidigt, aus der Raserei zu sich kommt und nun die unerbittlich strafende menschliche Gerechtigkeit drohend vor sich sieht. Dann kann es sich ereignen, dass er mit wiederholten Stichen gegen sich wüthet, ohne den Schmerz zu fühlen, in einer Art von barbarischen Rausches, wie Ajax auf seinem Scheiterhaufen. Das entsetzliche Beispiel, welches ich meine, ist folgendes. Kermerec, ein Matrose, in jeder Beziehung ein gutmüthiger Mensch, wurde von seinem Schiffspatron ohne allen Grund, bloß weil dieser einen Widerwillen gegen ihn hatte, gemisshandelt. Eines Tags ist er der Quälereien satt, und sagt dem Patron ganz kalt, er solle ihn nicht schlagen. Umsonst; doch diesmal vergilt er die Misshandlung mit einem Messerstich, den er dem Angreifer in den Leib giebt. Kermerec wurde arretirt und in das Gefängniss des Marinehospitals zu Brest gebracht. Jetzt überlegt er, was er gethan hat; er sieht das Blutgerüst aufgerichtet und seinen Kopf vom Rumpfe getrennt. „Nein“, sagt er; „von Henkershand will ich nicht sterben.“ Er steht von seinem Lager auf und greift unvermerkt in die Tasche eines neben ihm Liegenden, um ein Messer zu suchen, das er bei diesem während der Abendmahlzeit gesehen hatte. Man eilt hinzu, um ihn an dem Gebrauche zu verhindern; zu spät, er sticht

blind um sich her. Nun er sich frei gemacht, stellt er sich unter die bleiche Hängelampe des Gemaches, und unter den schrecklichsten Flüchen durchbohrt er sich den Unterleib mit einer Menge tiefer Stiche. Dabei schreit er: „Bin ich denn noch nicht todt?“ und fährt fort, sich auf die fürchterlichste Weise den Leib zu zerfleischen. Endlich, ermüdet von den Versuchen, sich auf der Stelle zu tödten, packt er die aus dem Leibe hervorgetretenen Eingeweide, dreht sie wüthend zusammen, schneidet ein Bündel ab, und sinkt bewusstlos um. Dieser entsetzliche Mensch lebte noch drei Tage; so sehr erhöht die Verzweiflung die Lebenskraft.

Gehen wir jedoch nun zu einer andern Art von Selbstmord über.

Unter allen Leidenschaften ist die Liebe am meisten im Stande, den Menschen durch Einen Gedanken zum Aufgeben seiner selbst und zur Raserei zu bringen. Sie fordert ihre Opfer auf die eine oder die andere Art, wo nicht feste Grundsätze, durch Erziehung, Sittlichkeit und hauptsächlich durch die Religion eingepflanzt, gegen die Verführungen einer blinden und unüberlegten Zärtlichkeit schützen. Manche Menschen leben nur, um sich ganz in diesem Gefühl zu verlieren, wie andere um irdische Grösse oder um die Gunst des Glücks leidenschaftlich werben. Die Liebe erhöht die Lebendigkeit der edlen und wohlwollenden Gefühle, wo solche nämlich schon vorher die Seele uneingeschränkt beherrschen und aller ihrer Thätigkeit den Impuls geben. Selten aber bleibt Gemüthern, die an das unerschöpfliche Glück der Vereinigung zweier Herzen glauben, eine dauernd ruhige

Haltung. Wie Alles, was Schmerzen hervorzurufen vermag, schlägt auch die höchste Liebe, wenn sie verkannt oder verrathen wird, in Kummer und Bitterkeit um; und dann erlöscht die Fackel des Lebens für den, dem sie nicht mehr auf den geliebten Gegenstand, in welchem allein er sein Dasein empfand, ihre Strahlen wirft. Nichts in der Welt vermag eine feurige und jeder ruhigen Ueberlegung entfremdete Seele über den Verlust des Geliebten zu trösten. Wehe der, die nur für die Liebe geschaffen wurde; denn diese ist wie ein unheilbares Uebel, wie eine Epilepsie, die mit ihren Convulsionen in den trügerischen Stunden eines tiefen Schlafes plötzlich wiederkehrt.

Wir haben es schon ausgesprochen: die Erziehung, wie man sie jetzt versteht, ist eine Abweichung von den natürlichen Gesetzen für Wesen, die im gesellschaftlichen Verbande leben; wenn diese nichts als Unruhe und Verwirrung in die Gesellschaft bringen, so rührt dies daher, dass ein mehr vom Hochmuthe als von folgerechtem Denken eingegebenes System selbst den Familien Massregeln aufzudringen scheint, welche unsittlichen und vernunftwidrigen Lehren den Eingang bahnen.

Ich wage zu behaupten, dass der Selbstmord und seine zahlreichen Ursachen in den patriarchalischen Familien, bei den Völkern, die noch unter der Herrschaft einfacher und religiöser Traditionen leben, unbekannt sind, so bei den Türken, deren erstes sie zum Volke verbindendes Gesetz ist: Gott zu fürchten. Selbstmord hat nur in den Ländern um sich greifen können, wo eine verirrte Philosophie den Massen vorpredigte, dass Religion und der Glaube an Unsterb-

lichkeit der Seele die Furcht vor dem Tode unterhielten und den Lebensgenuss vergällten. Die nachdrücklichste Kritik eines solchen Geredes ist die Erfahrung, dass die, welche daran glaubten, allein die Reihe der Narren, der Wahnsinnigen, der Werther bilden. Die bürgerlichen Unruhen, welche die Anleitung geben, aus Fanatismus für eine Partei zu sterben, der Freiheitstaumel, der jede Art von Ehrgeiz in den Massen anfachte, und die neuromantische Schule, die eine eingebildete Welt erschafft, haben die von ihren Lehren angesteckten Völker zur Verachtung des Lebens und zu einem dünnen Materialismus verführt.

Das Lesen des Werther hatte den Selbstmord aus Liebe in Deutschland eingeführt, und die Frauen, für jeden Eindruck empfänglich, der das Gefühl, für welches die Natur sie geschaffen hat, in ihnen berührt, vergassen, dass ihre Liebe in das Muttergefühl verschmelzen soll; sie opferten sich, weil ihnen ein Leben ohne Liebe hundertfacher Tod ist. Aber unsre Literatur mit ihren Ausgeburten, die Literatur der Verzweiflung, wie sie Goethe, der Sänger des Werther, nannte, diese hat die unzähligen namenlosen Morde auf ihrem Gewissen, mit denen ein von der Scheinwelt der Romane Verblendeter dem andern nachahmt. Der Anstand, der die Liebe aus ihren Entzückungen zurückruft und die vorgebliche Sympathie durch die Zaubergewalt des Blickes, diese können in der modernen Gesellschaft nicht neben einander bestehen, wo die Ehe nur eine für eigennützige oder ehrgeizige Zwecke geschlossene Verbindung ist. Unter diesen Umständen kann das in der Romanenwelt so einheimische und so kunstsinnige Mädchen, die einen

Mann nimmt, nichts anders werden, als eine unwürdige Gattin; oder hat sie Anlage zu romanhaftem Schwunge, so wird sie sich das Leben nehmen, um dem herzerreissenden Aufruhr ihrer verkannten oder betrogenen Leidenschaft zu entfliehen.

Die Raserei der glücklichen wie der zurückgestossenen Liebe ist die Quelle der beklagenswerthesten Verirrungen des menschlichen Herzens. Von dem Mädchen geringen Standes an, die den Honig leidenschaftlicher Romane in sich sog, bis zur vornehmen Dame, welche glaubt, die Valerie der Frau von Krüdener spielen zu können, kenne ich eine Reihe Selbstmorde, deren Veranlassung erbärmlich wäre, käme nicht zugleich ein natürliches, nur von seiner moralischen Richtung abgewichenenes Gefühl zur Entschuldigung hinzu. Man vergesse nicht, dass bei den abenteuerlichen Bündnissen, wo, im Angesichte des Himmels und einer Mutter oder einem Gatten zum Hohne, man sich gegenseitig Treue bis über das Grab hinaus verspricht, dass bei diesen Bündnissen Ein Herz allemal dem andern zum Opfer fällt, durch den Tod, durch Verlassen oder Verachtung. Früher oder später muss die menschliche oder die göttliche Gerechtigkeit dazwischentreten. Und wenn es nun eine unglückliche Frau ist, die unter der Last der Enttäuschung zusammenbricht, dann findet sie nirgends mehr Heil. Auch in der Religion nicht; denn diese lässt sich nicht so schenken, wie ein Eid der Treue; überdem lässt die Liebe bei manchen solcher Wesen, die nur für sie geschaffen sind, kein anderes Gefühl aufkommen, und wenn nun, aufgegeben und entehrt, die untröstliche Geliebte, das romantische Herz mit dem Betrüger, der sie in Schande

brachte, für immer fertig ist, so sucht sie vergebens einen Ausweg; in ihrer Leidenschaft vernichtet, sieht sie auch keine andre Möglichkeit als Vernichtung. Sterben ist dann leichter als leben; darf man sich wundern, dass in dem Ausbruche der einsamen Verzweiflung der Gedanke an Selbstmord als das einzige Mittel, das alle Schmerzen heilt, sich ihr aufdringt?

So findet dieser denn auch seine Opfer hauptsächlich unter den jüngern, von den täuschendsten Einbildungen erfüllten Herzen. Manchmal ist es die Eitelkeit, in einen höhern Rang als den angeborenen einzutreten, welche bei jungen in ihrer Unschuld leichtgläubigen Mädchen eine romanhafte Leidenschaft entzündet, die der Verführer geschickt zu benutzen weiss. — Mademoiselle * * *, von geringer Herkunft, flösst einem reichen jungen Menschen die heftigste Leidenschaft ein und er entbrennt von dem Wunsche, sie zu heirathen. Das arme Mädchen hat Romane gelesen, wo ein Soldat eine Prinzessin gewinnt; sie glaubt dem Liebhaber aufs Wort, und in Erwartung der Zeit, da dieser volljährig werden wird, ergiebt sie sich ihm auf Leben und Tod. Nun träumt sie von nichts als dem Glück, die grosse Dame zu spielen; in Gedanken hat sie, wie das Milchmädchen, nichts als reiche Toiletten, Boudoirs, ununterbrochene Anbetung. Jeder neue Roman, den sie liest, wiegt sie in diesen Taumel noch tiefer hinein. Endlich kommt die Zeit der Volljährigkeit; der Liebhaber wird weniger lebhaft und weniger dringend. Eines Tages erhält sie einen Brief, worin er von ihr Abschied nimmt und ihr sein ewiges Bedauern zusichert; seine Eltern haben ihm, der ihr so oft geschworen, dass er ihr gehöre fürs

Leben, eine Gemahlin gewählt. Die Arme weinte, ihre Freundinnen lachten sie aus. Der Hochzeitstag sollte ihr letzter Tag sein. Abends vorher erzählte man ihr, die Braut sei entzückend, und sie ersticke fast unter der Last der Ausstattung, der Shawls und des Schmucks. Sie geht in ihr Kämmerlein, wüthend und in Verzweiflung; dort schliesst sie Fenster und Thür, zündet ein grosses Kohlenfeuer an und lässt sich ersticken, die gewöhnliche Todesart solcher armen Geschöpfe, die auf die Versprechungen eines Verführers und die Wunder der Liebe gebaut haben. Was hier noch mehr ist, um ihres künftigen Gatten werth zu sein, hatte die Unglückliche Italienisch und Musik gelernt, und drechselte ganz angenehme kleine Gedichte.

Mademoiselle * * *, in der ersten Pension Frankreichs erzogen, heirathete aus Eitelkeit in schon vorgerücktem Alter einen General. Sie ist eine sentimentale Virago mit heissem breitem Hinterkopfe, Romanenleserin, verliebt, mit heiserer Stimme. Frühzeitig schon in alle Ausschweifungen eingeweiht, ist sie in der Führung galanter Abenteuer erfahren; Niemand versteht besser unter Liebkosungen die Eifersucht des Ehemanns einzuschläfern und die verschiedenen Rollen der ehebrecherischen Coketten und lügnerischen Weiber zu spielen. Sehr bald Wittwe und verblüht, entbrennt sie von Leidenschaft für einen Mann von Ruf. Dieser geht auf ihre Netze ein, und es scheint sogar, als liebe er sie. Die Zeit, die sonst Alles zerstört, hatte die Gluthen unserer getrösteten Wittwe nur noch mehr angefacht; ein zweiter Mann und von solchen Verdiensten, das war ihr unveränderlicher Gedanke geworden. Der junge Mann dachte aber nicht entfernt

daran, die Sache ernsthaft zu nehmen; kaum war er bei ihr glücklich gewesen, so suchte er andere Freuden auf. Nach etlichen Monaten eines Verhältnisses, das sehr oft durch innern Krieg gestört wurde, erscheint der Liebhaber nicht mehr zur gewohnten Stunde; die Baronin, ausser sich, vergisst sich so weit, sich allein auf den Weg zu machen, um den Untreuen in den Armen einer Andern zu überraschen. Das Schicksal erfüllte ihr Verlangen mehr, als ihr lieb sein konnte; sie fand eine andre, jüngere und schönere Frau an derselben Stelle, wo ihr Herz so oft voll Freude und wahrer Liebe geschlagen hatte; ihre Zeit war vorüber. Sie stürzt fort, oder vielmehr ihre Nebenbuhlerin jagt sie fort, indem sie ihr mit deutlichen Worten alle die Liebhaber vorrückte, die sie betrogen habe. Es war Mitternacht... Die Unglückliche, die während ihres ganzen lockern Lebens nur einmal wirklich und aufrichtig geliebt hatte, erkannte jetzt die Leere eines Herzens ohne Moral und Religion; sie suchte den Tod, und fand ihn noch in derselben Nacht in den Wellen der Seine.

Dem Selbstmord aus verzweifelnder Liebe verfallen gewöhnlich Frauen von schwachem Charakter und einer wahnsinnigen Einbildungskraft. Der Hang zum Ausserordentlichen, der in seiner Ausartung dem Geschlechtstriebe in die Hände arbeitet, benimmt ihnen schon früh die richtige Ansicht von der wirklichen Welt und von dem Verhältniss ihrer gesellschaftlichen Stellung zu der Liebe im eigentlichen Sinne. Von allen den Unglücklichen, die Hand an sich legten, wusste man, dass sie einer zügellosen und verdorbenen Einbildungskraft zum Spielball dienten,

an ihre Pflichten aber als Mutter, Hausfrau und gegen Gott nie gedacht hatten.

Rechtschaffene Frauen, gute Mütter, Gattinnen, die, wenn sie auch den Mann nicht lieben sollten, doch wenigstens die Ehre ihres Namens bewahren, überliefern sich dem Selbsmorde nicht. Ueberhaupt sucht dieser Wahnsinn die kalten ruhigen Gemüther nicht heim, die streng naturgemäss leben und die Pflichten der Religion erfüllen, sich thätig mit den Ihrigen beschäftigen, und über die Unsittlichkeit und die Folgen eines unüberlegten Schrittes nachzudenken im Stande sind. Wie aber benennt man den Selbstmord, wo zwei Menschen, von Liebe und Wollust entbrannt, sich erst die Ruhe rauben, dann das Haus des Gatten fliehen, den Kelch der Lust und der Schmerzen bis auf den Boden leeren, und dann sich geloben, Eins in des Andern Armen zu sterben?

Madame * * * lebte geehrt und glücklich in dem Kreise ihrer Familie. Ein junger Fant kommt nach langer Abwesenheit nach Hause zurück und sie, die ihn als junges Mädchen geliebt hatte, sieht ihn mit den Augen der frühern zärtlichen Neigung wieder. Aber die Blicke der Leute erlauben ihr nicht, dieser zu folgen; es giebt also kein Mittel, als Mann und Kinder zu verlassen, alle Bande des Bluts und der Freundschaft zu zerreißen und in tiefster Einsamkeit die classische Hütte zu suchen, wo zwei für einander geborene Herzen sich verbergen sollen. Dieser Beschluss wird gefasst, das Paar entflieht, und noch kein Monat ist verflossen, da tritt die furchtbare Wahrheit vor ihre ertödteten Sinne. Ohne Vermögen, ohne Hoffnung, von Reue und Gewissensangst gefoltert, sehen sie

keinen Ausweg aus ihrem Jammer als durch Selbstmord. Der elende Mann, der die ungetreue Gattin verführt hatte, spricht ihr vom Sterben durch Dolch oder Gift. „Ja“, antwortet sie, „wir müssen sterben; nur treffe der Stoss so schnell wie der Blitz!“ Der Liebhaber also soll der Geliebten den Dolch ins Herz stossen, und dann sich selbst. Noch eine Nacht! und dann sei es vorüber!

Dort hält der Mann den scharf geschliffenen Dolch; und eine Frau bittet ihn, sie mit sicherer Hand zu treffen. Er wankt, er stösst fehl, die Hand zittert und trifft das Herz nicht. Er liegt an ihrer Seite, er wiederholt den ersten Stoss mehrmals, endlich wendet er das Gesicht ab, und drückt krampfhaft das Messer gegen sein Opfer; da ruft eine leise Stimme: „Lass mich deine Hand küssen, mein Freund; ich sterbe für Dich. Leb wohl.“.... Und nun sinkt dem Mörder der Muth.... Für sich wusste er den Tod nicht zu finden!

Auch auf demselben Wege, wie auf dem des Ehrgeizes kann die Liebe zum Selbstmord führen. Wer höher als alle Güter, die an das Leben fesseln, nur Einen Gegenstand liebt, sein Weib, seine einzige Freundin, der kann wohl darauf kommen, das Leben wegzuwerfen, wenn er erfährt, dass sie in einem Augenblicke der Untreue ihm verloren gegangen ist.

M. * * * ist ein Mann von zärtlichem Herzen und weichem Charakter. Von einer weiten Reise zurückkehrend, zählt er ungeduldig die Stunden, die ihn seiner einzigen Liebe näher bringen sollen. Unterwegs sitzt er an einer Table d'hôte, und hört einen Reisenden von einer Orgie erzählen, die gestern in einer

benachbarten Stadt begangen worden. Die Heldin derselben ist seine Frau, die Genossen des Skandals seine Freunde, der Ort, wo die Sache vor sich gegangen, sein Haus. Unter dem rohen Gelächter der Gäste steht er von der Tafel auf, verschliesst sich in sein Zimmer und zerschmettert sich mit einem Pistolenschuss das Gehirn.

Selbstmord wegen gekränkter oder verrathener Liebe scheint besonders manchen Frauencharakteren vorbehalten zu sein. Der Mann wird wenigstens nicht oft aus dieser Ursache plötzlich darauf verfallen; allmählig wohl, wenn sie fortdauernd an ihm nagt; aber er geht erst eine Reihe von Gemüthszuständen durch, unter denen Melancholie und Hypochondrie obenan stehen. Berücksichtigt man dies, so werden manche mit stoischer Kälte unternommene und ausgeführte, und verzweifelnder Liebe zugeschriebene Selbstmorde auch an ernsthaften und beschäftigten Männern begreiflich. Es braucht Einer bloß jung und für alles Andere blind nur in dem einzigen Gedanken an eine Frau versunken zu sein, oder auch von der Lust abgenutzt und von Allem ermüdet, so kann er in einem Anfall von Wahnwitz sich opfern. Im letzteren Falle ist die Ursache nicht sowohl die Trauer um den Verlust eines Wesens, dessen Leben das letzte Band war, das den Selbstmörder ans Leben knüpfte, als vielmehr die Unmöglichkeit, für neue Freuden wieder aufzuleben.

Die moralische Organisation des Mannes hält ihn mehr von den Uebertreibungen einer tollen Liebe ab; und wahrscheinlich würde die feurige und ungezähmte Jugend ihr weniger zum Opfer werden, wenn unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und Gewohnheiten nicht dieses Gefühl auf Kosten der höhern Seelenthätigkeiten

überreizten. Die Natur hat die Frauen für die Liebe und die Sorgen der Mutter geschaffen; und wirklich ist ihr Gehirn mehr nach dem Hinterkopfe als nach der Stirn zu entwickelt, wo die Organe der Erziehungsfähigkeit liegen. Daher kann es nicht befremden, dass sie, denen die Fähigkeit, sich von ihren Gefühlen Rechenschaft zu geben, in beschränkterem Masse zugetheilt ist, sich allen Thorheiten eines natürlichen Hanges, und endlich auch dem Selbstmorde preisgeben.

Wie soll aber auch dieses Uebel unter der heranwachsenden Generation nicht immer mehr um sich greifen, wenn der Keim schon in die Nachkommenschaft gelegt wird, die kaum der ersten Kindheit entwachsen ist? Ist es nicht zum Erbarmen, wenn schon das kleine Mädchen, angeputzt wie eine Theaterpuppe, einen Galopp mit einem kleinen muntern Monsieur tanzt, der sich, auf unsere Anordnung, den Gemahl der Schönsten nennt? Will man es ausdrücklich darauf anlegen, schlechte Frauen zu erziehen, so kann man es nicht besser machen, als kleine Mädchen wie Opernnymphen anzukleiden, sie dem wohlthätigen Schläfe zu entreissen, und zum Tanze mit kleinen dummen Jungen zusammenzukuppeln; auch, zu guterletzt, sie gegen Morgen noch an eine wohlbesetzte Tafel zu führen. Das übersteigt allen Glauben; und doch beklagen die, die solche Giftpflanzen erziehen, oft die Immoralität des Jahrhunderts, sagen mit uns, dass Alles dem Einsturz entgegengehe, und helfen aus allen Kräften dazu.

Um jedoch auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so ist hier noch zu erwähnen, dass der Fanatismus der Liebe, obschon unter den Männern ungleich seltener, doch in eigenthümlichen Lagen derselben sich

entzünden kann, z. B. wo das Gelübde der Enthalt-
samkeit mit einer flammenden Einbildungskraft und
gierigen Sinnen in fortwährendem Kriege liegt. Die
von den Freuden der Welt ausgeschlossene Lüstern-
heit, die für einen geliebten Gegenstand entbrennt,
stürzt ihren Märtyrer in alle möglichen Verirrungen
des Geistes und Körpers. Dass ein solcher, dessen
Verlangen nach Wollust zur Raserei wird, zu den
ungeheuersten Entschlüssen und Thaten fortgerissen
wird, setzt uns gar nicht in Erstaunen. Wie kommt
es, dass ihre Zahl nicht grösser ist? Und warum
geben sie sich nicht den Tod, wenn sie, wieder zur
Vernunft gekommen, nun die Grösse der Verachtung
zusammenrechnen, die sie von der öffentlichen Mei-
nung erwartet?

Ein schreckliches Beispiel, was der Liebeswahn-
sinn und die tausend Nattern der Eifersucht hervor-
bringen können, ist folgendes. Ein junger Mann von
ascetischem Charakter hatte seiner Tugend zuviel zu-
getraut und war in den geistlichen Stand getreten.
Sein böser Stern führte ihn mit einer jener schmie-
gsamen und hinterlistigen Coketten zusammen, die dreis-
sigmal in ihrem Leben vor Liebe sterben, und ein
grausames Spiel mit der Qual der Herzen treiben,
welche ihre Künste angelockt haben. Diese hatte ein-
mal die Phantasie, einen jungen Mann im Priesterge-
wande an ihren Wagen zu fesseln; hier fand sie einen
mit einer zu allen Ausbrüchen bereiten und darnach
begierigen Organisation; und sie zog ihn in ihren Salon.
Die Sirene sang so süß, dass der Neophyt in ihre
Netze fiel; und nie hat ein Mann mit soviel Hingebung
und Treue geliebt, nie eine Somnambule sich so ge-

horsam den Einwirkungen des Magnetiseurs gezeigt. Die Geschichte dieses Verhältnisses ist eine wahrhaft trostlose. Das böse Weib setzte sich in den Kopf, Gott selbst ihre Beute streitig zu machen; sie dictirte ihrem Sklaven eine Gebetformel, worin sie selbst keck die Stelle der Jungfrau und der Heiligen einnahm, und es war ihr Zeitvertreib, ihn auf den Knien mit der ganzen Inbrunst eines andächtig Betenden vor sich zu sehen. Der Unglückliche gehorchte allen den ausschweifenden Einfällen dieser Frau; er ging so weit, eine Schrift, worin er seinen Glauben abschwor, zu unterzeichnen. Auf den Maskenball im Opernhause begleitete er sie in einem verruchten Costume; manchmal hatte sie Lust, um zehn Uhr des Abends auf den Strassen herumzulaufen; sie kleideten sich wie gemeines Gesindel, und der Liebhaber musste sich mit denen herumprügeln, die ihren Augen glauben und Madame darnach behandeln wollten.

Und doch war dies von Seiten der Frau alles nur Spiel und Betrug; nie hatte sie ernstlich daran gedacht den Verlorenen zu lieben; und er, eifersüchtig und betrogen, unbekannt mit allen den Giften, die in dem Herzen eines bösen Weibes gähren, konnte es sich nicht vergeben, dass ihm manchmal ein Zweifel gegen diesen Engel der Liebe und des Mitleids aufgestiegen war. Wäre er indessen nicht mit Blindheit geschlagen gewesen, so hätte er es sehen müssen, wie jeden Abend und in seiner Gegenwart ein Mann mit blassem Gesicht und Vampyrblicken erst seine Traurigkeit und seine süsse Sehnsucht beobachtete, lächelte, und dann seine Augen von ihm weg auf die würdige Gebieterin heftete. Eines Tags fasste er aber doch den Muth einige

leichte Bedenken über das Benehmen seines Nebenbuhlers zu äussern; er wurde mit heissen Thränen und einer Verwünschung des Unterzeichners seiner Selbstverdammung abgewiesen. Der traurige Liebhaber glaubte noch ans Paradies; er bekam das Fieber, öffnete sich in seinem Delirium eine Ader, und schrieb einen mit Blut und Thränen benetzten Brief um Verzeihung.

Die Dame aber wollte nichts weiter von ihm wissen, und damit dies ihr Opfer besser begreifen sollte, sendete sie ihren breitschulterigen Begünstigten ab, als Ueberbringer ihres Beschlusses. Der Abgesandte überschritt noch seinen Auftrag. „Können Sie lesen?“ sagte er; „da ist Ihr Urtheil.“ — „Mein lieber Leon, der *patito* wird nicht mehr bei mir erscheinen, er hat seinen Abschied; ich habe ihn nie geliebt. Sie fragen mich, was ich für dieses Männchen empfinde; es war nur eine Phantasie, die ihres Gleichen nicht hat; es kitzelte mich, Gott eine Seele streitig zu machen und einen Abbé in die Verdammniss zu bringen.“

Wenn Einer im bösen Traume in die offene Hölle blickte, so kann er nicht plötzlicher aus dem Schlafe auffahren als unser Seminarist, nachdem er diese Zeilen gelesen. Er kam zur Vernunft, wie der Vergiftete, der dem Tode entgeht und vor Allem schaudert, was ihn daran erinnert. Aber das Bewusstsein seiner Thorheiten stieg ihm nun zu Kopfe, wie der Saft narkotischer Pflanzen die wunderlichsten Bilder und Erscheinungen dem Geiste vorführt. Er warf sich auf sein Lager und wand sich wie ein Wurm; schluchzend antwortete er unbekannten Stimmen, die er zu hören glaubte, Mönche sah er vor sich vorbeiziehen, die ihn

bei seinem Namen riefen und die Worte: Verworfener, Excommunicirter! hinzufügten. Sein Bett war ihm eine glühende Höllenlava; er sah in einen gähnenden Schlund, wo ihn Dämonen packten und mit sich hinabrissen.

Als er wieder zur Besinnung kam, dachte er sogleich an Selbstmord. Er fiel vor dem Christus, dem er den schwarzen Schleier, womit er ihn früher verhüllt, wieder abgenommen hatte, auf die Knie; und nach einem heissen Gebete, aus dem er immer wieder hoffnungslos nur den Tod als Retter fand, verschluckte er, was er seit langer Zeit angehäuft hatte, um seine sinnlichen Regungen damit zu beschwichtigen, oder auch anzufachen. Laudanum, Aether, Fingerhut- und Kantharidentinctur zusammen erregten eine Darmentzündung, deren Symptome ihn zum Rasen brachten. Er zerriss seine Decken mit den Zähnen; endlich in der einen Hand das Crucifix, in der andern die geweihte Kerze, starb er mit den Worten, die ich schon oben angeführt habe: „*Cur misero lux data est?*“

Religiöser Fanatismus hat in frühern Jahrhunderten oft genug Selbstmorde veranlasst; heute aber ist die Zeit nicht mehr, wo der Aberglaube und die Schwärmerei einer feurigen, nur die wahren Absichten der Vorsehung verkennenden Seele, Selbstmartyrer für Christus und seine Kirche machte. Ein einziges Mal war man in unsern Tagen nahe daran, diese Epoche der Kindheit der Völker wieder hervorzurufen: als die Missionen durch ganz Frankreich jenen längst eingeschlafenen christlichen Sinn, der in die Kreuzzüge und die Verfolgungen der Hugenotten in den Cevennen ausartete, in neue Spannung versetzten. Es ist die

Eigenthümlichkeit des Fanatismus, dass seine Wuth sich gegen sich selbst kehrt, wenn er nicht das Blut eines Andern zu Ehren Gottes fließen lassen kann. Aber, wie gesagt, die Zeit der frommen Raserei, des mystischen schwärmerischen Glaubens, der wie durch Ansteckung manchmal auch die Einsichtsvollern zum Selbstmord fortreisst, ist vorüber. Einzelne Beispiele kommen jedoch auch jetzt hin und wieder vor, wo beschränkte Köpfe, ergriffen von den Schrecken der Hölle, die ihnen donnernde Kanzelreden verkündeten, den wenigen Verstand, den sie besaßen, vollends verloren.

Zu diesen gehört unter andern ein Officier vom Generalstabe, dessen Bigoterie bis zur Unvernunft ging. Dieser hatte sich in den indischen Meeren eine hartnäckige Ruhr zugezogen, welche er mit nach Europa brachte und an der er entsetzlich litt. Verzweifeln, dass er keine Heilung finden konnte, und noch mehr darüber, dass er das Uebel verfluchte, welches er gleichwohl als ein von Gott ihm zur Busse auferlegtes Kreuz betrachtete, erstach er sich. Damit aber sein Tod den Anschein eines Märtyrerthums habe, machte er in seinem Zimmer den Weg Christi nach Golgatha, mit dem üblichen Anhalten, nach, sang dazu das *Stabat mater*, und gab sich bei jedem Anhalten einen Stich in die Füße, die Hände, die Stirn, auf alle Stellen, wo Jesus gegeißelt worden war; den Gnadenstoss ins Herz aber sparte er bis zur letzten Strophe des Liedes und zu den letzten Schritten auf.

Dieser Mann war von Lypemanie ergriffen, wie übrigens Alle, die, nachdem sie längere Zeit an geringen Beschwerden gelitten, endlich von einem allge-

meinen Schmerzgefühl befallen werden, und das Leben nur in der Bitterkeit ihres Gemüths und, wie wir es genannt haben, in der Leere ihrer Seele fühlen. Hier ist der Selbstmord wirklich der sehr gewöhnliche Ausgang einer chronischen Geistesverwirrung; aber eben deswegen verweilen wir dabei nicht, da der Tod aus Verlust des freien Willens nicht in dieses Werk gehört, dessen moralischer Zweck die Zurechnung voraussetzt.

Allerdings ist der, der mit eigener Hand den Dolch gegen sich führt, ein Narr oder ein Wahnsinniger; wer mag aber behaupten, dass er zu dieser Katastrophe ohne Vorbereitung, ohne entfernte Ursachen gekommen sei, die, anfangs geringfügig, durch eine gründliche Ueberlegung, durch gesunden Menschenverstand und durch religiösen Sinn hätten beseitigt werden können? Folgt denn z. B. daraus, dass die selbstsüchtigen Forderungen einer überschraubten Cultur die Beschäftigung mit den schönen Künsten erheischen, folgt daraus, dass sich Jemand für einen Maler, Dichter oder Musiker halten, dass er sein Leben in diesen eitlen Einbildungen und in dem Jagen nach Ruhm und Gold aufreiben, und sich hernach feig ermorden muss, weil sein angebliches Genie auf einem dürren und undankbaren Boden nicht gedeihen wollte? Gewiss, es giebt wahrhaft Beklagenswerthe unter den jungen Selbstmördern, die ein besserer Ehrgeiz die Lyra anstimmen, oder den Pinsel ergreifen hiess; aber darf man nicht auch sie anklagen, dass sie ihre Vernunft von einem leeren Wahn so weit gefangen nehmen liessen und sich einer unglücklichen Eigenliebe opferten, die ihnen ihren Werth und die Undankbarkeit ihrer

Zeitgenossen in dem übertriebensten Masse darstellte? Die „Unverstandenen“ haben sich nie selbst recht verstanden; und hätten sie, bevor sie eine eingebildete Traumwelt bewohnten, die wirkliche Welt, wo der Mensch um so mehr gilt, je nützlicher und nothwendiger sein Streben ist, zum Gegenstande ihrer Betrachtung und ihres Nachdenkens gemacht, so wäre ihnen nicht das Leben zum Ekel geworden, bevor sie es noch kannten. Wer die Erde bebaut oder die saure Arbeit in den Werkstätten verrichtet, geräth selten in Armuth und Elend, und der Bäcker von Nîmes, der noch immer Brod bäckt und dabei so schöne Verse über das Nichtige aller menschlichen Eitelkeit schreibt, den sollten sich Alle zum Muster nehmen, die das Strohfeuer des Enthusiasmus für Genie halten; von ihm könnten sie lernen, wie der wahre Ruhm sich mit der Vernunft verträgt.

Auch in jeder frühern Zeit hat es ganz gewiss junge Leute gegeben, die in beschränkten äusseren Verhältnissen einen Anflug von künstlerischer Begeisterung hatten; aber nur wenige mögen ein solches unglückliches Ende gefunden haben, wie es unter unsern heutigen Jünglingen so gewöhnlich ist. Der Grund davon ist leicht anzugeben: häusliche Erziehung und Familiengeist hielt die Jugend unter der väterlichen Zucht und dem väterlichen Rathe; und kam endlich, viel später als jetzt, der junge Mann zur Selbstständigkeit, so war sein Führer in der Welt der gesunde Sinn, den unsere Unverstandenen weder das Glück noch die Zeit gehabt haben sich zu verschaffen.

Eine moralische Krankheit also ist es, erzeugt von einem todtgeborenen und irregeleiteten Ehrgeize,

die unsre jungen Leute dem Selbstmord überliefert; die Unglücklichen hatten auf die Vorspiegelungen ihres für irgend eine schöne Kunst erhitzen Geistes gebaut, ohne daran zu denken, dass der Ruf sich nicht von selbst macht, und dass in Sachen des Geschmacks und des Schaffens diejenigen, die den Gipfel des Ruhms erreichten, sich den Weg dazu durch die Noth und das Elend der wirklichen Welt bahnen mussten, bevor sie die Blicke derer, für die sie ihre Nächte aufopfert, auf sich zogen.

Unter den jungen Leuten nun, die ihre angeborene und überreizte Einbildungskraft und der blinde Trieb sich berühmt zu machen, in die Künstlersphäre werfen, deren Glückseligkeiten sie aus den neuesten Romanen kennen gelernt haben, sind nur äusserst wenige frei von den schlummernden Keimen organischer Krankheiten; und daher kommt bei ihnen jene düstre Stimmung und jene Schwerblütigkeit, von denen sie gequält werden und die sie mehr zu den Kunstgattungen geneigt machen, die einem heissen Kopfe zusagen, als zu denen, die körperliche Anstrengung und schwierige, Geduld erfordernde Versuche verlangen. Wie die Frauen ihre Zukunft sich nach den Utopien schlechter Romane ausmalen, so haben jene aus den verführerischen Biographien grosser aus dem Volke hervorgegangener Künstler die dunkle Ahnung von einem Berufe zur Unsterblichkeit sich herausgelesen; und nun sterben sie in Armuth, Krankheit und Verzweiflung, während die Erfahrung lehrt, dass Arbeit für ihres Gleichen das heroische Mittel war, eine schwache Constitution zu kräftigen. Wie viele Narren, Wahnsinnige und Selbstmörder hätten wir weniger ohne die Martern

eines blossen Gemüths- und Geisteslebens und eines Hochmuths, der auf dem steilen Wege zum Ruhm schwindlig wird, oder ohne die körperliche Faulheit, die sich auf die dunstigen Productionen eines kranken Geistes ausstreckt!

M***, achtzehn Jahre alt, ist ein schwachtender Jüngling von hysterischer Empfindsamkeit. Seine Sprache ist Honig, sein Blick wird auf Verlangen schwärmerisch; für die schönen Künste lebt und stirbt er; er liest Byron und George Sand, und wenn er seine Inspirationen nicht in Verse bringt, declamirt er vor einem Spiegel die kräftigsten Scenen aus Macbeth und dem Thurm von Nesle. Uebrigens hat er ein Gehirn, das in der Schätzung seines werthen Selbst ganz versteinert ist; ohne das Organ für das Ausserordentliche, das von früher Kindheit an seinem Geiste einen poetischen Schwung gab, würde er ein Mensch noch unter dem Mittelmässigen sein. Ein eingebildeter Thor, wie alle junge Leute, die anfangen eine Rolle zu spielen, glaubt er steif und fest das Gepräge eines höheren Geistes an der Stirne zu tragen; wie sollte er sich sonst die Blicke erklären, die sich aus Aller Augen auf ihn heften, sobald er im mittelalterlichen Costume, mit einer Kette um den Hals und einem Haarwuchs, an dem ein Friseur seine Kunst bewähren könnte, in einen Salon tritt? M*** bringt vier Jahre in der grundlosen Einbildung zu, dass ihn die Zukunft eines grossen Dichters erwarte, und blickt mitleidig auf seine fröhlichen Jugendgespielen, von denen Einige schon Grade in der Armee, Andere Anstellungen haben, die ihnen bereits etwas abwerfen. Endlich wird er Herr eines kleinen Vermögens, und

geht nach der Hauptstadt, um dort um die erträumten Dichterkränze zu werben. Wir brauchen ihn nicht lange zu begleiten; kaum zwei Monate waren vergangen, da empfand der arme junge Mann bereits die Qualen einer von dem Leben enttäuschten Seele. Er hatte kein Geld mehr, besass aber ein Manuscript in Jamben, und hatte sich übrigens sterblich in die Tochter eines Mannes mit einem Gehirn von Erz, eines Banquiers, verliebt. Das erste Symptom seiner Lebensmüdigkeit war ein Gedicht unter dem Titel: „Der Sterbetag“; und es war unmöglich in diesem fieberhaften Machwerk die schon weitgediehene Lypemanie, die ein gewaltsames Ende versprach, zu verkennen. Das zweite Symptom war ein Gesang voll satanischen Zornes gegen die Buchhändler und den schlechten Geschmack des Jahrhunderts. Das dritte und letzte brachte seinem Herzen den Todesstoss bei; er hatte gewagt ein schmelzendes Gedicht über die Leiden eines liebekranken Herzens an seine „Muse“ zu richten. Tags darauf erschien ein grosser Bengel, Commis und Neffe des Banquiers, im fünften Stock, wo unser Dichter wohnte; machte sich über ihn lustig, gebot seiner Lyra Schweigen, und bot sogar ein Duell an, worin versucht werden sollte, was eine Pistolenkugel auf zwanzig Schritte vermöge. Darauf strich der Held von der Wechselbank den Schnauzbart, brachte seine Locken wieder in Ordnung, stemmte eine Hand in die Nierengegend, und erbat sich Antwort. Unser Poet hatte eine grosse Seele; ohne ein Wort zu sagen gab er jenem seine Karte: „Morgen früh, sechs Uhr im Boulogner Gehölz“. Alles lief für beide Theile ehrenvoll ab. An dem Abend desselben Tags schrieb M* * *

Folgendes: „Ich glaubte, dem Tode gegenüber fehle mir die Stärke; diesen Morgen habe ich gelernt, dass mir nichts leichter sei als das Leben aufzugeben. Ich habe viel gefehlt, aber meinem Jahrhundert bin ich nichts schuldig; es war meiner nicht werth. Die Kohlen brennen inmitten meines Zimmers; ich will sie mit Wohlgerüchen bestreuen, um mich unter den erheitern- den Düften des Jasmins und der Rosen in den Schlaf zu lullen.“

Chronische Hautkrankheiten, die das Aussehen entstellen und den Leidenden aus der Gesellschaft verbannen, sind ebenfalls häufige Ursachen der Melancholie und des Selbstmords. Die Haut ist der wahre Spiegel der Schönheit; Aussatz, Flechten können das Leben so zur Last machen, dass es nur eines äussern Anstosses bedarf, um den Vorsatz zur Ausführung reifen zu lassen. M*** hat am ganzen Körper Flechten, seine Gelenke sind knotig aufgetrieben; man könnte ihn für ein Skelet in einer Haut von Chagrin halten. Er ist Officier; seine Kameraden wollen nicht mit ihm umgehen, und weichen seinem Händedruck aus. Er bemerkt das, sagt sich die Ursache, und wird nun schweigsam und düster. Ein armes Mädchen von geringer Herkunft flösst ihm eine Leidenschaft ein; er verlangt sie zur Ehe, die Eltern schlagen sie ihm ab. Seine Schwermuth nimmt zu, er liest Tag und Nacht Werther und die Schriftsteller, die den Selbstmord vertheidigt haben, Blount, Donne, Siddon, Rousseau und andere. Darauf zieht er sich auf ein einsames Landhaus zurück und diejenigen, die während der drei letzten Monate seines Lebens auf ihn aufmerksam gewesen sind, finden heraus, dass ein einziger Besuch

seines letzten Freundes mit seinem Tode zusammenfällt; diesen Freund hatte er gebeten, sein Testament zu Gunsten eines Hospitals, in welchem er eine Stelle für einen Aussätzigen gestiftet, bei einem Notar niederzulegen. Den Tag nach diesem Besuche fand man ihn in seinem Bett mit den unzweideutigen Zeichen der Arsenikvergiftung. Stiftungen in Hospitälern für unheilbare Kranke oder die an solchen Krankheiten leiden, woran der Stifter gestorben, sind nicht selten, und sie bezeugen den Verstand und die wahre Menschenliebe ihres Gründers.

Endlich hat man auch dem Heimweh die Macht zugeschrieben, zum Selbstmord zu verleiten. Ich selbst habe darüber zwar keine Erfahrungen gemacht; wie ich aber den Menschen in so vielen bedenklichen Augenblicken seines Daseins kennen gelernt habe, kann ich mich nur wundern, dass ich niemals einen Selbstmord aus dem niederdrückenden Gefühl der Entfernung vom Vaterlande erlebte. Diejenigen übrigens, die dergleichen erzählen, haben jedenfalls andere Gedanken und Gefühle, die neben dem Heimweh nagten, und die für sich in feurigen Gemüthern eine blinde Verzweiflung hervorrufen können, unbeachtet gelassen. Ich habe mehrere hundert Heimwehkranken, in den Hospitälern und in den Bagnos, auf Schiffen, welche mehrjährige Seereisen machten, bis zum Tode behandelt, aber nie kam ein Selbstmord, der lediglich dem Heimweh zuzurechnen gewesen wäre, zu meiner Kenntniss. Der Corse, der für uns doch der Typus desjenigen Menschen in Frankreich ist, den man am schwersten die Heimath vergessen machen kann, leidet sehr am Heimweh; aber er ergiebt sich in sein Loos, ist still und

in sich gekehrt und äussert nie die geringste Klage in dieser Beziehung. Das kommt daher, weil das Heimweh ein Uebel ist, welches sich aus der Erinnerung an das Verlorene und der Hoffnung auf das Ersehnte zusammensetzt; und wo dieses Uebel in dem menschlichen Gemüthe unheilbare Störungen hervorgebracht hat, da würde doch, wenn auch der Gedanke des Selbstmords in demselben erwachte, der Wille nicht stark genug sein ihn auszuführen.

Die Heimwehkranken sterben langsam dahin, physisch und moralisch von dem nie weichenden Gedanken an die Heimath aufgerieben. Nie wird man an ihnen Ausbrüche der Ungeduld oder des Zorns bemerken; sie geben sich nur einer dumpfen manchmal in Thränen sich auflösenden Traurigkeit hin. Ihr Blick hat etwas Kummervolles und Tiefsinniges; er wird verklärt, wenn sie unter ihren Landsleuten sind und von Ereignissen in ihrem Dorfe hören, deren handelnde Personen sie kennen. Ueberhaupt sind Gemüther, die für ihren Geburtsort eine tiefe Empfindung hegen, zärtlich, liebevoll und weich gestimmt. Sie glauben an Gott, und hängen treuherzig und aufrichtig an allen Lehren, die sie am väterlichen Herd und in der heimathlichen Kirche empfangen. Dies geht bis zu Visionen und Stimmenhören, selbst am hellen Tage. Ein solcher Kranker sah von seinem Lager seinen Pfarrer und dessen Schwager vor sich sitzen und ihre Mahlzeit halten, wovon sie ihm freundlich anboten. Ich fragte ihn einmal: „Soll ich sie weggehen heissen?“ — „Nein, sie leisten mir Gesellschaft, und es sind so verständige Leute.“

An das Sterben denken sie nicht, obgleich sie gern bereit sind, den Beistand des Geistlichen anzu-

nehmen; vielmehr verlässt die Hoffnung sie nicht bis zu dem Augenblicke, wo sie in den tiefen Schlummer, den Vorboten des Todes, fallen, der ihrem stillen Leiden ein Ende macht, einem Leiden, das ein langsamer Selbstmord durch das einzige Zauberwort: Heimath, genannt werden kann.

Im Allgemeinen sind die Heimwehkranken das, was ich „gute Kinder Gottes“ nennen möchte; und oft habe ich meinen Schülern gezeigt, wie vorherrschend an ihren Köpfen das Organ, welches Gall als das der Liebe zur Heimath bezeichnete, sich darstellt. Auch das der Hoffnung ist sehr ausgeprägt; und noch bevor die Phrenologie wissenschaftlicher ausgebildet war und allgemeinere Anerkennung gefunden hatte, war Broussais auf diese beiden Organe an den Conscribirten aufmerksam geworden, die sichtlich an dem Heimweh litten.

Ich gedachte zum Beschlusse dieses ohnehin lang gewordenen Capitels noch einige andere Ursachen des Selbstmordes zu besprechen; ich gehe jedoch davon ab, denn sie drängen sich dem aufmerksamen Leser des Bisherigen schon von selbst auf; und übrigens gehören sie streng genommen nicht hieher, insofern man unter Selbstmördern nur die versteht, die mit irgend einem Zerstörungsmittel ihr Leben gewaltsam vernichten. Es ist bereits genugsam angedeutet worden, wie ein fixer Gedanke erst alle andern unterjocht und dann die Lebenskraft nach und nach so aufzehrt, dass der Tod eintreten muss; das ist es, was ich chronischen Selbstmord nannte. So kann z. B. eine Mutter dem niederdrückenden Harne um den Tod eines geliebten Kindes nach und nach unterliegen; weniger oft hat die Liebe

unter Gatten und Geliebten solche Gewalt, doch fehlt es auch davon nicht an Beispielen.

Aber über das Duell, das ebenfalls eine Art von vorsätzlichem Selbstmord ist, kann ich mir einige Bemerkungen nicht versagen. Wo es mit dem Tode der einen Partei endet, ist es oft merkwürdig das Benehmen des Sterbenden in seinem Todeskampfe mit seinem bisherigen Charakter zu vergleichen. Der Raufer von Profession versteht sich nicht auf das Sterben; beschämt wie der Fuchs, der in die Falle gegangen, flösst er kein Mitleid ein, und hat auch selten wahre Freunde. Alle solche Menschen, die ich kannte, waren Unwissende, Liederliche und Ruchlose. Ausser der Uebung in dem Gebrauch der verschiedenen Waffen lieben sie gewöhnlich nur noch den Trunk; und ganz wie die Trunkenbolde fangen sie leicht an zu weinen, wenn man ihnen von ihrem letzten Willen, von Geistlichen und Beichte vorspricht. Dann sind sie kleinmüthig und verzagt bis zum Erbarmen; ich habe einige lediglich an der Furcht vor dem Tode sterben sehen; die kunstfertige Hand, die sie durchstach, sehen sie wie ein Gespenst, das sie beständig verfolgt. Zuletzt beichten, beten, weinen und communiciren sie, lediglich aus unwillkürlichem Schrecken über den Gedanken an Gott und seine Gerechtigkeit. „Oh, wenn ich davon komme, wie Sie mir versprechen,“ sagte Einer, „so schwöre ich Ihnen zu, dass, wenn mir Jemand eine Ohrfeige giebt, ich den andern Backen hinhalte.“ Eigentlich sterben auch diese grossen Klopffechter gar nicht; ehe sie den letzten Hauch ausathmen, versenkt sie ihre Angst in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nicht wieder erwachen. Ihr Tod befreit die Gesellschaft von einer Plage.

Ich behaupte geradezu, dass die Lehren, welche ein Duell auf Tod und Leben giebt, diejenigen, die davon kommen, völlig bekehren. Der Zustand zwischen Tod und Leben bessert sie, und die Verhärtesten, die Unsittlichsten werden gewöhnlich wiedergeboren für die Freuden der Familie und der Freundschaft. M***, ein Stänkerer und Klopffechter, hatte Weib und Kinder verlassen; er galt für einen Gottesleugner und für den grössten Spötter über den geistlichen Stand. Eines Tags beschimpft er die Ehre und den Charakter eines wackern jungen Mannes; er treibt es bis zum Duell, obgleich sein Gegner nur eine Entschuldigung verlangt, statt aller Antwort aber ins Gesicht gespien wird. Endlich stehen beide mit den Pistolen einander gegenüber; und bei dem ersten Schusse stürzt der Beleidiger, in die Leber getroffen, zu Boden. Acht Tage lang war er dem Tode nahe. Die Schmerzen, die er zu erleiden hatte, schmolzen seine eiserne Seele; er weinte, und der Geistliche, den er verlangte, wurde sein guter Engel. Er liess seine Frau und Kinder kommen, bat ihnen sein früheres Treiben ab, und versprach, wenn er am Leben bliebe, einen rechtschaffenen und untadelhaften Wandel zu führen. Seine Heilung war ein Wunder; ein noch grösseres Wunder aber war es, dass er von da an ein Muster als Gatte und Freund wurde. Das blosse Wort Duell versetzte ihn in einen ohnmachtähnlichen Zustand.

Das Duell beruht auf einem unglücklichen, unsittlichen und den freien Gebrauch der Vernunft aufhebenden Vorurtheil; es ist ein Erzeugniss der Barbarei, der Gesetzlosigkeit und blutiger Kriege, nicht aber der Fortschritte zur Cultur. Wie, um eines Wortes

willen, das aus einem falschen Begriffe von Ehre für einen Angriff auf die Ehre gehalten wird, giebt man sein Leben der Kugel oder der Klinge eines Meuchelmörders von Profession preis; und der Mörder bleibt unbestraft! Das heisst doch wahrlich ein Menschenleben zu gering anschlagen. (Das Duell ist ein Grundfehler unserer so hochgerühmten Erziehung, und das Land, in welchem es geduldet wird, beweist, dass seine Verfassung schwach ist und seine bürgerlichen und religiösen Gesetze leere Worte sind.)

Ja, es ist eine wahrhafte Verstandesverwirrung, der auch hochgestellte Geister nicht entgehen können, wenn sie nicht zugleich grosse und von der Würde des Menschen durchdrungene Seelen sind. Die eigentlichen Schuldigen dabei sind aber die Regierungen, welche die Veranlassungen zum Duell bestehen lassen, und diese Veranlassungen sind die Käuflichkeit der Stellen, die Begünstigungen, die der Niederträchtigkeit und der Entehrung zu Theil werden, die Ungerechtigkeiten, die der Nepotismus und das blosse Gutdünken begehen. Hüte man sich den Unterdrückten und den in seinen Rechten Beeinträchtigten auf das *Argumentum ad hominem* hinzuweisen!

Einer von denjenigen, die dieses letzte Mittel am hitzigsten zu Hülfe nahmen, sagte im Ernste: Ich kenne kein anderes unter Regierungen, die mit Gold und Aemtern feilschen. Er starb in der Blüthe seiner Jahre und seiner Aussichten im Duell. Ich bin nicht im mindesten zweifelhaft, dass solche Vertreter einer falschen Philosophie die eigentlichen Aufhetzer zu diesem mörderischen Gebrauche sind. Sein Ende bewies jedoch zugleich, bis zu welchem Grade der

Fanatismus für eine Idee den ganzen, sonst hochbegabten Menschen umwandeln kann. Ruhig, ergeben, edelmüthig für seinen Gegner besorgt, zugleich aber Feind jedes positiven Glaubens, hat er eine schlimme Lehre für das Leben hinterlassen, denn anders kann ich seine Verachtung oder seine Empfindlichkeit, um sich für eine Beleidigung des Stolzes und der Eigenliebe zu rächen, nicht nennen. Man sterbe, wenn es sein muss, in der Vertheidigung des Vaterlandes und in der Hingebung für heilige Pflichten; aber behaupte nur Keiner, dass das Duell die Tapferkeit eines Volkes unterhalte. Es wäre ein Schimpf für dieses Palladium eines Landes, wenn es von der Unbeständigkeit einer Geliebten oder der Verletzung eines armseligen Ehrgeizes abhinge. Wo zwei geistvolle und herzhafte Männer die Waffen gegeneinander zücken, da befinden sich in der Regel zwei Besiegte auf dem Kampfplatz, der Ueberlebende so gut wie der Gebliebene. Der letztere, wenn er die Veranlassung zum Duell gab, würde sein Dasein recht gern mit einer Entschuldigung aufs Neue erkaufen; den erstern verfolgt lange oder für immer der Schatten des Getödteten. Mit dem Morde von seines Gleichen erkauft man eine zu späte Reue sehr theuer. Und soll ich noch wiederholen, dass Leute, die in ihrem Glauben fest sind, sich nicht auf diese Weise tödten, dass der Türke, so muthig als ein Franzose, das Duell nicht kennt? So wäre also der Muselman uns moralisch überlegen?

Bei einem grossen Theil dieser Händler um plötzlichen Tod fehlt übrigens, der Erfahrung gemäss, das Organ des Muths und des Würgsinns; und daher sind gerade sie, sobald sie sich mit ebenso grossen Klop-

fechten, die aber angeborenen Muth haben, messen sollen, die ärgsten Hasenherzen. Der letzte der Art, den ich kannte, sollte sich mit einem andern, zwanzigmal siegreichen Haudegen schlagen; als die festgesetzte Stunde heranrückte, stürzte er sich aus einem fünften Stock auf die Strasse.

Um aber noch ein letztes Mal auf den Selbstmord zurückzukommen, so bemerke ich nur noch, dass, auf welche Art, durch Gift oder Dolch oder auf andere Weise, der Angriff auf das Leben gemacht wurde, höchst selten derselbe zum zweiten Mal versucht wird, wenn der Thäter dem Tode entging. Todeskampf nach Selbstmord ist eine gar zu heilsame Lehre. Ich konnte einem jungen Kranken, der zwei Jahre vorher eine beträchtliche Menge Opium genommen hatte, um sich das Leben zu nehmen, dieses Mittel in keinem Präparate und in keiner Form beibringen. Der blosse Name weckte in ihm die alten Schmerzen. Ein andres Mal war es mir unmöglich einen Officier, den ich zum Frühstück geladen, bei mir zurückzuhalten, weil eine Pistole an der Wand hing; er hatte einst sich durch einen Pistolenschuss zu tödten versucht, war aber mit geringen Verletzungen am Leben geblieben.

Wo also der Selbstmord nicht ins Grab stürzt, da wird er zum Heilmittel gegen alle Uebel, die seine Veranlassung waren. Unglückliche Liebe, Eifersucht, gekränkter Ehrgeiz, Armuth, alles wird nach einem solchen Versuch vergessen. Warum? Der Mensch will nicht wieder sterben, selbst wenn ihn ein wirkliches Unglück betrifft, und zu hören, dass man stirbt, ist ohne Widerspruch das grösste.

Das Leben solcher Leute, denen die Liebe zur Welt an den Pforten des Ausgangs aus derselben wiedergekommen war, kann manchmal zu den erbaulichsten gezählt werden. Uns sind sie einer der unzähligen Beweise, dass die menschliche Seele um so weiter wird und sich um so mehr zu ihrem Schöpfer erhebt, je lockerer das Band, welches sie an den Körper knüpft, je geringer ihre Abhängigkeit von der Materie wird.

Neuntes Capitel.

Letzte Stunden und Tod beim weiblichen Geschlecht.

Die ächte Frau. — Ihr Leben und ihr Tod. — Die Rangsüchtige. — Die für die Liebe Geschaffene. — Ihr Ende. — Todesfurcht. — Die Dame nach der Mode. — Die Emporgekommene. — Der Unterricht in der Sinnlichkeit und die Hysterie. — Einfluss derselben auf das weibliche Geschlecht. — Die niederen Stände und ihre tugendhaften Töchter. — Nachahmung schlechter Beispiele. — Verkehrte Erziehung der Töchter. — Die drei Classen junger Mädchen: 1. Die in Mystik versunkenen. — 2. Die Emancipirten, deren Leben und Tod. — 3. Die Dirnen. — Deren Physiologie. — Statistik der Dirnen im südlichen Frankreich. — Phrenologie. — Eine ägyptische Marie in der Provence. — Der Matrose und das Freudenmädchen. — Dreierlei Todesarten der Dirnen. — Lebenslauf einer solchen. — Die Dirne im Hospital. — Die Gebesserte. — Die Dirne als Vermächtniss für die Anatomie. — Die Bordellwirthin. — Ihr Tod. — Schluss.

Im Allgemeinen wissen die Frauen besser zu sterben als die Männer; ohne Zweifel, weil ihre geistigen Fähigkeiten insofern unvollständiger sind, als ihnen das Vermögen abgeht, so wie wir trostlose Theorien über die Zerstörung des menschlichen Organismus auszuspinnen.

Die Erziehung, welche unser Verhältniss zur Welt mehr oder weniger erweitert, das Studium der Philosophie, welches uns den frommen Kinderglauben

raubt, und eine mehr oder weniger verführerische Theorie von der Allmacht Gottes oder der Allgenugsamkeit der Materie an seine Stelle setzt, die stärkere Lebensthätigkeit unserer Organe, und endlich eine Menge von Genüssen, die den Frauen versagt sind, bringen es mit sich, dass wir einen grössern Werth auf das Leben legen.

Die Natur versagte den Frauen das Abstraktionsvermögen, um ihnen die Beängstigungen über den Zusammenhang verkehrter Beziehungen zwischen der Liebe und ihren schroffen Wechselfällen zu ersparen. Sie gab ihnen eine warme, aber treuherzige und gläubige Seele, damit sie die Idee eines Gottes schon auf den Säugling, wie eine Einweihung von der Natur, glaubensvoll und ohne zu grübeln übertragen sollten.

Ueberhaupt hat die ächte Frau, um sich in der Wirklichkeit des Daseins zu bewegen, als ihre einzige wirksame Kraft nur ein einziges und wahrhaftes Gefühl erhalten, die Liebe; aber die reine sich selbst hingebende Liebe, welche wie ein übervolles Gefäss an Theilnahme und Aufopferung unerschöpflich ist; die heilige religiöse Mutterliebe, die ihr Unvermögen noch mehr zu opfern beweint und die im Todeskampfe zum Himmel, ihrer wahren Heimath aufstrebt.

Der interessanteste Typus der Menschheit, den ich als die Grundlage aller gesellschaftlichen Sittigung betrachte, ist ohne Zweifel die gute Frau, die für die in ihrem Gebete erflachte Liebe lebt und diese zwischen Gott, ihrem Gatten und ihren Kindern theilt; eine solche Frau gründet, ohne es selbst zu wissen, die Sittlichkeit der Familie, erzieht dem Staate wahre Bürger, und von ihr darf man für ihre Todesstunde die erbaulichste Lehre in der christlichen Weisheit erwarten.

Das weibliche Wesen, wie wir es hier im Sinne haben, bedarf am wenigsten der Vermittelung der Wissenschaft; die Natur erzeugt es ohne Mühe, Kunst kann es nur verpfuschen, die Gesellschaft verdirbt es; am hellsten leuchtet die ihm inwohnende Macht, wenn es unter den wachsamen Augen eines andern solchen Wesens, seiner Mutter, heranwächst, sich entfaltet, und von ihr den Schatz von Tugend überliefert erhält, den diese vor seinem Dasein in sich bewahrte. Darum kann man dieses Musterbild ebensowohl unter dem Thronhimmel als in der bescheidensten Hütte antreffen; am häufigsten aber wird man diese guten Frauen da finden, wo der Friede, wo wahres Glück und Zufriedenheit wohnen.

Noch jung wird sie die Gattin des Mannes, den die Liebe, auf ein freiwilliges und natürliches Anschließen sich gründend, ihr zugeführt hat; Gott segnet ihre Vereinigung; bald umgiebt sie eine Familie; und nun geht sie, abwechselnd den Pflichten der Mutter und der Hausfrau sich widmend, durch eine lange Reihe heitrer und trüber Tage dem Ziele ihres Erdenlaufes entgegen.

Solcher Frauen nun habe ich viele, sehr viele sterben sehen, und ich gestehe, dass die letzten Stunden und der Tod der meisten mir wie die erhabensten Offenbarungen der Mutterliebe und der Religion erschienen sind. Hier ist nichts Düstres, nichts, was an das Grab mahnt, und nichts von erheucheltem Schmerz wahrzunehmen; nicht gierige Erben umstehen mit gezwungener Theilnahme das Sterbelager; hier ist jeder Anwesende von frommen Gefühlen ergriffen; der Mann, der die erstarrte Hand seines Weibes drückt, die

schluchzenden Kinder der Mutter, die ihnen in den Himmel vorausgeht.

Aber hier lernt man auch, was der Wille einer einfachen und von feurigem Glauben erfüllten Frau vermag; sie hat sich zu dieser letzten Reise besser gerüstet, als je ein Nordpolschiffer zu seiner gefährlichen Fahrt. Sie weiss, dass sie sterben wird; eine innere Stimme hat ihr die Stunde verkündet; und nun ordnet sie Alles zu ihrem Hingange mit einer Seelenruhe an, an der ein Philosoph der neuen Schule bis zur Verzweiflung irre wird, so wie sie ihn am schlagendsten widerlegt. Der Arzt tritt zurück von dem Lager, wo seine Kunst nichts mehr vermag; nur den Zuspruch der Religion verlangt sie noch; sie empfängt ihn mit heiterm ruhigem Antlitz, und sie versteht sich darauf, ihn zu begreifen. Entfernen wir uns nicht! kein Sündenregister soll hier erpresst werden; die Mutter der Familie hat keinen Fehler begangen, als dass sie zu viel sich selbst opferte; mit Leib und Seele ihrem Hauswesen gewidmet, wirft sie sich vor, dass sie über ihre Kinder zu wenig an Gott gedacht hat; vielleicht auch hat sie nur zu sehr erfahren, dass, wer arbeitet, der betet. Endlich hat der Geistliche seines Amts gewartet; auf seinem Gesicht malt sich die fromme Rührung, dass er hier eine Gerechte gefunden habe; er spricht sie aus gegen die umstehenden Freunde. Seine einfachen Worte gehen zu Herzen, weil sie wahr sind. Er nennt die Sterbende eine Heilige, eine Begabte, eine fleckenlose Seele. Dies wissen auch Alle; aber gern vernehmen sie es aus einem Munde, der ihnen ihre Fehler zu vergeben und den Willen Gottes zu verkünden hat; von da kommen ihnen ihre Orakel.

Dass eine solche Frau im Sterben liegt, ist ein Ereigniss für die ganze Umgegend. Wohnt sie in einem jener in unsern reichen Thälern versteckten Dörfer, so läuft die ganze Bevölkerung in die Kirche, um die Jungfrau und die Heiligen anzuflehen; Jeder beeilt sich, dem armen Gatten sein Bedauern auszudrücken, die Kinder zu trösten. Die Kranke aber sieht mit heiterem ruhig glänzendem Auge den Himmel offen. Man möchte glauben, wenn man sich über sie hinneigt, um ihr zuzusprechen, sie werde uns erzählen, was sie geschaut: denn rechtschaffenen Seelen ist der Tod kein Feind, und sie empfangen ihn mit Gedanken und Gefühlen, die, indem ihnen die Kirche nur den Ausdruck leiht, eine solche innere Wahrheit haben, dass man wohl glauben muss, dass die, so einfältigen Geistes sind, im Tode erhöht werden.

Unterdessen wird das Zimmer der armen Mutter mit Behängen und Blumen geschmückt. Ein schneeweisses Tuch bedeckt das bescheidene Wandgestell, auf welchem das Crucifix, die Blumensträusse und die geweihten Kerzen stehen. Steht denn ein Fest bevor? Ja, bei diesen guten Leuten ist es eins. Die christlichen Freuden geben ihnen ihre grossen und feierlichen Tage; von Furcht und Schrecken sind diese frei. Hört ihr das langsame Glockengeläute? und dort drängen sich die Freunde in den Eingang zur Kirche; das heilige Viaticum wird geholt, und alle Gläubigen schliessen sich der Begleitung an. Sage man nicht, dass die erhabene Idee Gottes nicht für das unwissende Volk sei; das Volk glaubt, das ist genug, und sein Glaube ist sittlicher und folgerechter als der eure, ihr Grossen der Erde, er ruht auf der thätigen Uebung

des Guten, die sich einen Lohn verdient, dessen Vorgeschmack die Todesstunde gewährt.

Es ist rührend zu sehen, wie diese Menschen den Priester, der das Viaticum trägt, unterwegs empfangen; wo er einherschreitet, halten sie an, entblößen das Haupt und fallen anbetend auf die Knie. Und kein Scherge des Gesetzes zwingt sie zu diesen Formen einer herkömmlichen Ehrfurcht; was das Volk Gott erweist, verweigert es den Grossen der Erde; es hat sein Bewusstsein.

Ich lebe in einer der Seestädte des südlichen Frankreichs. Wenn dort das heilige Viaticum, selbst in der Nähe des Fischmarktes vorübergetragen wird, so braucht nur das Glöcklein von weitem zu ertönen, sogleich wandelt der Name Gottes selbst das Fischweib in ein neues Wesen, in die demüthigste Magd Christi um. Oh, es ist wohl erbaulich, es rührt das Herz und lockt die Thränen in die Augen, wenn man es mit ansieht, wie sie auf einmal von dem Ernste des Todes ergriffen werden, wie sie auf die Knie fallen und beten, diese lärmenden Weiber mit fliegenden Haaren, die eben noch mit ihrem Geschrei die Luft erfüllten, und die nun eine plötzliche Gemüthsbewegung an die treuherzigen reinen Formen ihres Gottesdienstes erinnert! Wo solche Stille auf den Sturm folgt, scheint es da nicht, als habe Gott seinen Arm über die Wogen gestreckt, um ihnen einen Augenblick Ruhe zu gebieten?

Kehren wir jetzt in das Gemach der Sterbenden zurück: hier hat Alles ein andres Aussehen gewonnen; man glaubt sich in eins der Gewölbe versetzt, in welchen die ersten Christen ihre stillen Versammlungen

hielten. Schon beim Eintritt ins Haus ergreift uns der feierliche Eindruck; die schwarzen Mauern sind unter den weissen Tüchern, womit sie behangen wurden, verschwunden; die Thüren weit geöffnet, das Gemach selbst, sonst von dem ärmlichsten Geräthe erfüllt, ist in seiner jetzigen Leerheit eine rohe Basilika geworden, nichts ist zu sehen, als ein einfacher Altar und das Lager, auf welchem die dem Himmel Geweihte den letzten Segen ihres Beichtigers erwartet. Für die, welche an Gott glauben, hat die Religion ihre Poesie in sich, deren erhabenste Klänge in der Todesstunde ertönen, wo sie wie David die Befreiung der Seele feiert.

Das grosse Mysterium wird vollbracht; ein einziger Mensch steht, die Hostie in der Hand, aufrecht unter einem von frommen Schauern erfüllten Haufen Knieender, die sich vom Lager der Kranken bis zu dem Eingang des Hauses hinaus an einander drängen. Aus der allgemeinen Stille empor erhebt sich der Gesang der Psalmen, die mit gedämpfter Stimme nachgemurmelt werden; und vom Bette her hört man die Kranke mit ruhiger Fassung jeden Vers mitsingen, den Schwanengesang, der nur erst in der Todesstunde melodisch ertönt. Von dem Augenblick an, wo ihr Gott bei ihr ist, gehört die fromme Sterbende dieser Welt nicht mehr an; sie ist ein reiner Geist, der durch die schon empfindungslose Hülle hindurch zu ihren Lieben auf der Erde nur Worte reiner Liebe und ewiger Wahrheit spricht. Horcht auf die Lehren, die sie ihren Kindern giebt; vernehmt die Worte, womit sie ihrem Sohne seine Pflichten gegen Gott, gegen seinen Vater und seine Mitmenschen einprägt, und

sagt uns dann, ob diese einfache Frau, die niemals den Platon gelesen hat, aber jetzt in ihrer Begeisterung die Worte findet, ob sie nicht von der Einen und unveränderlichen Weisheit eben so viel versteht, als der grosse Philosoph von Athen?

Ein solcher erhabener und staunenswürdiger Aufschwung des schlichten Menschenverstandes in der Sterbestunde erklärt sich nur durch die metaphysische Annahme einer vom Körper fast gänzlich unabhängigen Seele, die von einem Standpunkte, der den materiellen Egoismus des menschlichen Herzens weit überragt, die Dinge sieht und beurtheilt. Deshalb hat man auch schon seit den ältesten Zeiten den Willen der Sterbenden heilig gehalten, nicht aus leerer Gefälligkeit, sondern weil er in einer sittlichen und ganz besondern Gemüthsverfassung ausgesprochen wird, in welcher der Mensch, vielleicht das einzige Mal in seinem Leben, den Anschauungen der reinen Wahrheit wirklich zugänglich ist.

Eine gute Mutter wird auf ihrem Sterbebette für das Wohl ihrer Familie eben so erleuchtet, wie ein König, der der rechte Herrscher ist, und der seinem Thronfolger in dem Augenblick, wo er diesem seine Krone überlassen soll, die Geheimnisse eröffnet, die das Glück und den Ruhm des Landes betreffen. Auch gelten die letzten Worte grosser Monarchen fast immer für prophetische.

Ich habe vortreffliche Frauen gekannt, die, nachdem sie vierzig Jahre lang ihrem kleinen Hauswesen vorgestanden, in ihrer Todesstunde Beweise eines unglaublich richtigen Blickes in die Zukunft ihrer Angehörigen ablegten; sie vertrauten dem Gatten ihre Pläne für den Beruf der Söhne an, und unterstützten sie

mit psychologischen Bemerkungen, die einem Gelehrten Ehre gemacht haben würden; sie verlangten, dass die Tochter lieber Dem, als einem Andern verlobt würde, und beriefen sich auf ein Vorgefühl, dass sie mit Jenem Glück und Freuden finden werde. Und selbst die Sorge der Kranken für das kleine Vermögen, das sie unter so vielen dringenden Bedürfnissen mühsam zu erhalten wusste, ist sie gering zu schätzen? Den Advocaten verlangt sie nicht dazu; sie hat lange gewusst, dass man das Seine am besten erhält, wenn man sich mit diesem nichts zu schaffen macht. Hat sie ihren Nachlass zu theilen, so bedarf sie blos des Notars, der das ungeschriebene Vermächtniss der Pflicht und Gerechtigkeit mit den gesetzlichen Formen versieht; der Mann soll die Nutzniessung des Vermögens haben und nach seinem Tode sollen die Kinder zu gleichen Theilen in die Erbschaft gehen. Und dieselbe Ordnung und Gerechtigkeit waltet in allen ihren Handlungen. Eine solche Mutter wird in den letzten Augenblicken ihres Daseins in geistiger und sittlicher Beziehung ein immer grossartigeres Wesen.

Die ausserordentlichsten unter ihnen gehören jenen kräftigen Charakteren an, die seit langer Zeit schon darauf gedacht haben, für ihre Todesstunde nichts zu vergessen. Und diese wissen dann noch mit einem Zeichen oder einem Blicke ihrer weinenden Familie irgend eine nützliche Lehre zu geben; sie sterben aber auch freilich bei vollem Bewusstsein, nicht in dem todtenähnlichen Traumzustande, der andere in den wirklichen Tod hinüberführt. Die aber ein tüchtiger Charakter im Leben war, bleibt es auch im Tode. Sie sagt ruhig die Stunde voraus, sie bezeich-

net die Personen und die Gegenstände, die sie in ihren letzten Augenblicken um sich haben will, sie ordnet ihr Leichenbegängniss an und wählt den Ort, wo sie bestattet sein will; endlich klagt sie zuerst über die Verwirrung der Vorstellungen, die den letzten Augenblick ankündigt, und mit einem frommen Gedanken, obgleich nur halbverständlich gelallt, giebt sie ihren Geist auf. So oft ich solche Scenen erlebte, haben sie mich doch immer mit neuer Bewunderung erfüllt. Immer bleibt der Tod, wie oft man ihn auch in den verschiedenen Ständen und als den Erfolg der verschiedensten Ursachen betrachten mag, ein neuer Gegenstand für die aufmerksamste Beobachtung.

Ich habe anderwärts gesagt, dass der Tod ein unerbittlicher Charakterzeichner sei; ich muss noch hinzufügen, dass er ein Gesicht sehr entstellen, oder auch ihm einen Ausdruck geheimnissvoller Verklärung aufdrücken kann. Und nun betrachte man das Antlitz der guten Familienmutter, die dort, im weissen Sterbegewande, das Crucifix in ihren erkalteten Händen, zum letzten Male auf dem Lager ruht, auf welches sie sich so oft mit ihren Sorgen als Hausfrau und Mutter niederlegte. Glänzt nicht auf diesen Zügen noch der Schimmer der letzten Hoffnung? Umspielt die Lippen nicht eine schmerzlich süsse Rührung? Das ganze Antlitz trägt den Ausdruck des Geheimnissvollen, auf ihm ruht der Abglanz der Ewigkeit, in welche der entflohene Geist einen Augenblick noch in dieser Hülle schaute.

Endlich ist die letzte Pflicht gegen die Todte zu erfüllen. Die gute Mutter wird an ihre Ruhestätte getragen unter Thränen, Trauer und Gebeten. An

ihrer Bestattung ist nichts versäumt; nur Eins fehlt, weil es nicht nöthig war: die förmlichen Einladungen, die nur Anstandshalber und aus Rücksicht gegen die Ueberlebenden angenommen werden. Hier kommt Jeder, der die Verstorbene gekannt hat, von selbst; in der Arbeitsjacke oder im Sonntagskleide, wie ihn gerade die Stunde getroffen hat. Die Freunde der beiden Gatten schreiten gesenkten Hauptes und schweigend durch die doppelte Reihe der Zuschauenden, die sich dem Zuge öffnet und immer weiter bildet, wie er vorwärts kommt. Hören wir die Worte, welche die Leute sagen, die bei dem Vorübertragen des Sarges stehen bleiben. Bei Leichenbegängnissen kann man grosse Wahrheiten vernehmen; hier oder nirgends ist Volksstimme Gottes Stimme. Das Lob der Verstorbenen ist in Aller Munde; Jeder segnet sie, Niemand weiss ihr etwas Böses nachzusagen. Auch die Lüge kann an Gräbern weinen; wenn man aber an Scheidewegen und öffentlichen Plätzen, wo die Leiche vorübergetragen wird, die Ausrufungen hört: „Schade um die Frau! die gute Mutter! die wackere Hausfrau! die Freundin der Armen!“ so darf man ein solches Lob allemal für wahr halten. Die einfachen gutmüthigen Worte sind aber auch mehr werth, als das Schweigen, die Verachtung, die Anklagen, die den Resten des reichen Schufts nachgeschleudert werden, den eine abgedroschene Leichenrede, wie ein anbefohlenen Requiem ehren soll, ohne an dem marmornen Grabmal, an dem die Armuth der Wittwe und die Thränen unzähliger Unglücklicher haben bauen helfen, ein Echo zu finden. Nach der guten Mutter, die ihr ganzes Leben ihren Kindern und ihrem Hauswesen gewidmet hat,

wüsste ich nun durchaus nicht, wie ich noch ein anderes Musterbild der Frau finden soll, das dem so eben geschilderten an die Seite gestellt zu werden verdiente; denn die, von der bis jetzt die Rede war, hat wirklich ihres Gleichen nicht, nicht einmal unter jenen Jungfrauen, die in den Hospitälern und Klöstern ihr Leben dem Gebet und der aufopferndsten Barmherzigkeit und thätigen Liebe gegen ihre Mitmenschen weihen. Dieser letztern werden wir jedoch an einem andern Orte gedenken.

In der grossen Gesellschaft giebt es eine Classe, von Frauen, die durch eine fast männliche Erziehung zu Doppelnaturen, welche von ihrem und dem männlichen Geschlecht etwas an sich tragen, geworden sind. Diese Frauen haben fürs erste eine glückliche Gehirnorganisation; auch die Stärke und der Muth fehlen ihnen nicht. Der Einfluss, den sie auf die Sitten und Denkweise ihrer Umgebungen üben, würde vortheilhafter für die Menschheit sein, wenn er sich auf den Kreis der Familie und der Mutterpflichten beschränkte. Aber sie trachten nach einem Range unter den Männern und sie erlangen ihn auch durch den Zauber ihrer Worte, durch den Reichthum ihres Geistes, und manchmal sogar durch die wohlgereiften Früchte anstrengender Studien. Dennoch nennt man sie weder „Löwinnen“ noch „Blaustrümpfe“; die man mit diesen Titeln bezeichnet, sind nur die verunglückten Copien guter Muster, und was sie beginnen mögen, sie können nicht aus dem Bann des Lächerlichen heraus, das vom Ernste durch eine nimmermehr auszufüllende Kluft getrennt bleibt. Jene aber, die wirklich geistvollen Frauen, sind jeder Art des literarischen und des politischen Ehr-

geizes fähig; sie haben ihre bestimmte Ansicht von den Dingen, ihre Philosophie, und mithin auch ihre religiösen Grundsätze, die sie aus einer ihnen eigenthümlichen Art, das Wesen Gottes aufzufassen und zu erklären, sich gebildet haben. Der einfache Glaube an die Satzungen der Kirche kann diesen eine positive Ueberzeugung erstrebenden Seelen nicht genügen, und weit unter sich, als untergeordnete Naturen betrachten sie jene grosse Mehrzahl ihres Geschlechts, die vor einer Stola zittert und, aus Furcht vor der Hölle oder um den Lohn eines rechtschaffenen Lebens zu verdienen, die frommen Pflichten erfüllt, welche die Kirche ihr auferlegt. Sie gefallen sich in der Gesellschaft der Männer, namentlich derer, von denen sie geehrt werden, und deren Ausspruch ihnen den Rang anweist, den sie aller Orten geltend machen möchten. Daher sind Historiker, Dichter, überhaupt Künstler willkommene Gäste in den Salons dieser männlich-weiblichen Sonderlinge, die sich wie Meteore von ihrer Bahn verirrt, indem sie auf unsern Planeten herabfielen.

Die Liebe empfinden diese starkgeistigen Frauen nicht wie andre ihres Geschlechts; sie verhandeln über ihr Herz, wie man ein Freundschaftsbündniss mit Jemand abschliesst, an dem man Alles gefunden hat, was eine Einigung und gegenseitige Achtung begründet. Die Ehe ist ganz eigentlich für sie bloß die gesetzliche Form einer Verbindung, die nur einmal mit dem eingegangen wird, dessen Rang oder sonstige Verhältnisse sie geneigt machen, seinen Namen anzunehmen, der als ein für jede Frau, die sich fühlt, in der Welt unerlässlicher Titel getragen wird. Ist sie nur erst einmal als „Madame“ angeredet worden, und stehen

ihr die Mittel der Ueberredungskunst zu Gebote, den Namen ihres Mannes in Titel einzuwickeln oder mit Ordenskreuzen auszuschnücken, was wird sie nicht von ihrem Geiste oder von ihren Reizen daran wenden, diese Frau, die um jeden Preis die Stufen betreten möchte, auf welchen sie über die Menge hervorragt! Was sie also nun von jetzt an durch ihren Verstand und durch ihre Anmuth zu erringen sucht, ist nicht etwa die Ruhe am häuslichen Herde, nicht das Glück des Gatten, der nunmehr nur ihr Schützling ist, auch nicht die Pflege und Erziehung ihrer Kinder; solche Tugenden gemeiner Weiber gehören nicht für eine geistreiche Dame, die die Fehler der Könige oder die Verwickelungen historischer Thatsachen beurtheilt.

Eitelkeit, Einfluss, der Weihrauch der Mode, mächtige Freunde, ein Männerherz, das sie mit besonderer Aufmerksamkeit beehrt, ein engerer Kreis, wo die Leuchtkäfer der Tagesberühmtheit um die Flammen flattern, das ist das Dasein dieser Frau, die man sanft, liebevoll und hingebend nennt, weil sie wirklich allen Reichthum ihrer Seele einige Stunden jedes ihrer Tage ausgiebt, um alles dieses vor den Augen ihrer Bewunderer zu scheinen. Uebrigens sind Frauen dieser Art gewöhnlich gut im Leben gestellt; ihre Organe sind frisch, und werden von Krankheitsursachen kaum berührt; sie haben eine Gesundheit, die allen unangenehmen physischen Eindrücken Widerstand leistet, und dabei eine durch Einsicht geregelte Willenskraft, die jede, auch die lebhafteste Gemüthsbewegung so unschädlich ablaufen lässt, dass sie weder das Befinden des Körpers noch den Frieden der Seele beeinträchtigen kann. Nicht als ob sie während ihres ganzen,

seinem Anschein nach so gepriesenen und so beneideten Lebenslaufs jeder, sonst so unvermeidlichen Täuschung entgangen wären: aber sie haben nur einen Augenblick darunter gelitten, dann haben sie sich mit ihrer Philosophie zu trösten gewusst. Die Untreue eines Liebhabers hat ihnen dann und wann einmal heisse Thränen gekostet; ein ungestümer Gläubiger hat sich gegen sie erlaubt, was er nur gegen eine geringere Frau wagen dürfte; das alles gleitet aber doch an ihrer Eigenliebe ab, ohne sie zu tief zu verwunden; ein anderer Unvorsichtiger bewirbt sich um das Glück, die arme Verlassene zu trösten; ein discreterer Borger giebt ihnen wieder Credit; und für einige Monate ist die grosse Dame wieder hergestellt.

Ihr Sterben oder vielmehr die letzten Tage ihres Daseins sind eine malerische Zusammenstellung des langen poetischen Lebenslaufs, den sie zurückgelegt haben. Dieselben Scenen, dieselben Gemälde werden in ihrem Salon von denselben Personen aufgeführt, die ihn immer verschönerten und die dort ihre Einfälle und Bemerkungen über die Tagesbegebenheiten zum Besten gaben; nur eine Person hat sich verändert, die Frau, die jetzt leidet, und deren Seele, gerüstet mit Stoicismus gegen die unvermeidliche Noth des Lebens, immer noch den Schrei des Schmerzes zu mildern und sogar denen, die sie bedauern und ihr Trost zusprechen, interessant zu machen weiss. Immer versteht sie in ihre Antworten etwas Angenehmes zu legen, welches die Theilnahme weckt und fesselt. Wenn der Schmerz sie einmal überwältigt, wenn sie einen Augenblick die Rolle der lebenswürdigen, geistreichen und höflichen Frau vergisst, so wird sie die Person, die den Aus-

bruch der Ungeduld mit anhören musste, um Verzeihung bitten. „Entschuldigen Sie“, sagt sie lächelnd, „ich habe nicht mehr Zeit, höflich zu sein; eine Seele, die Schmerzen leidet, kann nur noch seufzen“.

Unter die vertrauten Freunde dieser Dame gehört gewiss immer ein Arzt, der, welcher den meisten Ruf im Orte hat; sie findet ihn unter den übrigens seltenen Männern seines Standes heraus, die Talent mit Charaktergrösse und jenem Geschick zum Trösten verbinden, das auf die Krankheiten wie durch eine Art von Magnetismus wirkt. Ein solcher Arzt scheint die Hälfte der Leiden seiner Kranken auf sich zu nehmen. Heute nun ist er der Gott im Hause, ihn ruft man jetzt bei jedem Anlass herbei; seine Abwesenheit verzögert die Rückkehr der Gesundheit, und die Stunde, wo er kommen soll, macht das Herz von Hoffnung und Verlangen schlagen. Endlich hört die Kranke von Weitem seine Schritte; Alles ist bereit, ihn zu empfangen; er findet sie in der sorgfältigsten Toilette und ganz in der rechten Verfassung für den Besuch; die weisse Hand duftet von Wohlgerüchen; das Bett ist in Ordnung, nichts verräth die Unruhe, in welcher sie sich darauf herumwarf; für den Doctor steht der Armstuhl bereit; Alles hat ein angenehmes, traurig frohes Ansehn gewonnen. Der Arzt ist Einer von denen, die sich meisterhaft darauf verstehen, einem Kranken die Augen sanft zu schliessen, ohne dass jemals seine Kunst dabei den mindesten Zweifeln blossgestellt würde; und gewiss, es ist eine Kunst, mit andächtiger Geduld die wohlgeordnete Erzählung von den Leiden der vergangenen Nacht, von der Wirkung einer Medicin, von den tausenderlei Symptomen

anzuhören, die eine nur mit ihrer Krankheit beschäftigte Person an sich beobachtet hat. Wie ist doch die halbe Stunde der Unterhaltung mit dem werthen Doctor so schnell abgelaufen! Aber er hat doch endlich noch andere Kranke zu trösten, und diese verlangen ihn um so dringender, je mehr die, bei der er für den Augenblick sitzt, allmählig zu den Unheilbaren gerechnet werden muss. Geht es mit ihr zu Ende, so hat er immer eine gebieterische Nöthigung vorzuschützen, die früher so angenehme Unterhaltung abzukürzen, von welcher er sonst niemals aufstand, ohne bis zum folgenden Tage den Balsam der Hoffnung und das Echo seiner schmeichelnden Worte zurückzulassen.

Endlich bringt die lange Dauer der Krankheit, die nur dann und wann einen Tag Stillstand macht, unsere Dame zu ernsthaftem Nachdenken; sie verzweifelt an der Kunst des Arztes; eine innere untrügliche Stimme, wie sie solchen Kranken nie fehlt, sagt ihr, dass sie umsonst mit sich selbst Verstecken spielt, dass sie sterben muss. Die Vorstellung des Todes drückt sie nieder; ihre Unterhaltung nimmt eine traurige Stimmung an, und sehr bald weiss sie ihre Gedanken nicht mehr zu verhehlen. Sie, sonst so geistesstark, mit heiterem Auge unter dem Toben eines innern Schmerzes, scheint jetzt die bewundernswerthe Kunst, ihre Mienen zu beherrschen und ihnen die angemessene Haltung zu geben, ganz vergessen zu haben. Sie erwähnt die Toilette nicht mehr; ihr treuer Spiegel jagt ihr Schrecken ein, und ihre abgezehrten Finger werden für immer in die Handschuhe eingekerkert. Jetzt fallen ihr die frommen Kinderzeiten wieder ein; vergebens aber sucht sie den feurigen Glauben, den hat sie

längst in dem glücklichen Realismus ihres Lebens verloren. So lange die Königin ihrer Cirkel, hat sie niemals ernsthaft über die Flüchtigkeit und den Unbestand der Dinge nachgedacht; ihre Philosophie lehrte sie glücklich sein, aber nie einen moralischen Gedanken über den Tod, dieses von philosophirenden Frauen und mit Vapeurs beladenen Coketten vergessene Capitel. Was wird sie nun thun? Wenn sie nicht ganz von Religion entblösst gewesen ist, wird die Reue das Gerathenste scheinen, auf die sie nun verfällt wie der Schiffbrüchige, der dem Ertrinken nahe ist und sich verzweifelnd an Alles anklammert, was ihm Rettung verspricht. Wie werden wir aber diese Sinnesänderung nennen? Wenn es anders eine Sinnesänderung ist, dieser eilige Empfang des guten Abbé bei der gelehrten Dame, bei der er schon sonst aus- und einging, und die ihm nun an einem schönen Morgen, unter dem Titel einer Prüfung ihrer Ueberzeugungen und ihres Gewissens, anvertraut, was er schon vorher so gut als sie selbst von ihren moralischen und religiösen Grundsätzen wusste. Diese geheimnissvollen Besuche, wo eine Sterbende, gepeinigt von dem Bewusstsein, ihren Gott über den thörichten Freuden der Welt vergessen zu haben, dem Priester ihre Zweifel an Christus und ihre Gleichgültigkeit gegen Religion mittheilt, um möglichst wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, sind der Berathung eines bankrotten Schuldners mit einem Gevatter, um mit seinen Gläubigern auf die leidlichsten Bedingungen zu accordiren, vollkommen ähnlich.

Man rede mir von den Wundern der Gnade, selbst von den Besserungen auf dem Todtenbette vor, was

man wolle; ich werde niemals daran glauben, dass Jemand ehrlich, offen und aufrichtig zu der Religion, die er mit dem Munde bekennt, zurückgekehrt sei, wenn er sein Lebenlang nur mit philosophischen Controversen, von der Art nämlich, beschäftigt war, wo der Schluss, in Erwartung irgend einer Lustbarkeit, dahin lautet, dass Gott gütig sei und Keinen verdamme.

Wer nun an solchen Sterbebetten gestanden hat, wird mit mir hauptsächlich darin übereinstimmen, dass hier keine, nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem erbaulichen Ende der einfachen Mutter und Hausfrau zu finden sei, die ihre letzten noch lebensvollen Blicke zum Himmel empor, oder auf Gatten und Kinder richtet. Von ihr darf man sagen: Sie starb, wie die Sonne an einem heitern Tage untergeht.

Wie ganz anders dagegen findet man den Tod jener Frauen, die sich vom schlichten Glauben losgesagt haben! Die philosophische Dame, welche Tugenden sie sonst gehabt haben mag, macht sich bittere Vorwürfe über ihre Leserei und über die Unterhaltungen, die ihre religiösen Grundsätze verderbt haben; sie empfindet, vielleicht zu sehr, dass das böse Bewusstsein ihrer Freigeisterei einer aufrichtigen und wahren Reue nicht immer weicht. Sie stirbt mit den Formeln der Zerknirschung auf den Lippen, aber der Stachel des Zweifels ist ihr doch im Grunde ihres Herzens zurückgeblieben. Noch auf dem Antlitz der Todten malen sich manchmal diese innern Kämpfe und die erschreckenden Bilder der letzten Stunde.

Gehörte die philosophische Frau aber vollends zu denen, die noch obendrein ihr Leben in den zerätzenden Wollüsten der Liebe, der Eitelkeit und den In-

triguen eines unsittlichen Ehrgeizes aufgezehrt haben, dann darf man nur auf die erzwungene und daher völlig werthlose Bekehrung eines Herzens rechnen, das sich scheinheilig gegen Gott stellt, wie vormals gegen die Menschen, die sich aber doch nur über die Dame lustig machten, wenn sie nach irgend einem Fehltritt, der bekannt geworden war, als Büssende erschien und als Büssende in der besuchtesten Kirche auf den Knien herumrutschte, um Verzeihung zu erbetteln.

Reue in der bedenklichen Stunde zeugt nur von einem schwachen Charakter und von einer geschmeidigen falschen Seele, die sich unter den Beängstigungen des Augenblicks windet und krümmt, weil sie Tod, Hölle, und die Titel Sünderin und Verlorne fürchtet. Dies ist eine so alte Wahrheit, dass wir nicht wagen würden, sie zu wiederholen, wenn nicht alle Tage die Beispiele sich dazu darböten; wir haben aber die exemplarischste Zerknirschung in wenig Tagen verlaufen sehen, sowie die Angst vor dem Tode der zurückkehrenden Gesundheit gewichen war. Zwischen dem Liebhaber und dem Beichtvater spielt die Frau ohne Religion das Drama des Sterbens als vollendete Komödiantin; vielleicht hofft sie auch Gott zu betrügen, oder ihm Theilnahme an ihrer Bekehrung abzulocken, indem sie ihre Reue bis zum Skandal zur Schau trägt. Was sie heute will, das ist die Absolution, die ihr der Priester ertheilen soll; wie Christus zur Samariterin soll er zu ihr sprechen; der grossen Sünderin möchte sie verglichen werden, die dreissig Jahre lang ihr weltliches Leben beweinte; mit einem Wort, eine Stelle im Himmel möchte sie gern haben. Dasselbe Weib, die sonst zu den Füßen des betrogenen

Gatten oder Geliebten schluchzte, die weint heute auf ihrem einsamen Lager, küsst die Hand des Priesters, scheint eine Bekehrte; und in drei Monaten vielleicht, wenn sie wieder gesund geworden, spricht der nämliche Mund einem Fant, der von den wiederaufgetünchten Reizen bezaubert ist, Liebesschwüre.

Wo das Weib sich von den bescheidenen Tugenden der Familie und dem aufrichtigen Glauben an ihre Religion losgesagt hat, wird sie zu einem ganz eigenthümlichen Wesen, einer verfälschten Natur, die in der Welt nur nach dem Antriebe der Leidenschaft, von der sie beherrscht wird, lebt, und nach den Einbildungen der Befriedigung derselben urtheilt, mit einer Sicherheit der Ueberzeugung, die ihr jedoch bald genug verloren geht.

Die ganz eigentlich zur Liebe geborne Frau glaubt, selbst gegen die Mahnungen ihres Innern, an die unendliche Dauer ihrer Reize, und vorzüglich an die Unerschöpflichkeit der Wollüste. Wird sie in der Blüthe ihrer Jahre von einer gefährlichen Krankheit betroffen, so glaubt sie nicht minder, dass eine aufrichtige Beichte ihr den Himmel erwirbt, und übergiebt sich einem guten Priester, der sich selten über die Aufrichtigkeit der Busse täuschen wird. Mittlerweile weint sie über ihr Schicksal, und ihr zärtlicher Freund, mit dem sie zuletzt ihre Sünden begangen hat, erscheint, um die düstere Stimmung zu verscheuchen, die der Gewissensrath in der flachen Seele zurückgelassen hat. Wird sie den Liebkosungen, den Hoffnungen auf die Zukunft, den Schwüren ewiger Treue widerstehen? Gewiss nicht. Noch als Sterbende ist sie das flüchtige Wesen, wie Aether;

sie wiederholt mit dem seufzenden Liebhaber, der sich über ihr Lager neigt und sie mit einem Feuerkuss ins Leben zurückruft, die Sünde, die sie so eben schluchzend dem schrecklichen Priester bekannt hatte, der ihr nur unter der Bedingung der Entsagung Absolution von ihren vielen Sünden versprach.

Ich habe solche Frauen gekannt, die das Siechthum einer langen Krankheit zwischen der Rückkehr zu Gott und der zum Liebhaber theilten, bis endlich das Röcheln und die Betäubung der Todesstunde sie in diesem Schwanken zwischen Hoffnung und Entsagung überraschte. Lungenschwindsucht und schnelle Erschöpfung des Lebens aus Missbrauch desselben sind häufig die Ursachen solches langsamen Hinsterbens, wo das Weib und die Büsserin beständig mit einander abwechseln, je nachdem Ort und Gelegenheit es mit sich bringen.

Unter den Frauen dieses Schlages und die noch jung sterben, giebt es welche, die eine solche Angst vor dem Tode haben, dass ihr Ende zwar nichts weniger als erbaulich, wohl aber bemitleidenswertig ist. Mit etwas mehr Vernunft als andere begabt, haben sie darum nicht weniger Verirrungen begangen, sei es aus schamlosem Temperament, oder aus der Nachahmung eines Fehlers, der sehr oft die Gewissensbisse, die er verursacht, mit den Vorzügen beschwichtigt, womit so viele coquette und eitle Frauen prahlen. Der Tag nun, wo der Ausspruch des Arztes, dass keine Hoffnung mehr sei, ihnen in die Ohren dröhnt, der giebt ihnen einen Vorschmack der Hölle. Ihre abgezehnte zitternde Gestalt, ihre hohlen in Thränen schwimmenden Augen, die Unruhe, mit der sie sich

auf ihrem Lager hin und her werfen, sind ein erbärmlicher Anblick eines Todeskampfes. Wollte ein Künstler eine Verurtheilte, die um ihr Leben bittet, malen, wo könnte er sie besser finden, als an der jungen schönen sterbenden Frau, die auf ihrem zerrütteten Lager sich in Angst vor dem Jenseits windet und die Hand des Arztes, der sie mit erdichteten Hoffnungen hält, in Thränen badet? Aber das „Nein, ich werde nicht sterben!“, das ist nicht zu schildern, davon kann man sich keine Vorstellung machen, wenn man es nicht gehört hat.

Waren indessen solche Frauen in ihrer Kindheit so glücklich, von guten Eltern sittlich und religiös erzogen zu werden, so sind sie nachmals doch selten so verhärtet, dass sie sich der in jener Zeit empfangenen Lehren gar nicht mehr erinnern sollten. Diese bieten sich vielmehr jetzt ihnen an, wie ein alter treuer Freund, auf den man immer zählen kann. So kommen sie denn nach allem Seufzen und Weinen zu dem muthigen Entschlusse zu sterben, der nun ihre Seele wie eine edle Leidenschaft erfüllt. Von ihnen darf man dann mit Recht sagen, dass sie den alten Menschen ausziehen und in einem neuen unbefleckten Gewande erscheinen. Denn wenn sie auch viel zu verbüssen haben, so kann doch hier ein aufrichtiger und kräftiger Wille zu einer ernstlichen Reue, und ich mag behaupten, zu einem wahrhaft frommen Sterben verhelfen. Es ist noch eine Seele voll Glaubens in ihnen, und deshalb ist ihre Umkehr nicht das Werk blosser Schwäche. Auch von solchen Frauen habe ich Beispiele vor mir, und darunter mehrere, die nicht nur den Muth hatten, sterbend ihren Wandel aufrichtig

zu bereuen, sondern auch Freundinnen und Verwandte vor den Abwegen zu warnen, auf welche sie gerathen waren.

Es giebt aber auch herz- und seelenlose Wesen, die nie ein anderes Bedürfniss kannten, als die hitzigsten Orgien, die allein der Gegenstand ihres Strebens und ihrer Befriedigung waren. Ohne Glauben und ohne einen Funken sittlichen Gefühls, ihre ganze Bildung nur aus schlechten Romanen und von einer cynischen Denkweise empfangend, kann der Tod wohl ihren Ausschweifungen ein Ziel setzen, aber nicht eine unmögliche Reue in ihnen hervorrufen, oder ein religiöses Gefühl in ihnen wecken. Vergeblich ist das Wort der Freunde, die ihnen von Sammlung und Versöhnung vorreden; nur mit ihrem körperlichen Zustande beschäftigt, wenden sie sich ab, wollen vom Beistande der Religion nichts wissen und verlangen, man solle sie in Frieden und ungequält sterben lassen. Wenn die Person, die ihnen räth, ihre Rechnung mit dem Himmel abzuschliessen, einigen Anspruch auf ihre Achtung hat, so antworten sie mit einem: „Noch nicht, ich werde es sagen, wenn es an der Zeit ist“; ist es der alte Liebhaber, der es wagt, sie für das Heil ihrer Seele zu bitten, so machen sie sich über diesen letzten Beweis christlicher Liebe von Herzen lustig.

Diese Gleichgültigkeit entspringt aus der ganz den Sinnen hingeebenen Selbstsucht und der schlaffen Moral, über die ein blos thierischer Instinct, der nichts verlangt, als Befriedigung seiner angeborenen Bedürfnisse, niemals hinauskann. Solche Weiber sterben kaltblütig und mit dem offenen Bekenntniss, dass sie nichts bereuen. Ihr letzter Ausruf ist oft ein abscheu-

liches Schimpfwort gegen Priester und Kirche. Ich habe bei meinen Beobachtungen Sterbender aus dem weiblichen Geschlecht gefunden, dass die mancherlei auffälligen Sonderbarkeiten der übeln Laune, des Charakters und der religiösen Meinungen, die sie, wenn es zum Aeussersten kommt, kundgeben, vorzüglich an den beweglichen, schlanken und mit mancherlei Manien behafteten Weibern zu bemerken waren. Diese Manien kann man als Abarten der Hysterie bezeichnen und classificiren.

Warum ist der gewöhnlichste und der wünschenswertheste Tod, wie ich ihn zu Anfange dieses Capitels geschildert habe, so frei von Furcht und Schrecken, von düstern Bildern oder ruchlosen Lästerungen? Ist es nicht der einfache schlichte Sinn, in sittlicher und religiöser Hinsicht, dem hier die Ehre gebührt? Man verwandle die gute Familienmutter in eine parfümirte, müssige und mit Vapeurs beladene Cokette, fülle sie mit den materialistischen Lehren der modernen Gesellschaft, und suche sie nun auf ihrem Sterbebette auf. Sie wird ein ganz anderes Ende nehmen, als wenn sie in einfacher Bürgerlichkeit die liebevolle Gattin, die treue Mutter geblieben wäre.

Ich erinnere mich der Frau eines Kaufmanns, die nach einer schweren Niederkunft dem Tode nahe war, jedoch mit dem Leben davon kam. Ihr Todeskampf war der einer heroischen Seele; eine Heilige hätte dem Tode nicht gefasster entgegengehen können. Acht Jahre darauf sah ich sie zu Paris wieder, hinsterbend an Lebensüberdruß und zusammengeknetet aus Hochmuth, Ehrgeiz und falschen Ansichten über Politik und Religion. Die Hysterie hatte der Dame den Kopf

eingegenommen von dem Tage an, wo ihr Mann, der durch eine halsbrechende aber glücklich gelungene überseeische Speculation plötzlich sehr reich geworden war, mit ihr nach der Hauptstadt zog. Getrennt von ihren Kindern, eingepfercht in ein Hôtel, dem Joche der Mode unterworfen, die legitimistische Dame affectirend und Romane verschlingend, wo die Frau in die Rechte des Mannes tritt; und der Mode wegen die Aufmerksamkeiten eines hübschen Künstlers annehmend, auf Toilette, Bälle und Alles versessen, was eine Frauenseele verflachen kann; so schleppte sie sich noch ein Jahr lang in ihrer seidenen mit Hermelin bezetzten Hülle hin. Sie machte alle Formen der Hysterie durch, das heisst je nach den Eindrücken, die sie von Personen ihrer Bekanntschaft, oder von ihrer Lecture oder den Tagesbegebenheiten empfing, hatte sie bald über das bald über jenes zu klagen und verbrauchte so nach und nach den ganzen Vorrath wunderlicher Symptome des proteusartigen Uebels, das jener Leibarzt früherer Zeit passend genug mit dem Gesamtausdrucke Vapeurs bezeichnete.

Selten hat sich eine Frau so übel zum Sterben angestellt, wie diese. Sie erfuhr, wie es mit ihr stehe, durch einen Geistlichen, den man unter dem Vorwande zu ihr brachte, dass er ihre Theilnahme an einem mildthätigen Werke ansprechen solle. Kaum hatte er das Wort „ewiges Heil“ gegen sie fallen lassen, so wurde sie, die einst bei ähnlicher Lage so gefasst gewesen war, von den entsetzlichsten Convulsionen befallen. Man dachte schon, es sei aus mit ihr. Sie kam aber noch einmal zu sich, als sie die Vorbereitungen zur letzten Oelung erblickte und man ihr das Crucifix hinhielt; dieses

küsste sie halbgezwungen; dann trat ein Stickhusten mit Schluchzen ein, der nicht wieder nachliess, bis zum Erlöschen des Lebens. Mit stieren Augen, krampfhaft geschlossenen Fingern und zusammengekrümmtem Körper starb sie.

Wo sich nun die Sterbestunde, insofern es die sittliche Haltung dabei betrifft, so weit von der natürlichen Regel entfernt, die uns unser Ende als die nothwendige Vollendung unserer Aufgabe auf dieser Erde darstellt, da muss man wohl eine Verirrung des Denkens, eine physische und moralische Krankheit voraussetzen, die sich in den zuletzt erwähnten Fällen recht gut unter den Begriff der Hysterie bringen lässt. Welchen Ursachen diese ihr Entstehen verdanke, glaube ich hinlänglich angedeutet zu haben.

Warum ist denn in dem einsamen Dorfe eine schöne ruhige Fassung im Tode das Gewöhnliche, die Regel? Doch nur darum, weil sich seine Bewohner nie von ihren einfachen Gewohnheiten und hergebrachten Sitten und Glauben trennen. Ich habe nie versäumt, wenn ich mit Geistlichen, katholischen und protestantischen, aus weit von den Städten entlegenen Dörfern zusammen kam, mich nach der Art zu erkundigen, wie ihre Pfarrkinder gewöhnlich sterben; und habe den so eben behaupteten Satz immer bestätigt gefunden.

Aber es gehört eine wahrhaft grosse Seele dazu, der Ansteckung, der Lockung der sinnlichen Lust zu entgehen und zu widerstehen. Wo soll die junge Frau die religiöse Fassung im Tode hernehmen, wenn sie jeden Tag ihres Lebens von nichts anderem hörte, als von der erkünstelten Glückseligkeit, deren Schattenbilde

sie nun nachjagt und dabei ihre Seele opfert? Früher oder später kommt sie dann ans Ende aller Dinge, jetzt wird es ihr klar, dass sie nur einen Schatten erhaschte, und dieser wird der Quälgeist ihrer letzten Stunden! Meint man, dass das Sterben, ohne auf dieser Welt etwas für den Lohn des Gerechten bei Gott gethan zu haben, eine so leichte Sache sei? Niemand ist dann im Stande, dem, was er von ewiger Dauer wähnte, von ganzer Seele zu entsagen, sich in einigen Stunden eine Moral und eine Religion zu schaffen; und wenn er glaubt, es sei möglich, so wird er doch seinem Erzeugniss nicht trauen, und nun durch alle Scenen enttäuschter Einbildung, durch Beichte und Trauer, Verzweiflung und Reue, und durch die quälende Erinnerung an die Vergangenheit hindurch doch nicht den Tod der Gerechten sterben.

Glaube man es nur, die Stunde, wo die Nichtigkeit des Lebens in ihrer ganzen trostlosen Nacktheit vor uns steht, ist die Stunde eines Jahrhunderts, während deren unsere Seele schnell wie der Blitz die vergangenen Zeiten durchläuft, und als unbestochener und unerbittlicher Richter sich selbst ihre Vergehen und Fehler gegen die Natur und die Religion vorhält. Die grosse Dame aber, wie sie der gute Ton verlangt, ist in der Welt so oft in Gefahr, an Glauben, sittlichen Grundsätzen und Tugend Schiffbruch zu leiden, dass, wenn sie eines Tages unversehrt mit allem diesen sich aus dieser Welt zurückzieht, ganz gewiss darüber Frohlocken im Himmel ist. Das Gegentheil findet jedoch so häufig statt, dass wir ihm unbedenklich den grössten Antheil an so vielen traurigen letzten Stunden und übelbestelltem Sterben beimessen.

Wenn nun die Sterbende, hingestreckt auf ihrem prächtigen Lager, zu denen gehört, die die Berechnung masslosen Ehrgeizes zu irgend einer schändlichen Handlung fortriss, welche ausser Gott und ihr Niemand weiss, glaubt man, dass Reue und Scham sie endlich zum Bekenntniss derselben vermögen werden? Glaube es Keiner! Diese Frauen von Geist ohne Herz und von Entschlossenheit ohne Hehl beugen sich nicht vor dem Priester; sie werden ihn betrügen, werden sich von ihm bedauern lassen, und werden ihn zum Lobredner ihrer verkannten Tugend machen; eine aufrichtige Zerknirschung kommt bis zum letzten Augenblick nicht in ihre Seele. Die unerschütterlichste Keckheit geht bei ihnen mit einer romanhaften Einbildungskraft, mit empfindelndem Geist und mit der vollkommensten Sicherheit der Haltung Hand in Hand. So lange solche Weiber noch auf Erden athmen, ist ihr Dasein Betrug und noch im Sterben ist ihr letztes Wort ein Betrug. Sie haben Ehebruch, Kindermord, Versuche auf das Leben des Gatten auf ihrem Gewissen; von alle dem erfährt der Beichtvater gewiss nichts; aber tausend kleine Peccadillos lassen sie sich von ihm vergeben, und dann empfangen sie die Communion als eine glänzende Rechtfertigung vor der Gesellschaft, die sie verleumdet hatte.

Weiber dieser Art, mit einem angeborenen unersättlichen Stolze, sind des gewagtesten Entschlusses fähig, um ihre Zwecke zu erreichen; und die überzuckerte Lüge spricht aus ihrem Munde mit einem engelgleichen Lächeln. Zu den Hysterischen gehören sie ganz und gar nicht, sie sind keine zarten schwankenden Wesen; sie haben kein Herz, kein Gewissen,

kein Gefühl. Man fragt sich, wenn man ihr Leben genauer kennt, wie sie, ohne auf der Stelle zu sterben, so manchmal die Anfälle der fürchterlichsten physischen Schmerzen, z. B. Geburtswehen hinter einem Zaun, und die eben so wüthenden Angriffe der öffentlichen Meinung und der von ihnen Betrogenen, haben aushalten können. Aber sie sind Geschöpfe wie von Erz, und wie ihnen nichts heilig ist, so haben sie auch nie etwas Trostreiches oder Sittliches in dem Geheimniss des Todes gefunden. Wenn es nicht eine Rücksicht auf die Gesellschaft ist, die sie die Lüge ihres Rufs nach ihrem Tode fortsetzen heisst, so löschen sie aus; das ist Alles.

Die bisher geschilderte Unsittlichkeit und Schamlosigkeit in den höhern Ständen ist nur ein böses Beispiel und ein ansteckender Unterricht für die geringern Classen der Gesellschaft. Die Nöthigung, gegen die Armuth anzukämpfen und der Wunsch, sich aus einem elenden im Volke verlorenen Dasein herauszuringen, bearbeiten unablässig eine Menge Personen des weiblichen Geschlechts, die das Glück dieser Welt zu erhaschen hoffen, wenn sie den Eingebungen der Coketterie und des Hochmuths gehorchen. Das Vergessen oder das Aufgeben von Sittlichkeit und Religion erzeugt die nämlichen Arten des Sterbens und Todes unter dem Volke, wie wir sie bis jetzt in ihrer ganzen Hässlichkeit bei den Vornehmen geschildert haben.

Auch das Volk hat seine rechtschaffenen Mütter, seine tugendhaften Töchter, die in Arbeit und reinem Lebenswandel die Tröstungen für einen ruhigen Tod finden. Sie sind die vorwiegende Mehrzahl unter der

arbeitsamen, aber gläubigen und armen Bevölkerung, die in dem Gefühl ihrer geistigen Schwäche die Aufforderung zu dem Glauben findet, dass ein ununterbrochen glückliches Leben für sie erst jenseit des Grabes beginne. Könnte man eine Art zu sterben wählen, so wäre es die des einfachen Handwerkers, des guten Landmanns, besonders aber ihrer Frau oder Tochter, die ich meinen liebsten Freunden wünschte. Diese halte ich für die unverdorbensten Wesen auf dieser Erde, und eben darum für glücklicher als den, dessen unersättliches Denken sich in alle sechs Schöpfungstage versenkt hat; mit dem vollen Glauben an Verheissungen schlafen sie ein und kein Schatten von Zweifel verdunkelt jemals in ihrem Leben ihre heitern Hoffnungen.

So lange die Völker noch in der Kindheit unter der schmeichelnden Herrschaft religiöser Vorurtheile stehen, sind die Sterbestunden dieser ursprünglichen von der Natur selbst vermittelten Art die Regel. So wäre es denn also wahr, dass der Glaube an Wunder und an Offenbarung, dass der fromme Aberglaube und eine Menge anderer Vorurtheile uns den Weg zu einem leichten und glückseligen Tode bahnen? Warum sind nun nicht alle Menschen zu der gleichen Anschauungsweise geschaffen? Warum kann man sich den Aberglauben und den Glauben, auch wenn man will, nicht geben? Die übertriebene Civilisation, die gleichbedeutend ist mit allen Lasten, redet zu den Geringen wie zu den Mächtigen der Erde. Nichts verblendet den Verstand einer Frau oder eines Mädchens so sehr, als die Nachahmung dessen, was in ihren Augen die Eigenschaften der wahren Schönheit und des wahren

Ansehns sind. Die Sucht unter ihres Gleichen zu glänzen, stachelt die Tochter des Armen eben so sehr, als die geputzte Dame, die nach Bewunderern angelt.

Die Tochter des geringen Mannes, verführt von dem Blendwerk der Schönheit und des Gefallens, hat sehr bald von ihrem Vorbild gelernt, was sie durch ihr Geschlecht vermag und um welchen Preis sie den kostbaren Tand erlangen kann, der ihr den Kopf verdreht und ihre Sinne erregt, und aus ihr nun für ihr ganzes Leben ein krankhaft überreiztes Geschöpf macht. Einmal von dem bösen Geiste der Ueppigkeit erfaßt, ist sie für die Lehren der Klugheit und Mässigung, die sie in der Schule und in der Kirche empfing, verloren; im Gegentheil, der halbe Unterricht, den sie umsonst empfing, beschleunigt ihr Verderben, ihre frühe Verwilderung, und ihr schändliches Ende. Sie hat ja lesen gelernt; ist das nicht Alles, was sie braucht, um nun die Romane zu verschlingen, die ihr von der Liebe in dem Style der Vergifter der öffentlichen Moral vorerzählen? So wird durch Eitelkeit und Gefallsucht eine Menschenclasse erzeugt und vermehrt, die dumm, nichtsnutzig, aber zu jeder bösen Handlung und zum Selbstmorde zugestutzt ist; und was das weibliche Geschlecht insbesondere betrifft, so gehen aus der Masse des guten und rechtschaffenen Volks auf dem nämlichen Wege jene unzähligen schmiegsamen Wesen hervor, die anfangs der Hochmuth jeder Ehrbarkeit und Tugend entfremdet, die dann unter dem Anschein der Liebe mit ihrem Leibe Unzucht treiben, vielleicht um dadurch ein paar Jahre in erborgtem Glanze leben zu

können, und die alsdann von Gott und Menschen verlassen sterben.

Der Traum, den sich diese unglückseligen Geschöpfe in der Raserei ihrer kranken Einbildungskraft erschaffen, läuft darauf hinaus, durch Liebe, welche sie einflößen möchten, zu Wohlstand und Ansehn zu gelangen. Das ist die Absicht der vornehmen Classe in dieser kleinen Welt der Verdorbenheit und des Elends, die wir jetzt betrachten. Die Zahl der jungen Mädchen, welche diesen Weg betreten, ist in bevölkerten Städten um so grösser, je leichter eine liberale Erziehung daselbst zu erlangen ist, je mehr reiche Leute dort wohnen, und endlich, je mehr Dirnen sich dort aufhalten, die durch die Wollust ihr Glück gemacht haben.

Die Anfangsgründe jedes Unterrichts, Lesen, Schreiben und Rechnen, sind hier die Beförderungsmittel der falschen Richtung unter der niedern Classe, die sich durch eine angeschraubte Vornehmheit über ihres Gleichen zu erheben glaubt; und die Eltern, die eine gute Tochter gehabt haben würden, wenn sie dieselbe nicht besser und nicht mehr gebildet haben wollten, als sie selbst, beweinen früher oder später ein Unglück, das sie allein durch ihre Schuld und ihren Unverstand herbeigeführt haben.

Hysterische Leiden sind unter den Mädchen dieser Classe sehr verbreitet, und ihre endlichen Folgen werfen sich hauptsächlich auf die Brustorgane, wo Schwindsucht und organische Herzkrankheiten bald Wurzel fassen. Unter hundert jungen Frauenzimmern, die einen unehrbaren Wandel führten, fand ich nach drei bis fünf Jahren eines lustigen Lebens siebenund-

dreissig von Zehrkrankheiten befallen¹⁾); ein Verhältniss, das Niemand befremden kann, der die verspätete Entwicklung der Brust bei Mädchen kennt, die schon früh die Wollust mit ihren Leiden und Freuden kennen gelernt, sich überreizt, mit Wuth in den Tanz, die nächtlichen Orgien, in Alles, was das Leben aufreißt, das Blut vergiftet, gestürzt haben. Meistens hatten sie schwache und auf die Schönheit der Tochter hochmüthige Mütter, die sich Alles abdarbten, um sie herauszuputzen, ihnen Lehrer zu halten und sie dann in einem Modegeschäft oder einer andern Stellung, die ihnen vornehmer deuchte als ihr eigener Stand, unterzubringen. Ich habe welche gekannt, die singen und Guitarre spielen, Andere, die malen gelernt hatten. In der Nachahmung der äussern Erscheinung aber bringen sie es sehr weit, so dass die Ausgezeichnetsten unter ihnen mit den vornehmsten Damen in der Kunst zu täuschen und anzulocken wetteifern konnten. Leider ist es nur zu wahr, dass der Nachahmungsgeist, dieser angeborne Hang, den die schlechten Vorbilder zum Bösen und zu allen Lüsten verleiten, viel geschickter die Lebensweise der schlechten Frauen unter den vornehmen Ständen, als derer sich aneignet, die am häuslichen Herde fern von den Aufregungen der Gefallsucht und der Liebe ein friedliches Leben führen.

1) Vgl. Ueber den Einfluss der Gewerbe auf die Entwicklung der Lungenschwindsucht, von Benoiston de Chateau-Neuf und Lombard (in den Annales d'hygiène publique et de médecine légale T. VI. u. XI.); über den Einfluss der Gewerbe auf die Lebensdauer, von Lombard (ebendas. T. XIV.) und Parent-Duchatelet, De la prostitution dans la ville de Paris. Paris, 1837. T. II. p. 564.

Unsere jungen Verirrten sprechen über Mode- und Herzensangelegenheiten wie Romanheldinnen, von der Ehe aber wie die Saint-Simonisten. Sie fürchten sich vor der letztern aus zwei sehr triftigen Gründen; ein Mann, wie sie ihn gern heirathen möchten, sucht bei ihnen nichts als ihre flüchtigen Reize; und der, den sie ihrer Lage nach haben können, riecht nach Pech und Fischthran, er hat schwielige Hände, und schwerlich hat er je einen Roman gelesen.

Diejenigen aber, die aus Ueberlegung ihren Widerwillen gegen einen Ehemann aus geringem Stande überwinden, fügen gewöhnlich dem wüsten Treiben eines allen Zerstreuungen nachjagenden und manchmal tragisch endenden Lebens noch den vorbedachten Ehebruch hinzu. Ich sagte tragisch endenden Lebens; denn Auszehrung, Selbstmord oder Wahnsinn ist meistens ihr Ausgang. Wenn sie sich aber in ihrer unsichern Lage verheirathen, so haben sie wenigstens die Höhe romantischer Verschrobenheit noch nicht erreicht, wo die Ehe als ein lästiges Joch erscheint und der Mann als der Usurpator einer Gewalt, die er nur durch eine unsinnige Gesetzgebung und eine verdummende Religion behaupten könne. So führt also der Widerwille gegen die Ehe, diese Grundlage aller Gesellschaft und Entwilderung, zur Verderbtheit der Sitten des Volks und des Blutes der Generationen.

Die Widersprüche in dem, was unsere Zeit lehrt, haben ihre schwankende Bodenlosigkeit noch um ein Auskunftsmittel bereichert, durch welches unsere heutige Gesellschaft das Wahre, das Profane und das Abscheuliche unter einen Hut bringt; eine Verspottung der Sittlichkeit, die uns immer bitterere Früchte bringen

wird. Früh gehen wir in die Kirche, auf den Abend erwartet uns ein Ball oder ein Kreis munterer Genossen; Gold ist eine Macht, die um jeden Preis gewonnen werden muss; nie fragt man den Reichen, woher sein Vermögen stamme; ein Mädchen mit guter Ausstattung bekommt bestimmt einen Mann; dem literarischen Aufschwung unserer Zeit darf man nicht fremd bleiben — und was dergleichen mehr ist. Alle diese, theils Ruchlosigkeiten, theils Erbärmlichkeiten, die wir hier aphoristisch zusammenwürfeln, sind sie nicht das unverbrüchliche Gesetz derjenigen, die sich rühmen, das Jahrhundert zu repräsentiren? Und die Uebel, die von einer alles Heilige aufgebenden und grundsatzlosen Moral herrühren, machen uns weder klüger noch besser.

Das reiche Mädchen wird an einen reichen Mann, oder an einen, der sich verkauft, um reich zu werden, verheirathet. Die nicht reich ist, findet keinen Mann, und ist nun allen Aufregungen ihrer Sinnlichkeit, die sie auf jedem Schritte verfolgen, überlassen. Bleibt sie unter allen Anfechtungen der Eitelkeit und der Sehnsucht nach Liebe rein, so zieht ihr ihre unfruchtbare Tugend Hysterie aus Enthaltbarkeit, Herzfehler zu, sie verfällt in wunderliche Launen und irgend eine organische Krankheit macht ihrem Leben allmählig ein Ende. Wird sie dagegen nicht von Eltern, die auf ihre Ehre halten, beaufsichtigt, so giebt sie sich einem Liebhaber hin, dann einem zweiten, und ihr kurzes Leben verläuft unter den mannichfaltigen Trübsalen einer Leidenschaft, die erlöscht, einer anderen, die auflodert, bis endlich irgend eine tödtliche Krankheit sie in der Blüthe ihrer Jahre hinrafft.

Gehört ein solches Mädchen, das Opfer unserer fortschreitenden Cultur, den untern Ständen an, und sie hat von dieser Cultur vernommen, so zerreisst sie einmal alle Familienbände, und froh wie das Thier, das aus seinem Gefängnisse entkommen ist, eilt sie nach den grossen Herden der Bildung, um dort, ohne Reue über das Vergangene, ohne Sorge für die Zukunft, sich in ein Bordell zu verdingen und das folgsame Opfer aller Wüstlinge zu werden. Ihr ganzes Streben geht einzig dahin, schnell alt zu werden und den Platz der Königin der Freudenmädchen einzunehmen. Es ist eine vielbestätigte Erfahrung, dass unter diesen Personen Seelen- und Körperleiden am seltensten zu finden sind.

Man kann nun die Mädchen, die sich nicht verheirathen, überhaupt unter drei Classen bringen.

Zu der ersten gehören die, welche wegen ihrer Verhältnisse oder aus Grundsatz eine vollkommene Enthaltsamkeit beobachten. Diese fallen einer Art von religiöser Hysterie, dem Mysticismus, den ekstatischen Gesichten anheim. Die Liebe, von ihrem natürlichen Gegenstande abgewichen, macht sich bei ihnen dennoch geltend durch die Anfälle einer geistigen Wollust, die einen wahrhaften Fieberzustand unterhalten, welcher allmählig zum religiösen Wahnsinn oder zum langsamen Hinsterben an Lungenschwindsucht, Herzkrankheiten, auch zu krebsartigen Zerstörungen wichtiger Organe führt. Die letzten Stunden dieser armen Geschöpfe, der unschuldigen Opfer einer unbarmherzigen Civilisation, die sie von den naturgemässen Freuden der Frau und Mutter entfernt hält, sind die ruhig erwartete Darstellung des christlichen Sterbens, nur mit einer

steigerung des Eifers und der Entsagung, deren Schilderung schwer sein würde. Ihr Tod ist der einer guten Familienmutter, sie sterben nur excentrischer, mehr von dieser Welt abgelöst; die Seele sehnt sich nach der Befreiung aus den irdischen Banden. Die gläubige Menge sieht in ihnen Heilige; der materialistische Arzt sieht in ihnen nur das kranke Gehirn, und sagt sie haben Visionen. Soviel ist gewiss, ein Uebermass des Mysticismus in religiösen Dingen untergräbt und zerstört bei guter Zeit die anscheinend festeste Gesundheit. Wo diese armen Mädchen in Klöstern beisammen leben, sieht man sie um so häufiger von frühem Tode hingerafft, mit je grösserem Eifer und mit je tieferer Versenkung sie sich den Uebungen ihrer Frömmigkeit widmen.

Die zweite Classe betritt den Weg des Lasters aus Eitelkeit, oder durch ihr Temperament darauf hingetrieben. Obgleich diese Art von Mädchen sich öfters aus besondern Absichten scheinheilig anstellen, so sind sie doch von Grund der Seele aus eben so ungläubig als gleichgültig gegen Religion; sie verspotten geradezu ebensowohl die Diener derselben als die prosaischen und rechtschaffenen Ehemänner. Von Lustbarkeiten und Festen muss man mit ihnen sprechen, von Liebschaften und Bällen, von den Abenteuern der vornehmen Damen und der Romane; das sind ihre Gottheiten, ihre Religion, das der Kreis, um welchen sich ihr ganzes Dasein bewegt. Wenn sie dann alt werden, — sie werden aber alt sowie ihre Reize verwelken — dann freilich weinen sie über die nichtigen Einbildungen, die Bitterkeiten der Untreue, die wüthenden Folgen erotischer Bacchanale, und die unzäh-

ligen Leiden der Hysterie, deren wir schon gedacht haben. Wunderbar! Die tödtlichen Krankheiten der Reinen und Tugendhaften ihres Geschlechts befallen auch sie, aus den ganz entgegengesetzten Ursachen, durch das Uebermass der Unsittlichkeit und Liederlichkeit hervorgerufen; und es fehlt ihnen dabei nur Eins, was jene von ihnen unterscheidet: das Verlangen zu sterben und die unerschütterliche Hoffnung auf die Seligkeit des Himmels.

Sterben! Daran denkt eine Dirne nicht eher ernsthaft, als wenn die physischen Schmerzen, das Verblühen ihrer Schönheit und die zunehmende Magerkeit ihres Körpers sie dunkel daran erinnern, dass der Tod kein Alter verschont. Aber die Gewöhnung an die Wollust ist bei ihnen so gross, dass sie nicht verzweifeln, so lange der Liebhaber sie noch schön findet und sich in ihrem Umgange gefällt.

Ich kannte eine üppige Lais, die man mit dem stolzen Titel der Königin der Modehändlerinnen auszeichnete. Es ist wahr, wenn sie in ihrem Laden sass, und ihre kleinen Hände in Gaze und Band herumwühlten, um einen niedlichen Kopfputz daraus zu formen, so übertraf sie an Anmuth und feinem Benehmen die reizendste Buhlerin. Eines Tags aber vertraute mir ihr Liebhaber, dass sie sichtlich mager werde, oft Blut auswerfe, und dass ein hohler Husten ihr den Schlaf raube. Es war hier natürlich nicht viel zu hoffen. Sie liess sich bereden, einige Mittel zu brauchen; aber nichts in der Welt hätte sie vermocht ihrer mörderischen Lebensweise zu entsagen, durch die sie sich der Treue ihres Freundes versicherte. Als sie meine Besuche verlangte, war sie schon ent-

setzlich heruntergebracht; ein Geripp, das nur in der Haut hing; ein ganz abgezehrttes Gesicht, aus dem ein paar feurige, aber vom Fieber hohle Augen hervorblitzten. Einmal trat ihr Liebhaber in mein Zimmer ein und erblickte ein Gerippe, das bei mir aufgestellt war; es war ein weibliches und hatte genau die Länge seiner Geliebten. Er erschrak und sagte mir bebend: „Gestern Abend schloss ich auch ein solches Gerippe in meine Arme“. Er hatte wahr gesprochen; aber was entschuldigt nicht der Taumel der Liebe! Nach aufreibenden Nächten, in denen sogar Bälle noch besucht wurden, traten die Symptome der Auflösung, Diarrhöe und wassersüchtige Anschwellung auf. Nun hütete sie das Bett, um wieder gesund zu werden, aber nie leistete sie Verzicht darauf, den bei sich zu sehen, den sie, nur zu wahr, ihr Liebeskreuz nannte. Eine gute Seele wagte es einmal ihr von Reue und Rückkehr zu Gott zu sprechen, war aber dabei so unvorsichtig, das Paradies und die Hölle mit zu nennen. Bei diesen Worten fiel die Kranke in tiefe Betäubung, die nur durch unverständliche Worte unterbrochen wurde, in welche sie Redensarten der gemeinsten Wollust, wie sie nur in dem viehischen Taumel gehört werden können, mit einmischte. Zwei lange Tage dauerte ihr Todeskampf, und ihr letztes Wort war ein Ausdruck, des schmutzigsten Bordells würdig, den sie nach der Aussage ihres Liebhabers in ihren gesunden Tagen nur ein einziges Mal hatte fallen lassen.

Es fehlt also hier, wie in hundert andern ähnlichen Fällen, die ich erzählen könnte, weder die Furcht vor dem Tode noch insbesondere die vor der Hölle, die solche Personen noch von der Kinderzeit her

behalten haben. Nur glaube man nicht, dass dies bei ihnen wahre Reue und Besserung zuwege bringe. Das Lesen der neuen Romane und der Umgang mit Männern nach der Mode, Alles was von Religion, die der Umgang der Seele mit Gott ist, abziehen kann, haben ihre unfehlbare Wirkung gehabt, sie haben jene Wesen zu ruchlosen Verächterinnen alles Heiligen gemacht. Was sie ihr ganzes Leben hindurch allein beschäftigt, die Wollust, diese ist auch der Stoff, den ihre Einbildungskraft während des Deliriums im Todeskampfe bearbeitet.

Zu derselben Zeit und beinahe unter demselben Dache, hatte ich zwei junge Personen zu behandeln, die ganz entgegengesetzte Lebenswege eingeschlagen hatten. Die eine, fromm und schlicht, sah in ihren Sterbephantasien den gekreuzigten Christus, den früher einmal ein Missionair in einer seiner Predigten mit flammenden Worten geschildert hatte; die andere dagegen, durch die Wollust zu Grunde gerichtet, glaubte sich in die Scenen versetzt, die sie so oft als Theilnehmerin kennen gelernt hatte. Im Todeskampfe tritt das innere Leben heraus in die Phantasien des Sterbenden.

Unter dieser Classe von verlornen Frauenzimmern giebt es auch Philosophinnen, die den Himmel zwar nicht weglegnen, aber von ganzer Seele die intoleranten Priester hassen, die von ihren Kanzeln herab gegen die weltlichen und unkeuschen Personen donnern. Ich sah eine jener romantischen Schönheiten sterben, deren Leben, wie eine Fackel, Tag und Nacht abbrannte, und deren Geist von der Lecture genährt war, welche die Absurditäten der Hölle und des künftigen

Lebens zurückweist. Das Mädchen war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, litt an Lungenschwindsucht und abscheulicher Ansteckung, und gerieth allemal in Wuth, wenn man ihr vorschlug einen Geistlichen als Tröster in ihrer fürchterlichen Lage anzunehmen. Vielleicht hört man von keinem Sterbenden die Worte, die sie gegen ihre unwürdige Mutter, heraussöchelte: „Schafft mir den Pfaffen weg, oder ich speie ihm ins Gesicht.“ Sie starb in Raserei. Einige Frauen der Nachbarschaft baten den milden Priester, dass er wenigstens dem erstarrten Leichnam die letzte Oelung ertheilen möge; er that es, und als er fertig war, zeigte er mir ein Büchelchen mit Goldschnitt, das er unter dem Kopfkissen der Verstorbenen hervorgezogen hatte, es war einer der verrufensten unter den unzüchtigen Romanen. Jetzt nimmt nun die Zahl dieser verworfenen Frauenzimmer mit jedem Tage zu, nicht allein aus den bereits angeführten Ursachen, sondern auch durch die Nachkommenschaft, die sie nach dem Tode hinterlassen, und die ohne Ausnahme den Wandel der Mutter fortsetzt. In einer grossen Stadt hat man die Beobachtung gemacht, dass unter funfzehn Kindern, die von solchen Personen geboren werden, neun weiblichen Geschlechts sind. Diese Kinder, in der Hurerei erzeugt, im halben Abortus geboren, und oft genug im Uterus durch verbrecherische Versuche in ihrer Entwicklung gestört, vereinigen Alles in sich, was zu zeitiger Abkürzung eines wüsten und siechen Lebens beitragen kann: die schwächliche und von angeborenen Krankheiten schon untergrabene Constitution und die sittenlose Erziehung, welche sie zu demselben Lebenswandel, wie ihn ihre Mutter geführt, vorbereitet.

Indessen muss man gestehen, unter diesen schlechten Müttern ist keine, die ihre Tochter geradezu zur Nachfolgerin in ihren Ausschweifungen erzieht; keine, die sich nicht abdarbt, um ihrem Kinde eine Erziehung, wie es genannt wird, zu geben und sie in einem Geschäft unterzubringen. Selbst gegen ihre Neigung vermehren sie die Zahl ihrer heimlichen Sünden, um die erhöhten Ausgaben zu bestreiten; jedoch vergebens; der Widerspruch zwischen Lehre und Beispiel trägt seine Früchte, und das junge Mädchen besinnt sich keinen Augenblick den Lockungen, die sie umgeben, zu folgen, sobald ihre Augen sehen, was in dem mütterlichen Hause vorgeht, und ihre Triebe erwachen.

Die Widersprüche zwischen den Lehren, und zwischen Lehre und Beispiel, sind das grösste Uebel unserer Zeit; in ihnen ist die Quelle der Verdorbenheit der Frauen, der Mütter zu suchen, die man in allen Ständen findet. Einer ist es besonders unter diesen Widersprüchen, der um so gefährlicher wird, da er seine Früchte, Unzucht und Ehebruch, erst dann trägt, wenn es nicht mehr möglich ist ihnen vorzubeugen. Weil eine gute Aussteuer dem Mädchen einen Mann sichert, und die, die nichts hat, durch das, was man Ehrbarkeit nennt, allenfalls auch noch einen Mann anlockt, so lassen die Eltern ihren mannbaren Töchtern alles Mögliche zu, was die Sinne erregt und die Einbildungskraft vergiftet, wenn sie sich nur vor jeder nähern Berührung mit Männern hüten. Haben sich die Mädchen in dieser Hinsicht rein gehalten, so gelten sie für „ehrbar“; und während Romane, verliebter Briefwechsel, Bälle und hundert andere offen getrie-

bene oder heimlich gehaltene Dinge der Art den Geist überreizen und das Herz verderben, glaubt man alles Mögliche für die öffentliche Moral gethan zu haben, wenn ein Mädchen, wie verworfen sie übrigens in physischer und moralischer Hinsicht sein mag, sich nur erhalten hat, was eine alte Redensart ihr Heirathsgut nennt. Es finde nun diese, theoretisch in alle Arten der Unzucht eingeweihte „Jungfrau“ nur erst den Mann, das nothwendige Ergänzungsmittel ihrer selbst in der Gesellschaft, und dann horche man nach ein paar Jahren an den Orten, wo die Laffen der Stadt zusammenkommen; dann wird man den rechten Namen dieser Frau zu hören bekommen.

Solche Weiber nun, die auf die Ehe trotzen, die sie vielleicht zwanzigmal gebrochen haben, sind ganz eigentlich das gährende Element für die Sittenverderbniss unter den Mädchen geringern Standes, die eine Art von Erziehung erhalten, durch welche sie zur Nachahmung der von dem moralischen Bande der Ehe emancipirten Damen vorbereitet werden. Sie sind schlimmere Feinde für den ächten Geist der Familie, als die Mädchen, die keinen Mann bekommen und die mit ihrem liederlichen Leben eine auf die geheiligten Titel der Gattin und Mutter keinen Anspruch machende Classe bilden, welche die Gesellschaft leider nicht los werden kann.

Diese Classe ist die dritte der oben aufgestellten, und sie umfasst alle die schwachen, Alles glaubenden, dummen, armen und nichtsnutzigen Geschöpfe, die eine falsche Civilisation erst erzeugt und dann von sich stösst. Nicht der Hochmuth, der die vornehme Dame gern nachäffen möchte, auch nicht die nervöse Erregt-

heit, hervorgebracht durch Romanlesen oder die Anreizungen eines eleganten Verführers, nicht diese führen das Mädchen von dunkler Herkunft und ohne Obhut in die Bordelle; sie kann ja nicht lesen, und in ihrer ursprünglichen Dürftigkeit wagt sie es nicht den lüsternen Blick nach der höchsten Stufe zu erheben, auf welcher nach ihren Begriffen ein Kopf mit dem Federhute thront.

In den Ebenen mehr als in den Thälern und auf den Gebirgen wächst und gedeiht diese wilde Blume der Liebe; die schwere Feldarbeit oder die groben Geschäfte der Wirthschaft hauchen ihre Wangen an, entwickeln ihren robusten Körper, machen ihre Hände schwielig, und schützen sie auf diese Weise gegen die physischen Uebel des Lebens. Ihr Nervensystem, in Fett und Blut eingebettet, kennt sich selbst nicht; es scheint mit allen übrigen Systemen des Körpers an Thätigkeit und Kraft wie in gleiche Theile zu gehen. Und wenn die Zeit der Mannbarkeit kommt, so haben ihre Organe die grösstmögliche Vollkommenheit erlangt, um dem Willen der Natur gemäss in Thätigkeit zu treten.

Ich sagte, diese Mädchen seien schwach an Geist und deshalb Alles glaubend. In ihrer Jugend hören sie dem Dorfpfarrer andächtig zu, der ihnen in ihrem Rothwälsch die unendliche Güte Gottes, seine Absichten mit seiner Creatur, hauptsächlich aber die ewigen Strafen auslegt und vormalt, die in jenem Leben die Verächter seines Namens und die Uebertreter seiner Gebote erwarten. Zu diesem Glauben kommt noch der vielfache Aberglaube, der jenen schlichten und treuherzigen Glauben an die Lehren und Mysterien der christlichen Religion befestigen hilft. Diese Jugend-

eindrücke bleiben fest haften, und wie sehr auch durch das nachfolgende Leben verdunkelt, kommen sie doch, wenn dieses Leben nicht wie so häufig ein gewaltsames Ende nimmt, in der Todesstunde oft auf eine überraschende Weise zum Vorschein.

Ein Hauptunterschied also zwischen diesen nachmaligen Dirnen und der unterhaltenen oder auf freie Hand lebenden und von Vorurtheilen emancipirten Buhlerin ist der Glaube an Gott, den die erstern in der Tiefe ihrer Seele behalten; und dies ist so wahr, dass dieses innere Gefühl den grössten Antheil an den gutherzigen Handlungen gegen Unglückliche hat, welche sich mit richtigem Instinct an sie wenden.

Der erste Schritt eines solchen Mädchens auf den Weg des Lasters kann von ausserordentlich vielerlei Ursachen bedingt gewesen sein. Unter dreihundert Dirnen des untersten Ranges, die ich in ihrer Wohnung, in den Hospitälern oder in den zahlreichen Spelunken unserer grossen Seehäfen zu beobachten Gelegenheit hatte, waren zweihundertundzwanzig aus kleinen Städten und aus Dörfern gebürtig, in welchen, was man auch dagegen sagen mag, ich niemals etwas Anderes als das Unkraut zwischen dem dort ausgestreuten Samen der Civilisation gedeihen sah¹⁾. Alle hatten schon frühzeitig gewusst, dass das unfehlbare Mittel, von der Arbeit auf dem Felde, von den harten

1) Parent-Duchatelet zählte unter 11,607 öffentlichen Mädchen, die vom 16. März 1816 bis zum 30. April 1831 auf der Polizeipräfector zu Paris eingeschrieben worden, 3460 vom Lande gebürtige (De la prostitution dans la ville de Paris. T. I. p. 55.).

Forderungen der Eltern oder strenger Herrschaften loszukommen, den Sorgen einer ärmlichen Wirthschaft zu entgehen, darin bestehe, in der ersten besten Nacht sich auf den Weg nach der grossen Stadt zu begeben und dort „sich mit seinem Körper lustig zu machen“. Die Armuth, die Faulheit, die Gewissheit endlich keinen Mann zu bekommen oder mit der Heirath nur die doppelte Last des Elends auf sich zu nehmen, gehören mit unter die entfernten Ursachen der Wahl, die diese Mädchen treffen, sich der niedrigsten Unzucht preiszugeben.

Die übrigen achtzig von diesen dreihundert stammten aus den grossen Herden der Schwelgerei und Sittenlosigkeit, und waren in der letztern, die ihnen ihr tägliches Brot gab, unter der verachtetsten Lage aufgewachsen. Von Kindheit auf hatten sie nur die Atmosphäre des Lasters geathmet; mit vierzehn bis funfzehn Jahren waren sie schon fertige Meisterinnen in dem Gewerbe, dem einzigen, das ihre Mutter ihnen als Mittel zum selbstständigen Unterhalt anwies. Der Natur nach hatten sie eine Mutter gehabt, aber keine von ihnen wusste von einer Mutter nach Gottes Geboten etwas anzugeben. So waren sie also geboren, um als der Abschaum ihres Geschlechts zu leben und zu sterben. Die Tochter der Dirne steht noch tief unter der Dirne selbst, die in ihrer Kinderzeit wenigstens noch im Glauben und in der Hoffnung erwuchs; diese erhielt ein Samenkorn guter Grundsätze in ihrer Schule, wogegen die erstere ein thierisches seelenloses Geschöpf ist, in welchem ein religiöses oder moralisches Gefühl nicht aufkeimen kann. Die eine hat für gar nichts ein Gedächtniss, auch nicht für ihren ersten

Fehltritt; die andere erinnert sich desselben immer als des entscheidenden Augenblicks, der sie unglücklich gemacht hat.

Unter zweihundert dieser Mädchen, die ihre Jugend unter Aufsicht verlebt hatten, waren fast alle zum ersten Male freiwillig oder gezwungen, durch ihren Herrn oder irgend einen andern höher als sie gestellten Mann verführt, gefallen, bevor sie das elterliche Haus für immer verliessen. Von diesen waren siebenundvierzig schwanger geworden und dreiunddreissig hatten im zweiten bis vierten Monat abortirt.

Bei fünfundvierzig waren die Verführer Bursche aus demselben Stande gewesen, dem sie angehörten, Bauerknechte, Gärtner, Handwerker u. s. w., die sie hätten heirathen können. Vierundfunfzig hatten sich von Soldaten bethören lassen, verabschiedeten oder in der Nähe garnisonirenden. Siebzehn hatten den Verlockungen ihres Brotherrn nachgegeben. Dreissig waren von den Söhnen guter Häuser in das Laster eingeweiht worden, drei von Aerzten, zwei von Geistlichen. Neunzehn waren das erste Mal im Schläfe oder in einsamen Gegenden gewaltsam überfallen worden. Funfzehn hatten sich das erste Mal durch eine Kupplerin an einen Wüstling verkauft. Zehn waren von ihrer Mutter als faul und Armuths halber fortgejagt worden, und hatten sich hingegeben, um auf einem Wagen mit fortzukommen. Endlich fünf hatten alle ihre Verwandten verloren, waren in die Gesellschaft anderer Dirnen des Orts gekommen, und hatten sich von diesen überreden lassen ihrem Beispiele zu folgen, da sie auf diese Art ohne Mühe und Sorge, selbst mit Vergnügen zu essen und zu trinken hätten, als Geschöpfe, die

doch weiter nichts vom Himmel bekommen hätten als „Augen um zu weinen“. Die zwanzig, die an der obigen Zahl noch fehlen, und von deren Anfängen man nichts in Erfahrung bringen konnte, waren von den Küsten Corsicas und Italiens nach dem südlichen Frankreich gekommen.

Die phrenologische Untersuchung stellte allerdings die Uebereinstimmung ihres Gewerbes mit der Bildung ihres Schädels, besonders dem Vorwalten des kleinen Gehirns, heraus. Wir fanden bei den allermeisten eine schmale Stirn und einen starken Hinterkopf, die Seitentheile, wo die Instincte liegen, entwickelter als die Organe, die auf Erziehungsfähigkeit deuten. Aber auch bei vielen rechtschaffenen und einsichtsvollen Frauen findet man diese Kopfbildung, und sie unterstützt bei diesen keineswegs den Hang zur Liederlichkeit und das Aufgeben des freien Willens. Zudem kommt, dass der Beruf zur Dirne weit mehr durch ihre unersättlichen Begierden, als durch die Nothwendigkeit des Unterhalts bedingt ist. Viel besser als die Schädelbildung unterstützt das freche Gewerbe der gemeinen Dirne ihr vortrefflicher kräftiger Körperbau, das Anhalten zur Arbeit in der Jugend, der sorglose Sinn und die frühere Entfernung von den Reizungen aller Art, welche unsere blassen schlanken Salonsschönheiten vor der Zeit zu Grunde richten.

Und nun sehe man sie vorurtheilsfrei in ihrer Spelunke, oder noch besser in den Strassen einer grossen Seestadt, dem eigentlichen classischen Schauplatz, wo sich ihr Charakter frei entfaltet. Ihre kühne Figur, ihre herausfordernde Haltung, ihr Schritt, in welchem allen sie den alten Gladiatoren gleicht, ihr

athletischer Wuchs, ihre eingestemmtten Arme, endlich ihre rauhe Männerstimme, das physiologische Merkmal eines Weibes, die ihren eigentlichen Functionen, denen der Mutter, entfremdet ist; das alles stellt ein Wesen dar, das seinem ursprünglichen Geschlechte nicht mehr angehört, und dessen organische Thätigkeiten vielmehr die des Mannes, als eines keuschen kindergebärenden Weibes sind. Denn wenn das Weib nur dann erst diesen Namen verdient, sobald sie ihre Functionen erfüllt, so kann die, die nicht schwanger wird und nicht gebiert, und deren Geschlechtssystem, ungeachtet es so oft in Anspruch genommen wird, dennoch immer mehr von seinem natürlichen Zwecke abgelenkt wird, nicht auf diesen Namen Anspruch machen. Diese Atrophie des Geschlechtssystems ist meiner Ansicht nach die Hauptursache, dass diese Mädchen zu wahren Viragines werden.

Wenn dagegen ein solches Mädchen ein oder ein paar Mal schwanger geworden ist, so behält sie für immer, vielleicht wider ihren Willen, alle Eigenthümlichkeiten ihres Geschlechts; und was am besten beweist, dass die Natur das Weib zu den Freuden und den Schmerzen des Mutterwerdens bestimmt hat, nicht aber für die Wollust und die Ausschweifungen der Liebe, ist, dass das Freudenmädchen, die Mutter geworden ist, von Herzen gern ihr Gewerbe aufgeben würde, wenn sie durch, selbst vielleicht harte Arbeit den Unterhalt für sich und ihr Kind bestreiten könnte. Diese letztern sind im Ganzen gutmüthige, sanfte und geduldige Wesen; die übrigen nehmen Antheil an ihnen und haben Mitleid mit ihrer Schwäche; das kommt daher, weil sie ihrem Geschlechte treu geblieben sind,

während die andern längst aufgehört haben zu demselben zu gehören.

Diese Mutter gewordenen Dirnen erhalten denn auch in sich einigen Sinn für Häuslichkeit, für Familienleben, und das religiöse Gefühl, das sie noch aus ihrer ersten Kindheit her nicht vergassen; und ich habe deren gekannt, die auf den rechten Weg wieder einlenkten, und in dem Hause des Mannes noch in aller Art den Titel einer guten Frau erwarben. Es ist gar nicht so selten, an den schlechtesten Orten dergleichen Geschöpfe zu finden, die ganz im Gegensatze zu ihren rauhern Gefährtinnen sich einen religiösen Sinn erhalten haben, der ihrem weiblichen Charakter, wie ihrem weiblich gebliebenen Körper entspricht. Denn was den letztern betrifft, so verliert z. B. ihre Stimme nie den weiblichen Klang, während die, die nie schwanger geworden sind, ihn nach ein paar Jahren der Ausübung ihres Gewerbes schon eingebüsst haben. Auf den Genuss des Branntweins darf übrigens diese Veränderung der Stimme nicht geschoben werden; ich habe solche Dirnen gekannt, die nichts als Wasser tranken, keine animalische Kost anrührten, und dennoch eine männliche Stimme hatten, wie sie nur je bei dem Manne zu hören ist. Unter fünf, die von einer mehrere Meilen entfernten Gegend nach Toulon gekommen waren, hatten nach acht Monaten bereits vier ihre weibliche Stimme verloren; die fünfte war schwanger und behielt sie, trotz dem, dass sie ganz dasselbe Leben führte, wie die übrigen.

Nun darf man aber, wenn ich von religiösem und moralischem Sinn bei den erwähnten Ausnahmen von der Regel gesprochen habe, nicht auf eine besondere

Andächtigkeit, und noch weniger auf jenen exaltirt frommen Sinn rechnen, wie ihn hysterische Unverheirathete kund geben. Sie sind in diesem Punkte gerade wie der Wucherer, der auch ein Gewerbe mit Leidenschaft betreibt, welches die Kirche verdammt; dieser schliesst sich zwar von thätiger Religionsübung aus, behält aber im Grunde seines Herzens doch etwas von den frommen Gefühlen seiner Kindertage, einen sehr lauen Rest, der jedoch wieder zur Flamme des vergessenen Glaubens emporlodern kann, wenn er durch eine Lebensgefahr oder durch eine sonstige Erschütterung seines ganzen Daseins daran gemahnt wird.

Unter zweihundert jener Mädchen, deren Lebenswandel ich genau verfolgte, war nicht eine einzige, die, indem man ihr ihre Verworfenheit vorhielt und sie auf das künftige Leben hinwies, sich nicht aufrichtig nach den Tagen zurückgesehnt hätte, wo sie noch unschuldig und reinen Sinnes ihren Herzensfrieden besass. Nicht eine spielte die Ungläubige; jede dachte noch manchmal, dass ihr Gott und die Heiligen wohl in der Todesstunde beistehen möchten. In den freilich seltenen Augenblicken, wo ihnen mitten in ihren Ausschweifungen die Reue ankommt, ist man erstaunt, in ihrer leeren Seele das zu finden, was nimmermehr, selbst nicht in dem Dienste der Liederlichkeit und der Schwelgerei stirbt, was man aber vergebens bei den von den Sophismen der Civilisation Bethörten derselben Classe sucht: den Glauben, den heutzutage so seltenen schlichten einfachen Glauben. Denn drei Viertel dieser schlechten Geschöpfe treiben ihr Gewerbe nur, um der Armuth zu entgehen,

ohne zu arbeiten; Materialismus und Unglaube sind es also wenigstens nicht, die alle Jahre die schändliche Zahl der Freudenmädchen mittlern und untersten Ranges vermehren. Das religiöse Gefühl verlässt die arme Dirne nie; nie hört man sie vorsätzlich Lästereien des Heiligen ausstossen; in ihrer Todesstunde vertraut sie auf die Barmherzigkeit des Himmels. Dadurch unterscheidet sie sich gänzlich von der eleganten Phryne, die aus Coketterie den abgeschliffenen Materialismus zur Schau trägt, und schon seit lange, vom Liebhaber oder durch ihre Lecture die Vorurtheile, die Furcht vor einem rächenden Gott, vor dem andern Leben, vor der Vergeltung abzuschütteln gelernt hat. Diese kommt gewiss niemals zur Sittlichkeit zurück; findet sie einen Gatten, so bleibt sie immer, was sie war, und ich zweifle, dass eine solche je im Stande ist, sich auf den Tod so vorzubereiten, wie ich es oben von der rechten Frau und Mutter geschildert habe.

Werde dagegen ein solches armes Mädchen durch eine glückliche Ausnahme Gattin und Mutter, hundertmal gegen eins wird sie einen untadelhaften Wandel führen, ihre Pflichten gegen Mann und Kinder, und gegen Gott, streng erfüllen. Was hier so wunderbar erscheinen könnte, erklärt sich doch ganz natürlich; der Körper der Dirne war befleckt, aber ihr roher Geist hat weder das Gute noch das Böse bis jetzt in sich aufgenommen; nur der Glaube blieb ihr unter allen den Stürmen, die ihn zu erschüttern drohten, und dieser rettet sie vor dem Schiffbruch. Es ist noch nicht lange her, dass diese Mädchen sich um die Missionaire, die Frankreich durchzogen, mit unerhörtem Eifer drängten, um ihre Vermahnungen zu hören;

wenn die meisten weinend und schluchzend dennoch wieder an ihr Gewerbe gingen, so rechne man es ihnen nicht so sehr zu: an der Schwelle der Umkehr erwartete sie nur die Armuth und das erbarmungslose Elend. Das Freudenmädchen weidet, wie das Schaf, an der Stelle, an welche es von der Civilisation angefesselt ist.

Glaubt man, dass sie das Haus des Mannes nicht vorziehen würde? Wenn Niemand sie heirathen will, weil sie arm ist, und wenn sie durch schwere Arbeit kaum das trockne Brot erwirbt, nun, so tritt die Natur dazwischen, und verschafft ihr Lager und Decke. Das sind die gemeinen Dirnen und ihre Anfänge; sie sind eben so materiell, als der Zweck, den sie verfolgen. Gebt den Bedürftigen den Mann, lasst sie in die Gesellschaft eintreten, und ihr werdet Frauen an ihnen haben.

In einem Lande der neuen Welt, das ich nicht nennen will, kam aus Frankreich eine Ladung — das ist das rechte Wort — eine Ladung Freudenmädchen der zweiten und dritten der von mir aufgestellten Classen an. Die erstern hatten ihr Gewerbe mit den reichen; jungen oder alten, hitzigen oder abgelebten Männern fortgesetzt; diese, weniger zugestutzt in dem Treiben der grossen Welt, hatten sich jede nur zu einem Mann gehalten, mit ihm musterhaft wie in der Ehe gelebt, waren alsdann von diesen Männern geheirathet worden, und gelten heute für vortreffliche Weiber. Ich weiss von einem Geistlichen, dass diese wahrhaft reuigen Magdalenen von ihrem frühern Leben — nicht mit dem Entsetzen sprachen, welches die Damen der grossen Welt davor äussern; nein, sondern

die Zeit ihrer Unzucht, während welcher sie so unglücklich waren, war für sie eine fernliegende, fast verschwundene Erinnerung, wie die an eine Hungersnoth, wo man, um zu leben und nicht zu sterben, alles isst, was man haben kann, ohne zu fragen, was es für Nahrung sei; bringt man es nur hinunter und verdaut es, so hat man das Mittel gefunden nicht Hungers zu sterben.

Uebrigens kenne ich Bekehrungen, die bis zum religiösen Wahnsinn gehen, bei Dirnen, die durch irgend einen Glücksfall ihrem Gewerbe plötzlich entrissen wurden. Eine wurde durch Erbschaft Besitzerin eines Gutes in der Provence, das in der Ebene von Pourrières, wo einst Marius die Barbaren besiegte, gelegen war. Sie bezog incognito das angenehme Landhaus, und ging nur Sonntags aus, um die Kirche eines benachbarten Dorfes zu besuchen. Dort hörte sie einmal in der Predigt von einer ägyptischen Marie, die nach siebzehn Jahren des unzüchtigsten Lebens sich gebessert hatte und eine Heilige von grossem Rufe geworden war. Unsere Bekehrte hiess ebenfalls Marie; und sie fasste eine so grosse Verehrung für jene Heilige, die sie irrig, weil dieselbe nur in der griechischen Kirche gefeiert wird, für ihre Schutzheilige ansah, dass sie dreimal jede Woche allein, Tag und Nacht, über Berg und Thal nach Sainte-Beaume, eine halbe Stunde von Saint-Maximin, wanderte, wo die heilige Magdalene der Legende nach begraben sein soll. Nachdem sie diese Wanderungen fünf Jahre fortgesetzt, hatte sie herausgerechnet, dass sie ihr früheres Leben, und zwar jeden einzelnen Fehltritt desselben, durch ihre Fasten, Gebete, Geisse-

lungen, Wanderungen abgeübt habe. Dann starb sie, als Märtyrerin ihres Glaubens und ihrer harten Bussübungen. Das war ohne Zweifel religiöser Fanatismus; aber ihre wirkliche Frömmigkeit bewies sie durch ihr Testament, in welchem sie eine Stiftung für vier Personen ihres frühern Gewerbes machte, die, sobald sie für unheilbar erklärt würden, in einem bezeichneten Hospitale bis zum Tode untergebracht werden sollten.

Solche Beispiele von Aussöhnung mit der Sittlichkeit in Folge eines unerwarteten Glücksfalls kommen auch in dieser gesunkensten Classe der Gesellschaft vor. Gesunken, entwürdigt sind diese Personen; wie kommt es aber, dass sie in grossen Hauptstädten, dort, wo die Liberalität der Regierungen Lehrstühle der Moral, der Philosophie und der Religion unterhält, weit mehr als irgendwo anders für Alles zugestutzt sind, was nur die ekelhafteste Unzucht hat ersinnen mögen? Wer hat sie denn dort in der Uebung ihrer infamen Künste so vervollkommnet? Glaube man nur, nicht ihr beschränktes ungebildetes Gehirn hat die Schamlosigkeiten der Unzucht erfunden. Sie, die sich sonst Alles gefallen lassen, wissen doch den Selbstsüchtigen, der sie verhöhnt, recht gut von dem zu unterscheiden, der mit ihnen Mitleiden hat, sie beklagt und sie bloß als Puppen betrachtet, die man zu so hässlich schlüpfrigen Manoeuvres dressirte. Nun, und die geschickten Leute, die ihnen die Anleitung dazu geben, kommen viel öfter von den Universitäten, die die Allgewalt des Schönen verkünden, als aus der Bude oder der Werkstätte.

Dass dem so sein muss, geht daraus hervor, dass die Dirnen unserer Seestädte und der grossen Häfen

Englands bei weitem nicht den kalten Egoismus, die verzerrte und fratzenhafte Steigerung der Unzucht bemerken lassen, wie sie in den vergoldeten Bordellen der Hauptstädte betrieben wird. In Toulon zum Beispiel nennt man sie nur Matrosenweiber, jenen Schwarm sorgloser, gutmüthiger und in dummer Rohheit lebenden Dirnen, die vom Meere ihren Unterhalt haben und für die die Ankunft jedes Schiffs eine eben so gute Neuigkeit ist, wie für den Kaufmann eine Ladung Getreide zur Zeit einer Hungersnoth.

Diese Dirnen unserer Häfen sind das, was die Matrosen aus ihnen gemacht haben, die Gefährtinnen eines Menschenschlags, der wacker und lustig, arbeitssam und muthig sein Leben auf der See hundertmal preisgiebt, dann in dem ersehnten Hafen landet, um für etliche Nächte und für immer volle Weinkrüge kaltblütig binnen acht Tagen den Lohn mehrerer Monate voll Gefahren hinzugeben.

Diese Verschiedenheit zwischen dem Freudenmädchen einer Seestadt und dem zu Paris mag es erklären, warum wir die Ansichten des ehrenwerthen Parent-Duchatelet in seinem bekannten Werke über diese so sehr geschmähte Menschenclasse nicht in allen Punkten theilen können.

Die Laufbahn unseres Freudenmädchens ist ein schnelles Abbrennen, welches sie in wenig Jahren verzehrt. Zwischen dem dreissigsten und fünfunddreissigsten Jahre ist sie todt oder hat aufgehört ihr Gewerbe zu betreiben. Das physisch noch mehr als moralisch regellose Leben ist die gewöhnliche Ursache ihres frühen Untergangs. Lesen kann sie nicht; für Gemüthsbewegungen, welche ihr Nervenkrankheiten zu-

ziehen könnten, ist sie nicht empfänglich; ihre Eifersucht in Liebeshändeln, die häufig genug erregt, aber alsbald durch eine andere Liebschaft wieder beschwichtigt wird, ist vielmehr eine zornige Aufwallung als ein verzehrendes Gefühl. Ihre ganz instinctmässige Zuneigung wechselt wie die des Hundes, welcher jedem folgt, der ihn mit Futter lockt; ihre Vergangenheit bedenkt sie nicht, in die Zukunft blickt sie nicht, Furcht vor Krankheiten und Tod kennt sie nicht; alles das macht aus ihr ein ganz eigenthümliches Wesen, eine Ausartung der menschlichen Natur. So geht sie schnell unter aus den nämlichen Ursachen, die den Menschen, der in beständigem Kummer und Sorgen lebt, in kurzer Zeit hinraffen.

Diese Ursachen sind eine gewaltsame unfreiwillige sinnliche Aufregung zu allen Stunden des Tages und der Nacht; die heimlichen schleichenden Entzündungszustände, welche durch den täglichen übermässigen Genuss spirituöser Getränke in der Brust oder im Unterleibe angefacht werden; der Wechsel zwischen Schlemmerei und Hungerleiden, und die gänzliche Entbehrung eines ruhigen Schlafs, der erquickenden Erholung und der Sorge für den Körper; mit einem Worte, der Mangel an aller gesundheits- und naturgemässen Lebensweise. Das Freudenmädchen durchlebt Tag für Tag Schreckensscenen; selten wird es vorkommen, dass sie niemals geschlagen, aus dem Hause geworfen, sogar tödtlich verletzt worden wäre.

Dass solche Personen ermordet werden, ist in den Seehäfen etwas ganz Gewöhnliches; die Thäter sind betrunken und stechen mit dem Messer nach ihnen oder stürzen sie eine Treppe hinunter. In ihre Bordelle

zusammengepfropft, leben sie unter sich, wenn nicht in offener Feindschaft, doch in beständiger Eifersucht unter einander, indem sie sich das Wild, das ihnen ein angekommenes Schiff zubringt, einander streitig machen.

Wie gesagt, sie lesen nicht, sie fürchten den Tod nicht, und sie nehmen von ganzem Herzen Theil an jedem, den ein grosses Unglück betroffen hat. Das ist ein dritter Umstand, wodurch sie sich von den vornehmen romantischen und unbarmherzigen Dirnen der Hauptstädte schroff unterscheiden. Ein armer Teufel, der verwundet ist, geht nie unbeschenkt durch ihr dunkles Gässchen; ein Gefangener, den sie kennen, weiss, welche verborgene Hand ihm Brot, Früchte und Tabak in seinen Kerker zusteckt. Wird ein unglücklicher zur Strafarbeit verurtheilter Matrose durch die Stadt geführt, so wirft ihm die ärmliche Dirne ihre paar Pfennige in den Hut. Sehen sie vollends Einen zur Guillotine führen, so schaaren sie sich um ihn auf seinem letzten Gange unter lautem Geheul. Doch halte man diese Zeichen des Mitgefühls für Anderer Leiden nicht für die Beweise einer sittlichen Gesinnung, wie sie andern Menschen eigen ist. Keine Gesinnung ist weniger sittlich, als die des Freudenmädchens, weil keine weniger ausgebildet ist; kein Herz ist weniger gefühlvoll, als das ihre, denn sie, die ihr eigenes Unglück nicht fühlt, kann noch weniger für die Unglücklichen aus einer ihr ganz unbekannten Welt empfinden. Ihr Mitgefühl ist das des blossen, fast thierischen Instincts. Wenn sie dem Bettler, der ihr seine Noth vorklagt, einen Sou giebt, so thut sie es, weil auch sie Tage kennt, an denen sie nichts erwirbt und Hunger leidet; dieser einfache

Rückblick auf ihr eignes Loos macht sie passiv mitleidig. Und wohl zu merken, die Kranken und die Armen, denen sie giebt, gehören nicht den mittlern Ständen an; ihre Bedürftigen müssen sehr weit herabgekommen sein, müssen sehr schluchzen, und vor allen Dingen sie eine „gute Tochter Gottes“ nennen. Niemals wird der blinde Bettler in den Seestädten sie anders anrufen; man versteht ihn, und er ist seiner Sache so gewiss, dass er glauben würde, seinen Grundsätzen untreu zu werden, wenn er, von seinem jungen Führer aufmerksam gemacht, als „Tochter Gottes“ eine graue Schwester anreden wollte, die an ihm vorübergeht, ohne ihn zu beschenken.

Ich sagte, dass das Freudenmädchen von grossem Unglück gerührt wird, und dass sie Theilnahme für Schicksale hegt, von denen auch sie betroffen werden kann. Dies ist buchstäblich wahr; was kümmern sie die Vorfälle in der Gesellschaft oder die Trauer der Familien? Kann sie ein Unglück bedauern, das sie weder empfindet noch je selbst erfährt? Aber an dem Loose des Matrosen, der ins Gefängniss wandern muss, oder Prügel empfängt, nimmt sie Theil; denn auch sie kann über Nacht in den Kerker kriechen müssen oder ihre Tracht Schläge empfangen. Guillotine, Erschiessen, alle Arten von Executionen, die schnüren ihr verstocktes Herz zusammen und jagen ihr Schauder ein; sie sieht ein Schauspiel vor sich und denkt dabei an ihr eignes Geschick. Ist sie doch oft mit dem gezückten Messer auf einen Mann losgegangen „Nun“, meint sie, „wenn das Unglück wollte, dass ich einen Menschen tödtete, so würde ich mich auch nicht vor der Guillotine fürchten“. Wobei ich hier ge-

legentlich meine Ueberzeugung aussprechen muss, dass die öffentlichen Hinrichtungen weiter nichts zu Wege bringen, als die gemeinen Leute an den Anblick einer Todesart zu gewöhnen, die ihnen vorher Schauer einflösste. Die Hinrichtungen nach alter Sitte, die ich sonst nicht weiter vertheidigen will, dürften mit ihrem ganzen Pompe wenigstens eher den Zweck erreicht haben, die Menge zu erschrecken und von Unthaten abzuschrecken, als der wie ein Blitz verschwindende Augenblick der neuen.

Was nun die Todesart des Freudenmädchens, die mehr oder weniger verblüht ist, betrifft, so ist sie im Ganzen auf dreierlei Weise verschieden.

Sie stirbt erstens oft eines gewaltsames Todes, jedoch nie von eigener Hand. Selbstmord ist unter diesen Personen etwas überaus Seltenes; ich kenne wenigstens in unseren Seestädten kein einziges Beispiel. Sie finden ihren Tod in der Aufwallung eines Streites, und manchmal, wunderbar genug, durch die eifersüchtige Wuth eines Menschen, der eben so gemein ist, wie sie, und der einfältig genug ist, sie mit dem Titel einer „Untreuen“ zu beehren. Das Ereigniss ist ein ganz gewöhnliches, und setzt Niemand in Bewegung als das brutale Volk des Bordells und die Agenten der Polizei. Sonst bekümmert sich kein Mensch um den dunkeln Mord, der allenfalls als eine Vergeltung für den der öffentlichen Sittlichkeit gebotenen Hohn angesehen wird. Von vorbedachtem Todtschlage ist dabei nur höchst selten die Rede; der Thäter hatte gar nicht die Absicht zu tödten; nur seine rohe Stärke hat ihn über das Mass seiner Rache getäuscht. Unter mehreren binnen sechs Jahren an

Freudenmädchen verübten Todtschlägen weiss ich nur einen, wo der Vorsatz erwiesen war; und diesen beging ein Gefängnisswärter beim Bagno, der seine Geliebte, mit der er zwanzig Jahre im Umgange gelebt, kaltblütig erstach, weil sie ihm untreu geworden, und sich dann mit der Erklärung, dass er nun zufrieden sterbe, den Gendarmen überlieferte. Ein Matrose würde eine solche Unthat nicht begehen; er weiss, wie er über solche Untreue zu denken hat, und sein Gewerbe lehrt ihn alle Tage, dieselbe zu verzeihen; das Meer, das er so liebt, ist ja noch viel unzuverlässiger als ein Weib.

Die zweite Todesart der Freudenmädchen ist die auf dem kümmerlichen Lager in ihrer Wohnung, dem Bordell. Aber nur Einzelnen wird es so gut, unter ihres Gleichen zu leiden und zu sterben. Bald ist es die besondere Freundschaft, die die alte Wirthin für sie hegt, welche ihr diese Gunst verschafft, bald ist sie ihre Nichte, die künftig einmal das Geschäft fortsetzen wird; oder ein gutherziger Kerl von Matrosen wendet sein Geld daran, seine arme Freundin „von sechs Landungen her“ auf der Stube heilen zu lassen; manchmal hat sich die Kranke auch selbst etwas erspart, und dann wird sie auf ihrem Schmerzenslager geduldet, weil der Arzt für sie einsteht und binnen einem Monat ihre Genesung verspricht. Selten wird einem solchen Mädchen, sobald sie dem Tode gewiss verfallen und dabei arm und ohne Beistand ist, verstattet, ihren letzten Seufzer auf dem durch ihre Liederlichkeit befleckten Bette auszuhauchen. Die Wirthinnen solcher Häuser sind unter allen alten bösen Weibern die unbarmherzigsten. Ich habe sie eine müt-

terliche Zärtlichkeit für ihre kranken Nymphen affectiren sehen, so lange diese noch Aussicht auf Herstellung hatten; sobald aber der Arzt keine Hoffnung mehr gab, liessen sie dieselben ohne Gnade ins Hospital schaffen. Wenn sie ihrer Kostgängerin auch nur acht Tage zugestehen sollen, muss diese schon eine von den gesuchten sein; gehört sie nicht zu diesen, so wird sie an dem ersten Tage ausgewiesen, wo sie nur verzehrt ohne etwas einzubringen.

Und doch ist es der einzige Wunsch dieser Unglücklichen, nicht im Hospitale zu sterben; und da sie wissen, was ihnen bevorsteht, so flehen sie den Arzt, sobald sie ihr Ende nahe fühlen, an, der Wirthin zu erklären, dass es keine Gefahr mit ihnen habe. Manche haben, um den Geiz der Alten zu betrügen, die entsetzlichsten Schmerzen erduldet und dabei gelacht, sie haben ihr Gewerbe fortgetrieben, während sie ihren verhehlten Qualen fast erlagen.

Und in einem solchen Falle habe ich erlebt, dass das Mädchen, dem Tode nahe, mich bat, sie vor der Ausweisung ins Hospital zu schützen, ihr einen Priester zu holen, damit sie ruhig sterben könnte; dass ich diesen Priester Abends zehn Uhr an den Ort führte, den sein Fuss unter keiner Bedingung sonst betreten haben würde; dass, während er die Sterbende tröstete, die Wirthin und sechs Matrosen hinter ihr eintraten, jene verwundert wieder hinausging, diese, mit ganz andern Absichten gekommen, plötzlich von der Macht des Augenblicks ergriffen, niederknieten, und in die Litanei des Priesters mit einstimmten. Am andern Morgen wurde ein bescheidner Sarg aus dem Hause getragen, voran ging der Priester, ihn begleiteten die

sechs Matrosen, und manche Blicke, die sonst in ähnlichen Fällen sich abgewendet hätten, folgten theilnehmend dem Zuge.

Doch glaube man nicht, dass dergleichen oft vorkäme. Nicht immer sind die Umstände so günstig, als sie dem Wunsche jener Sterbenden waren; zu viehisch gleichgültig sind die alten Wirthinnen jener Häuser, zu selten wird ein Arzt geholt, dergleichen Kranke zu behandeln, endlich haben die Geistlichen eine zu grosse Abneigung, da sie sich auf die Excommunication dieser Geschöpfe berufen.

Das ist aber gewiss, dass die allermeisten unter ihnen noch eine dunkle Erinnerung an bessere Lehren, die sie einst empfangen, behalten haben; eine Gottesleugnerin findet sich wohl niemals unter ihnen; keine aber denkt freilich daran, in den Schooss der Kirche zurückzukehren, da sie bei ihrem Ende von allem geistlichen Beistande verlassen sind. So bleiben sie schwankend, erstens weil sie nicht glauben, dass sie sterben werden, sodann, weil, wenn sie genesen sollten, sie, ohne Zufluchtsort und Unterhalt, doch wieder in ihr altes Gewerbe zurückfallen müssen. Sie wissen, dass sie von der Kirche ausgestossen sind, und dies Gefühl ist so tief in ihnen, dass sie nur einander selbst, wenn eine von ihnen im Hause stirbt, Trost zusprechen und die Sterbende auf Gottes Barmherzigkeit verweisen. Dieser Zuspruch aus solchem Munde, wird man freilich sagen, ist gar nichts werth; wenigstens beweist er aber doch, wie tief gegründet, und wie plötzlich erwachend selbst bei diesen gesunkenen Geschöpfen das nie verkannte und nie vergessene religiöse Bedürfniss ist.

In Städten wie Paris, Toulon und Marseille, wo das Gewerbe des Freudenmädchens weder Abscheu noch Verachtung erregt, weil dasselbe mehrere Industriezweige erhält, und alles Gold, das der Matrose zur See erwirbt, durch ihn in die Hände des Freudenmädchens und von da in viele andere übergeht, ist es leicht, dieses Leben in allen seinen Eigenheiten zu beobachten, und da findet sich denn auch, dass in diesen untersten Classen der Menschheit, bei dem Matrosen und bei seiner Dirne, nicht jeder Sinn für Religion erloschen ist. Niemand ist treuherziger und unbefangener in seinem Glauben, als der Matrose, der heute in die Kneipe geht, morgen sich auf den Weg macht, um barfuss über die Berge zu pilgern, und in irgend einer Kapelle sein *ex voto* für die Rettung aus dem Sturme darzubringen. Noch an demselben Abend ist er wieder zurück und marschirt fröhlich und bestens angeputzt durch die Strassen, seine Dulcinea am Arme, jedes mit einen Blumenstrauss geschmückt; und damit man weiss, dass es ihm sehr wohl sei, lässt er eine Drehorgel vor sich herziehen. Dieser Matrose und dieses Freudenmädchen, die die öffentliche Meinung ins Gesicht schlagen, halten dennoch still, sowie sie das Viaticum vorübertragen sehen; und während die vornehme Dame gleichgültig ihres Weges geht, fährt das lustige Paar auseinander, sammelt sich einen Augenblick, und wirft sich auf die Knie vor dem Mysterium, das es wohl vergessen konnte, nie aber geschmäht hat oder zu ergründen suchte.

Ueberhaupt sind diese beiden Menschenclassen aus dem nämlichen Thone geknetet, dessen Atome auf unsern Planeten geworfen scheinen, um sich gegen-

seitig anzuziehen. Beide ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, haben nichts gelernt, aber auch die Lehren, die sie im elterlichen Hause empfangen, nicht gänzlich vergessen; und sie leben wie das Sommerinsect, das im Freien leuchtet und zirpt, unbekümmert um den Donner, der über ihm rollt, und um den Wanderer, dessen Fuss es im nächsten Augenblick zertreten kann. Die eine fürchtet den Tod im Hospitale, weil sie nicht gern dem anatomischen Messer verfallen will, der andere fürchtet ihn auf offener See, weil er nicht den Haifischen zum Frasse dienen will. Eines Tages war ein Matrose in den letzten Zügen sehr bekümmert. Seine Kameraden wollten ihn trösten und riethen ihm, sich den Bart scheeren zu lassen, denn er komme ihnen ganz wohl vor. Der Sterbende richtete sich auf und antwortete, ohne eine Miene zu verziehen: „Nichts wird geschoren. Wollte Gott, meine Perrücke wäre zehn Fuss lang! dann wollte ich alle Haifische der Welt herausfordern, mich zu verschlingen!“

Zu sterhen wissen diese beiden Menschenklassen sehr wohl, obgleich in ihren letzten Stunden der Beistand der Religion nicht in Begleitung des Poms und der Trauer zu ihnen kommt. Ich habe in den Marinehospitälern hundert Mal erlebt, dass der todtkranke Matrose nicht daran dachte, einen Geistlichen zu verlangen, sich aber sehr gut für seine Ermahnungen anliess, wenn er ungerufen kam. Das Nämliche gilt von den Freudenmädchen; alle Geistlichen, die ich darüber befragte, besonders die, welche es sich zur besondern Aufgabe gemacht hatten, solche Gefallene wieder auf den rechten Weg zurückzuführen, haben mir versichert, dass ein solches Mädchen, sobald sie

den Tod fühlt, und sich daher für immer von dem Joche des Bordells befreit weiss, auf ihrem ärmlichen Lager wenigstens eben so gut stirbt, als gewisse Damen, die ihre Liederlichkeit nicht mit Armuth und Verlassenheit entschuldigen können.

Die dritte Todesart dieser Dirnen ist die im Hospitale. Wenn eine solche mit einem unheilbaren Uebel dahin gebracht wird, ist sie nicht mehr das Frauenzimmer, das schon früher, von Ansteckung vergiftet, dort behandelt wurde, und auf welche Moral und Religion gänzlich Verzicht geleistet hatten. Heute ist sie die überwundene Samariterin, die Wittwe ihrer Reize, ganz in ihrer Vernichtung. In allen möglichen Lagen des Lebens aber ist das Weib vorzugsweise elastisch, und das schlechteste Mädchen gehört in diesem Punkte eben so gut zu ihrem Geschlecht als die vornehme Dame, die Alles gelernt hat, auch die classischen Formen des erbaulichen Todes.

In einem gut verwalteten Hospitale überrascht und rührt uns die Reinlichkeit, die Ordnung, die Stille, die ehrbare Haltung der Bewohner und ihr religiöser Sinn. Sobald eine Dirne vierzehn Tage dort ist, hat sie sich das Alles ebenfalls angeeignet. Reinlich, sauber und anständig gekleidet liegt sie in ihrem Bett; die graue Schwester findet sie unterwürfig und ergeben; der Geistliche naht sich ihr mit Zutrauen, und ihr Blick verkündet ihm ihre Dankbarkeit und ihre Reue. Er, wohlerfahren in der Kunst, solche Sünderinnen zu behandeln, redet mit ihr zuerst von ihren Hoffnungen auf Genesung und verspricht ihr, sie in sein Gebet einzuschliessen. Das Mädchen vergisst ihre Schmerzen und schöpft neue Hoffnung, während dessen

ihre Seele, genährt mit den Wahrheiten der Religion, sich mehr und mehr zu den unendlichen Regionen des Erbarmens und der Gnade erhebt. Es bedarf wirklich nur eines guten Geistlichen und eines guten Hospitals, um binnen vierzehn Tagen ein solches Wesen so weit umzuwandeln, dass sie den Antheil des Moralisten und des Christen erregt; und wenn ihr letzter Tag kommt, wenn sie in sich selbst und mit Gott versöhnt stirbt, dann, ihr Weltleute, die ihr das arme Mädchen anspieet, die euren nächtlichen Lüsten sich preisgeben musste, seht zu, ob ihr sie auf ihrem Sterbebette wieder erkennt? Schmerz, Reue und Hoffnung haben ihre einst kühnen und herausfordernden Züge umgewandelt, das Freche in ihnen ist verschwunden, so sehr, dass ein Maler, der eine ergebene Sterbende darstellen will, hier das Vorbild dazu finden kann.

Es giebt unter diesen Dirnen welche, die ehrbaren Familien angehören und durch „Unglücksfälle“ genöthigt gewesen sind, das elterliche Haus zu verlassen. Frühzeitig erwachte Sinnlichkeit hat sie meistens zu diesem Schritt vermocht, und sie sind in einem Anfall wahrer Liebeswuth nach der grossen Stadt gezogen. Ich habe mehrere solcher Unglücklichen gekannt, habe sie dann ermattet, gesättigt und geheilt wiedergefunden; aber Scham und Sitte war von ihnen gewichen; ohne Reue und ohne Sorgen liessen sie sich unter ihres Gleichen von dem Strome treiben. Manchmal aber von einem unheimlichen Uebel zernagt und dem Tode nahe, erinnern sie sich, dass sie eine alte fromme Mutter, dass sie mitleidige Freunde haben, die sie in ihrer unglücklichen Lage um Beistand an-

rufen können. Kommen solche Verirrte in die Heimath zurück, wo sie ihre glücklichen Kinderjahre verlebt, so hat ihr Sterben noch etwas Ergreifenderes als das der Reuigen im Hospitale.

Eines Abends wurde ich noch um elf Uhr in ein räucheriges Dachstübchen geholt, wo ich eine Person finden sollte, die im Sterben lag und die behauptete, dass ich sie kenne. Sie habe mir ein Familiengeheimniss anzuvertrauen. Aus einem blassen abgehärmten Gesicht fand ich ein Mädchen heraus, die vormals sehr schön und hochgebildeten Geistes gewesen war, und deren romanhafte Abenteuer eine sehr gemeine Entwicklung genommen hatten, sie war bis zur elendesten Dirne herabgesunken. Als sie mich erblickte, bedeckte sie das Gesicht und schluchzte laut auf. Ich liess sie sich ausweinen, wie man eine natürliche Krise sich selbst überlässt; und meine Gedanken verloren sich in die Erinnerungen meiner Jugendzeit, wo ich dieses Mädchen noch in dem vollen Glanze ihrer Reize, und wahrhaft angebetet von einer Menge Bewunderer ihrer Schönheit gekannt hatte; meine Hand hielt die ihrige, die jetzt knochendürr war und von beissender Fieberhitze brannte. Sie war den Tag vorher von Marseille angekommen, und hatte von mir reden hören, dass ich wohl im Stande sein könne, ihr zu helfen. Hierin betrog sie sich; ich konnte nur ihr Sterben erleichtern. Ich erzählte ihr von ihrer alten Mutter; es kostete einige Mühe, diese zu ihren Gunsten zu überreden. Ein alter Geistlicher vereinigte seine Bitten mit den meinigen, und so wurde denn unsere Kranke am andern Morgen in das Haus der Mutter geschafft; die Erschütterung beim Wiedersehen, der Anblick des

Zimmers, wo sie ihre glücklichen Jahre zugebracht hatte, griffen sie so an, dass sie dem Tode nahe kam. Aber sie starb wenigstens versöhnt mit den Ihrigen und mit Gott. Der Geistliche, den ich nach Hause begleitete, erzählte mir von ihrer Reue und Ergebung in ihr Schicksal; er war überzeugt, hier eine verlorne Seele dem Guten wiedergewonnen zu haben. Auch schien sie nach ihrem Tode zu schlafen, wie ein Kind; der Strahl der Hoffnung verklärte das blasse Antlitz. Es spricht schon etwas für die Unsterblichkeit der Seele, wenn man sieht, wie die morsche hinfällige Hülle einen ganz andern Ausdruck gewinnt, sobald die Seele, dieser Hauch Gottes, ihre letzte Rührung darauf zurücklässt, indem sie sich zur Ewigkeit aufschwingt. Nicht die Sterbende mehr, den reinen Geist erblickt man in solchen Augenblicken. Schade, dass noch kein Maler wie unser Lesneur, der uns den Tod des Gerechten und den des Schuldigen gab, versucht hat, die Züge des gefallen Mädchens wiederzugeben, die im Tode sich dem Guten wieder zugewendet hat. Hier hätte er das rechte Vorbild gefunden.

Uebrigens gehört ein solcher Tod doch unter dieser Classe zu den Seltenheiten. Ich habe aber noch andere merkwürdige Beobachtungen, die hier einschlagen, gemacht. Es giebt unter den Mädchen gemeinen Standes Sonderlinge, die jede Art von Verworfenheit, Unzucht und Gottlosigkeit zur Schau tragen, durch ihre Worte und ihr Benehmen den Gevatterinnen des Orts Stoff zu den ärgsten Nachreden geben, in diesem allen bis zum Tode beharren, der sie am wenigsten zu einer Umkehr bringt, und, wunderbar genug, für nichts Anderes Sorge tragen, als zu erhärten, dass sie

bei alledem mit Unrecht für das gehalten worden sind, was sie ihren ganzen Wesen nach schienen.

Sie sind im Stande, für ihre seltsame Laune Alles aufs Spiel zu setzen. Man sieht sie auf Abenteuer ausgehen, die öffentliche Meinung hat sie längst geächtet, und dennoch haben sie sich frei von dem entscheidenden Fehltritt zu erhalten gewusst. Niemand hat sie zur Frau nehmen wollen, und doch haben sie gerade diejenige Unschuld, die von der Frau verlangt wird, behalten. Die Tochter einer in den Zeiten der Revolution berüchtigten Dirne, von ihres Gleichen oft wegen ihrer Tugend geneckt, wurde in ihrem vierundzwanzigsten Jahre krank und starb. Kurz vor ihrem Tode, und nachdem sie eben erst einen Geistlichen, der sich ihrer annehmen wollte, grob abgefertigt hatte, sagte sie mit feierlichem Ernste, in Gegenwart einer Dame, von der sie verbrecherischer Versuche zum Kindermord bezüchtigt worden war: „Herr Doctor, ich will die hiesigen Frommen beschämen. Wenn ich gestorben bin, öffnen Sie meinen Körper, und Sie zuerst werden erstaunen, dass ich noch Jungfrau bin.“ Die Section wurde gemacht, und die Bestätigung setzte auch die Ungläubigsten in Erstaunnn. Ein andermal war es ein junges Mädchen, leichtsinnig, unbesonnen, und mit allen möglichen Leuten Umgang pflegend, über welche die bösen Zungen ihren schärfsten Geifer ergossen. Bei der Heimkehr vom Balle in einer rauhen Winternacht zog sie sich eine Lungenentzündung zu, die tödtlich wurde. Sie beichtete; da aber die Verleumdung sie bis aufs Sterbette verfolgte, so wurde der Geistliche bedenklich, ob er ihr die Absolution ertheilen sollte. Nun veranlasste

sie den Geistlichen selbst, den Arzt um die Oeffnung ihres Körpers anzugehen, damit alle jungen Mädchen des Ortes beschämt würden. Ihr Wille wurde erfüllt, und er stellte ihren so sehr angetasteten und von ihr selbst preisgegebenen Ruf wieder her.

Aber auch diese Fälle sind äusserst selten, und sie beweisen nur, dass es den betreffenden Personen nicht um eine sittliche Wiedergeburt, sondern um den äusseren Schein einer Tugend zu thun war, die sie dennoch nicht besassen.

Jedoch es ist Zeit, den Vorhang über ein Gemälde zu ziehen, welches wir von der Seele entwarfen, die im Augenblicke des Entfliehens das, was sie in ihrem Innern hegt, ohne es, wie sie möchte, verständlich machen zu können, nun in fratzenhaften Verzerrungen auf dem Antlitz des Sterbenden widerspiegeln macht. Was aber davon beim Todeskampfe gesunkener Frauenzimmer zur Beobachtung kommen mag, wird noch weit übertroffen von den letzten Stunden jener alten Megären, deren Wiege das Bordell, deren Jugend eine unausgesetzte wüste Orgie war, und deren Alter endlich nur eine Reihe heimlicher Kuppeleien ausfüllt. Unter allen menschlichen Wesen kenne ich keins, das tiefer stände. Von einer verlornen Mutter abstammend, hat sie schon mit dem Leben die Ansteckung empfangen; dann hat sie dieselbe für sich selbst nach Möglichkeit aufgenommen, und oftmals durch die herkömmliche Behandlung gegangen, ist durch diese der letzte Rest von Vernunft und menschlicher Sittigung in ihr vollends abgestumpft worden.

Auch ein solches Geschöpf habe ich sterben sehen. Ein altes Weib, die lange einer Bordellwirthschaft

vorgestanden, hatte dabei genug erworben, um, wie es solche gewöhnlich thun, den Ertrag ihrer Betrieb-samkeit auf dem Lande zu geniessen. Sie wurde jedoch bestohlen, wollte ihren Verlust nicht überleben, und vergiftete sich mit Arsenik. Ein armer Pudel, das einzige Wesen, zu dem die Alte einige Zuneigung hatte, ging dabei mit zu Grunde, indem er die andre Hälfte des vergifteten Eierkuchens gefressen hatte. Ich glaubte Faust's Hexe vor mir zu sehen; man gestatte mir, die Scenen zu verschweigen, die ich dort erlebte.

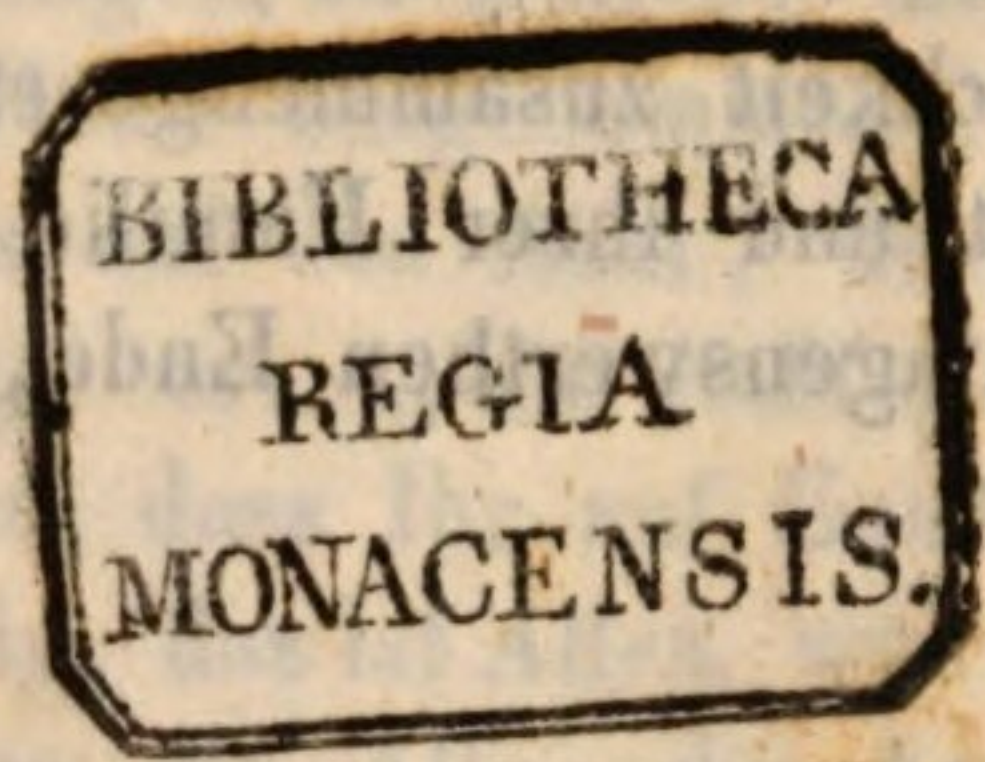
Das Leben dieser Weiber ist aber nur eine Reihe von Abscheulichkeiten der empörendsten Art. Keine ist unter ihnen, die nicht ein oder mehrere Male dem Criminalgericht verfallen gewesen wäre; nur gehen sie aus den Gefängnissen hervor, wie die Galeerensträflinge aus den Bagnos, schlimmer als vorher. Unter mehrern dieser Classe waren fünf wegen Verlockung junger armer und verwaister Mädchen zu schwerer Gefängnisstrafe verurtheilt; neun hatten mehrmals gestohlen; fünf waren in Morde verwickelt, die in ihren Häusern begangen worden; eine hatte mit eignen Händen einen Kunden, der kein Geld mehr gehabt, erschlagen; eine hatte ihre Mutter beinahe getödtet. Dass sie auf dem Sterbebette noch Gott lästern und leugnen, ist nichts Seltenes. Wer aber hätte sie auch etwas Besseres lehren sollen? Die Männer, die bei ihnen ein- und ausgehen, zu welchen Ständen sie auch gehören mögen, kommen nicht in dunkler Nacht zu ihnen, um dort eine Schule der Rechtschaffenheit und Mässigung zu errichten.

Oder, wenn sie in der Todesangst Reue zu empfinden scheinen, so ist diese nie eine andere, als eben

nur von der Todesangst abgepresste. Ein Geistlicher hatte es gewagt, ein solches Gefäss voll moralischen Schmutzes reinigen zu wollen, und war mit dem Anschein der Reue aufgenommen worden. Jedermann erstaunte, bis auf den Arzt, der sie genauer kannte. „Was“, sagte er, „Ihr habt Euch bekehrt? Ist es wirklich wahr, dass Ihr auf Euer Gewerbe verzichtet? Seid aufrichtig, das ist Alles, was ich verlange.“ Darauf antwortete die Alte, die Arme in die Seite gestemmt, ganz gleichgültig: „Eigentlich bin ich heute keine bessere Christin, als in den guten Tagen, wo meine Betriebsamkeit meine Börse füllte. Aber, sehen Sie, am Rande des Grabes will man hinein, wie jeder Andere; würde es mir so gut, am Leben zu bleiben, na, um Niemand etwas schuldig zu sein, würde ich es wieder anfangen, wo ich es gelassen hätte“.

Wir schliessen hiermit unsere Betrachtungen über das Sterben der Frauen aus dem lediglich moralischen Gesichtspunkte. Es ergiebt sich, dass die grosse Verschiedenheit, wie sie das Drama ihres Lebens beenden, gänzlich von dem Grade ihrer Sittlichkeit, ihres religiösen Sinnes und ihres Verhältnisses zu den Forderungen und Bestimmungen ihres Geschlechts abhängt, namentlich aber davon, welche Leidenschaft, welcher fixe Gedanke ihr ganzes Dasein einnahm. In jedem Stande ist es die Frau eines einzigen Mannes und die Mutter, deren letzte Augenblicke die feierlichsten und erhabensten sind. Die Widersprüche aber in unserer heutigen Erziehung, die wir bezeichnet haben, und die in dem weiblichen Gemüth die eitle Anmassung der Rolle des Mannes hervorrufen, diese sind die Quellen der zahlreichen Verirrungen aus Ueber-

reizung des Geistes, der proteusartigen Nervenkrankheiten, die aus dem Weibe dann ein ganz eigenthümliches, aus Stärke und Schwachheit, aus moralischer Grösse und Erbärmlichkeit zusammengesetztes Wesen machen, die sie Gott und ihrer Familie entfremden, und sie zu einem beklagenswerthen Ende, zum kleinemüthigen Tode führen.



Leipzig, Druck von Hirschfeld.

Feb. 5. 79
42

Feb. 4. 79
50

Zettler.

Lauvergne, Hubert,

Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft aus den
Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet

Bd.: 1

Leipzig (1843)

Anthr. 84 o-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255298-5